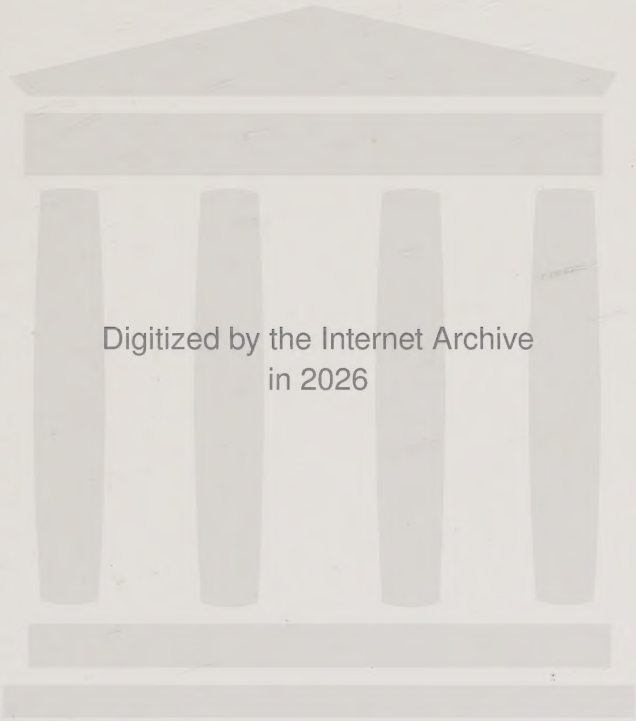
Friedrich der Große
Geschichte meiner Zeit

VERLAG LOTHAR BOROWSKY

»Geschichte meiner Zeit« ist zweifellos Friedrichs des Großen (1740 bis 1786) literarisches Meisterwerk, in dem er seine eigene Regierungszeit darstellt. Als Historiker erhebt er Anspruch auf Unparteilichkeit: »Frei habe ich mich über alle Vorurteile erhoben, Fürsten, Könige, Verwandte habe ich als Menschen gewöhnlichen Schlages betrachtet.«
Er beginnt seine Darstellung bald nach der Beendigung des Ersten Schlesischen Krieges und führt sie mit Unterbrechungen bis ins hohe Alter fort.
Wahrscheinlich unter dem Einfluß Voltaires berücksichtigte er auch die Philosophie, die Kunst und die Literatur seines Zeitalters. Er ersucht um Nachsicht, zuviel Raum verwandt zu haben auf die »Trottel im Purpurgewande und die Gaukler in der Bischofsmütze... Hingegen die Entdeckung neuer Wahrheiten zu verfolgen, den Ursachen der Veränderungen in den Sitten nachzuspüren und die Anlässe zur Vertreibung der finsteren Barbarei zu erforschen, die sich der Aufklärung der Geister widersetzte: das sind sicherlich Gegenstände, der Beschäftigung aller denkenden Geister würdig.«
Neben den »Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg« zählt Friedrichs des Großen »Geschichte meiner Zeit« zu den besten historischen Schriften des modernen Europa vor Gibbon.

Verlag Lothar Borowsky


Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/geschichtemeiner0000ia41

FRIEDRICH DER GROSSE

Geschichte meiner Zeit

Friedrich der Große

Geschichte meiner Zeit

Mit Illustrationen
von Adolph von Menzel

VERLAG LOTHAR BOROWSKY
MÜNCHEN

Als Bildvorlage zu vorliegendem Band
dienten die von Gustav Berthold Volz
herausgegebenen Werke Friedrichs des Großen in 10 Bänden,
Berlin 1913.

Als Textvorlage zu vorliegender Ausgabe
dienten die von J. M. Jost
herausgegebenen und übersetzten Werke
Friedrichs des Großen in Prosa, Berlin 1837.

Alle Rechte vorbehalten
Verlag Lothar Borowsky
Gesetzt aus der Garamond-Antiqua
Schutzumschlag: Hans Kotrba
Gesamtherstellung: Welsermühl, Wels
Printed in Austria

Die meisten Geschichtswerke, die wir haben, sind zusammengetragene Lügen, mit einigen Wahrheiten vermischt. Unter den erstaunlich vielen Tatsachen, die uns überliefert worden sind, kann man nur diejenigen, die entweder als Ursachen der Erhebung oder des Sturzes eines Staates Epoche machten, für bewährt annehmen. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Schlacht bei Salamis stattgefunden hat und daß die Perser von den Griechen besiegt worden sind. Es ist auch außer Zweifel, daß Alexander der Große sich das Reich des Darius unterworfen hat, daß die Römer die Karthager, den Antiochus und den Perseus besiegt haben; all dies ist um so zuverlässiger, als sie alle diese Länder besessen haben. Die Geschichte gewinnt noch mehr Glaubwürdigkeit in den Nachrichten über die Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, Augustus und Antonius durch die Zuverlässigkeit der zeitgenössischen Schriftsteller, die uns diese Begebenheiten beschrieben haben. Niemand kann den Umsturz des west- und des oströmischen Reiches bezweifeln; denn man sieht aus den Trümmern des römischen Reiches neue Königreiche entstehen und sich fortbilden. Aber wenn uns die Neugier antreibt, in die einzelnen Umstände der Tatsachen jener entfernten Zeiten einzudringen, so stürzen wir uns in ein Labyrinth voller Dunkelheit und Widersprüche, und wir haben keinen Faden, um den Ausgang wiederzufinden. Liebe zum Wunderbaren, Vorurteil der Geschichtsschreiber, mißverstandener Eifer für ihr Vaterland, Haß gegen vormals feindliche Nationen – alle diese verschiedenen Leidenschaften, die deren Feder geführt haben, und der bedeutende Abstand der Zeit, in der sie schrieben, von den Begebenheiten selbst haben die Tatsachen so verändert und entstellt, daß man selbst mit Luchsaugen nicht imstande wäre, durch den Schleier zu dringen.

Unter der Menge Geschichtsschreiber der Alten Welt unterscheidet man indessen mit Vergnügen Xenophons Beschreibung des Rückzugs der zehntausend, die er selbst befehligte und nach Griechenland zurückführte. Thukydides zeichnet sich ebenso vorteilhaft aus. Es gereicht uns zur Freude, in den Bruchstücken, die uns von Polybius, dem Freund und Gefährten des Scipio Africanus, erhalten sind, die Tatsachen, die er als Augenzeuge berichtet, zu finden. Ciceros Briefe an seinen Freund Attikus haben denselben Charakter; er selbst spielte eine Rolle in den Szenen, die er darstellt. Ich nenne auch Cäsars Kommentarien, die in der edlen Einfalt eines großen Mannes geschrieben sind. Was auch Hirtius dagegen sage, die Berichte anderer Schriftsteller stimmen mit den Kommentarien hinsichtlich der dort beschriebenen Ereignisse völlig überein. Seit Cäsar aber enthält die Geschichte nichts als Lob- oder Schmähreden. Die Barbarei der folgenden Zeit hat aus der Geschichte des Kaiserreiches ein Chaos gemacht, und es findet sich weiter nichts Anziehendes als die Denkwürdigkeiten, die die Tochter des Kaisers Alexius Comnenus verfaßt hat, denn sie berichtet, was sie erlebt hat. Später haben die Mönche, die einzigen, die noch einige Kenntnisse besaßen, Annalen hinterlassen, die sich in den Klöstern vorfanden und die die deutsche Geschichte beleuchtet haben; aber welches Geschichtsmaterial war das! Die Franzosen hatten ihren Bischof von Tours, ihren Joinville und das Tagebuch des l'Estoile, schwache Sammler, die alles aufschrieben, was sie zufällig gehört hatten, aber selten gut darüber unterrichtet waren. Seit dem Wideraufblühen der Wissenschaften ist die Schreiblust zur Schreibwut geworden. Wir besitzen gar zu viele Denkwürdigkeiten, Erzählungen und Berichte; man darf sich aber nur an die kleine Zahl derjenigen Geschichtsschreiber halten, die in Ämtern waren, die selbst mitwirkten oder die von ihren Landesfürsten die Erlaubnis hatten, die Archive zu durchsuchen; so der Präsident de Thou, Philippe de Comines, der Fiskal des Tridentinischen Konzils, Vargas, Mademoiselle

d'Orléans, der Kardinal von Retz usw. Hierher gehören auch die Briefe von d'Estrade und die Denkwürdigkeiten de Torcys – sehr anziehende Werke, besonders das letztere, das das Testament Karls II. von Spanien, über das die Meinungen so geteilt waren, als echt darstellt.

Diese Betrachtungen über die Unzuverlässigkeit der Geschichte, die mich beschäftigten, haben in mir den Gedanken erzeugt, die herausragendsten Ereignisse, in denen ich mitgewirkt oder die ich selbst erlebt habe, der Nachwelt zu überliefern, damit diejenigen, die künftig diesen Staat regieren werden, die wahre Lage der Dinge, als ich zur Regierung kam, die Ursachen meiner Handlungsweise, meine Mittel, die Pläne unserer Feinde, die Unterhandlungen, die Kriege und besonders die Ruhmestaten unserer Offiziere, die auf Unsterblichkeit Anspruch haben, erkennen mögen.

Nach den Revolutionen, die zuerst das weströmische, dann das oströmische Reich umstürzten, den großen Siegen Karls des Großen, der glänzenden Zeit Karls V., den Unruhen, die die Reformation in Deutschland verursachte, die dreißig Jahre dauerten, und dem Krieg, der der spanischen Erbfolge wegen ausbrach, gibt es kein bemerkenswerteres und wichtigeres Ereignis als dasjenige, das durch den Tod Kaiser Karls VI., des letzten männlichen Erben aus dem Hause Habsburg, veranlaßt wurde.

Der Wiener Hof wurde von einem Fürsten angegriffen, den dieser nicht für mächtig genug hielt, um ein solches Unternehmen zu wagen. Bald bildete sich eine Verschwörung unter Königen und Fürsten, die alle an der großen Erbschaft teilhaben wollten. Die Kaiserkrone kam an das bayerische Haus, und als es den Anschein hatte, daß alle Ereignisse zusammenträfen, um die junge Königin von Ungarn zu stürzen, wußte sich diese Fürstin durch Entschlossenheit und Gewandtheit mittels Aufopferung Schlesiens und eines kleinen Teils des Mailändischen aus der gefährlichen Lage zu ziehen. Mehr konnte man von einer jungen Fürstin nicht erwarten, die, kaum auf den Thron gestiegen, sich sogleich

des Geistes der Regierung bemächtigte und die Seele ihres Staatsrats wurde.

Da dieses Werk für die Nachwelt bestimmt ist, fühle ich mich frei von dem Zwang, die Lebenden zu berücksichtigen und eine gewisse, mit der offenen Wahrheit nicht verträgliche Schonung zu beachten; ich werde ohne Rückhalt und ganz laut aussprechen können, was man im stillen denkt. Die Fürsten werde ich schildern, wie sie sind, ohne Vorliebe für die, die meine Verbündeten, und ohne Haß gegen die, die meine Feinde waren; von mir selbst werde ich nur sprechen, wenn es durchaus nötig ist, und man wird mir erlauben, von mir nach Cäsars Beispiel – um nicht tadelnswerte Eigenliebe zu zeigen – in der dritten Person zu reden. Die Nachwelt richtet uns, und wenn wir klug sind, kommen wir ihr durch strenge Selbstbeurteilung zuvor. Das wahre Verdienst eines Fürsten besteht im aufrichtigen Streben nach dem allgemeinen Besten, in der Liebe zu seinem Land und zum Ruhm; ich sage zum Ruhm, denn der glückliche Naturtrieb, der die Menschen mit dem Wunsch nach einem guten Namen beseelt, ist die wahre Quelle heroischer Taten; es ist der Seelennerv, der den Menschen aus der Schlaffheit ermuntert und zu nützlichen, nötigen und löblichen Unternehmungen antreibt. Alles, was wir in diesen Nachrichten hinsichtlich Unterhandlungen, Briefwechsel der Fürsten oder unterzeichneten Verträgen angeben, ist durch die in den Archiven vorhandenen Beweise begründet. Die Wahrheit der militärischen Taten können wir als Augenzeuge verbürgen; mancher Schlachtbericht ist erst zwei bis drei Tage später aufgesetzt worden, damit er desto genauer und der Wahrheit möglichst getreu würde.

Die Nachwelt liest vielleicht in diesen Darstellungen mit Erstaunen, daß Traktate geschlossen und wieder gebrochen wurden. Obgleich es nichts Ungewöhnliches ist, so wäre dies doch für den Verfasser dieses Werkes keine Rechtfertigung, wenn er nicht bessere Gründe hätte, seine Handlungsweise zu entschuldigen. Das Interesse des Staates muß die

Richtschnur der Fürsten sein. Die Fälle, die einen Bruch geschlossener Bündnisse herbeiführen, sind: 1. wenn der Verbündete seine Verpflichtungen nicht erfüllt; 2. wenn er die Absicht hat, den anderen zu täuschen, so daß dieser keinen anderen Ausweg hat, als jenem zuvorzukommen; 3. wenn eine größere Macht den einen unterdrückt und ihn zwingt, seine Verträge mit anderen zu brechen; 4. wenn die Mittel nicht mehr reichen, einen vertragsmäßigen Krieg fortzusetzen.

Es ist leider einmal so, daß das unglückselige Geld einen allgemeinen Einfluß ausübt. Die Fürsten sind Sklaven ihrer Mittel, das Wohl des Staates ist ihr Gesetz, und dies ist unveränderlich. Wenn der Fürst die Pflicht auf sich hat, sein Leben dem Wohl seiner Untertanen zu opfern, so ist er um soviel mehr verpflichtet, ihnen Verbindungen aufzuopfern, deren Fortdauer ihnen nachteilig sein würde. Beispiele, daß so Traktate gebrochen wurden, finden sich häufig. Wir wollen diese nicht allesamt rechtfertigen; aber ich wage zu behaupten, daß es Beispiele gibt, wo Not oder weise Vorsicht, Klugheit oder das Wohl der Völker die Übertretung der Verträge unbedingt fordern, da den Fürsten kein anderes Mittel übrigbleibt, um ihren Untergang zu vermeiden. Wenn Franz I. den Vertrag von Madrid erfüllt hätte, hätte er nicht bloß Burgund eingebüßt, sondern einen Feind mitten ins Herz seiner Staaten hineingesetzt. Dadurch hätte er Frankreich in den traurigen Zustand zurückgebracht, in dem es unter Ludwig XI. und Ludwig XII. gewesen war. Wenn sich nach der von Karl V. gewonnenen Schlacht bei Mühlberg der protestantische Bund Deutschlands nicht durch Frankreichs Beitritt verstärkt hätte, hätte Deutschland die Ketten tragen müssen, die ihm der Kaiser schon lange bereitet hatte. Hätten die Engländer das ihrem Vorteil so entgegenlaufende Bündnis Karls II. mit Ludwig XIV. nicht gebrochen, so lief ihre Macht Gefahr, um so mehr vermindert zu werden, als Frankreich im politischen Gleichgewicht Europas England sehr überwogen haben würde.

Kluge Männer, die schon in den Ursachen die Wirkungen voraussehen, müssen sich zeitig den ihren Vorteilen entgegenstrebenden Ursachen widersetzen. Es sei mir erlaubt, mich über diesen zarten Gegenstand, den man noch nicht sorgfältig behandelt hat, genauer zu erklären. Es scheint mir klar und erwiesen, daß ein Privatmann streng sein Wort halten muß, selbst wenn er es unvorsichtigerweise gegeben hat. Wenn der andere Teil ihm nicht Wort hält, kann er den Schutz des Gesetzes anrufen, und welche Folgen es auch haben möge – immer leidet nur der einzelne; aber an welche Gerichtshöfe soll sich ein Landesherr wenden, wenn ein anderer Fürst die eingegangenen Verpflichtungen verletzt? Das Wort eines Privatmannes zieht nur das Unglück eines einzelnen nach sich, das der Fürsten allgemeines Unheil ganzer Nationen. Alles ist also auf die Frage zurückzuführen: Ist es geratener, daß ein Volk zugrunde geht oder daß der Fürst seinen Vertrag bricht? Wer möchte so dumm sein, bei Entscheidung dieser Frage zu schwanken?

Man sieht also aus den angegebenen Fällen, daß man, um über die Handlungsweise eines Fürsten zu urteilen, zuvor die Umstände, in denen er sich befand, das Verhalten seiner Verbündeten und die ihm zu Gebote stehenden oder fehlenden Hilfsmittel zur Erfüllung seiner Verpflichtungen reiflich erwägen muß. Denn, wie gesagt, der bessere oder schlechtere Zustand der Finanzen gleicht dem Puls der Staaten und hat mehr, als man glaubt und erfährt, Einfluß auf politische und militärische Unternehmungen. Die Leute, die die einzelnen Ursachen nicht wissen, urteilen nur nach dem äußeren Schein und irren daher in ihren Entscheidungen; aus Klugheit darf man ihnen die Wahrheit nicht enthüllen, denn es wäre noch größere Torheit, aus falschem Ehrgefühl die schwache Seite des Staates öffentlich verlauten zu lassen; die Feinde würden, durch eine solche Entdeckung erfreut, nicht zögern, sie zu nutzen. Die Klugheit erfordert daher, daß man die Leute frei ihre unbesonnenen Urteile äußern läßt und – weil man sich nicht, ohne den Vorteil des Staates zu

benachteiligen, rechtfertigen darf – sich damit begnügt, seine Handlungsweise vor den unbefangenen Augen der Nachwelt zu rechtfertigen.

Vielleicht mißfällt es nicht, wenn ich einige allgemeine Betrachtungen über die in meiner Zeit vorgefallenen Ereignisse zu dem Gesagten noch hinzufüge. Ich habe gesehen, daß kleinere Staaten sich gegen die größten Monarchien behaupten können, wenn sie gehörig tätig sind und in ihren Geschäften gute Ordnung halten. Ich finde in großen Reichen bedeutende Mißbräuche; sie sind voll Verwirrung und gewinnen ihr Bestehen nur aus der Menge ihrer Hilfsquellen und der inneren Kraft ihrer Masse. Die Ränke der Höfe würden minder mächtige Fürsten zugrunde richten; sie schaden immer, aber hindern nicht, daß zahlreiche Heere ihr Gewicht behalten.

Ich bemerke ferner, daß alle weit von den eigenen Grenzen geführten Kriege nicht so glücklich ausfallen wie die in der Nähe des Vaterlandes. Sollte das nicht auf dem natürlichen Gefühl des Menschen beruhen, daß es gerechter ist, sich zu verteidigen, als seinen Nachbarn zu berauben? Vielleicht aber ist der physische Grund wichtiger als der moralische, weil es nämlich bei zu großer Entfernung von den eigenen Grenzen schwerfällt, die Lebensmittel herbeizuschaffen, zur rechten Zeit frische Mannschaft, Pferde, Kleidung, Kriegsvorrat usw. zu erlangen. Dazu kommt noch, daß, je weiter sich die Truppen in fremde Länder hineingewagt haben, sie desto mehr fürchten müssen, daß ihnen der Rückzug abgeschnitten oder erschwert werden könnte.

Sehe ich die starke Überlegenheit der englischen Flotte über die der Franzosen und Spanier, so staune ich, wie Philipps II. Marine, die einst über die englische und die holländische ein so großes Übergewicht hatte, diese bedeutenden Vorzüge nicht behalten konnte. Ich bemerke ferner mit Erstaunen, daß alle Rüstungen zur See mehr zum äußeren Schein als zur Wirkung vorgenommen werden und, statt den Handel zu schützen, vielmehr seine Vernichtung gar nicht hin-

dern. Auf der einen Seite zeigt sich der König von Spanien, Herr von Potosí, in Europa verschuldet und in Madrid Gläubiger seiner Staats- und Hofdiener; auf der anderen Seite der König von England, der die seit dreißig Jahren in Großbritannien mühsam gesammelten Guineen mit vollen Händen vergeudet, um die Königin von Ungarn zu unterstützen und die Pragmatische Sanktion aufrechtzuerhalten – und trotzdem ist die Königin von Ungarn genötigt, um das übrige zu retten, einige Provinzen zu opfern.

Die Hauptstadt der christlichen Welt öffnet ihre Tore jedem, der kommt, und der Papst, der sich außerstande befindet, diejenigen, die ihn zu Beiträgen zwingen, mit Bann zu belegen, muß vielmehr sie segnen. Italien wird von Ausländern überschwemmt, die sich schlagen, um es zu unterjochen. Das Beispiel Englands zieht wie ein Strom die Holländer mit fort in einen Krieg, der sie nichts angeht, und dieselben Republikaner, die zur Zeit, als Helden wie Eugen und Marlborough ihre Armeen befehligten, dorthin ihre Abgeordneten schickten, um die kriegerischen Bewegungen zu leiten, senden jetzt keine, da der Herzog von Cumberland sich an der Spitze ihrer Truppen befindet. Im Norden ist alles in Flammen, und ein Krieg bringt Schweden ins Verderben. Dänemark wird lebhaft, gerät in Bewegung und wird wieder ruhig. Sachsen ändert zweimal seine Verbindung und gewinnt weder da noch dort, sondern zieht die Preußen in sein Land herein und geht darüber zugrunde. Ein Zusammentreffen von Ereignissen ändert die Ursachen des Krieges; aber die Wirkung dauert fort, auch nachdem die Anlässe aufgehört haben. Das Glück geht von einer Seite schnell zur andern über, aber Herrsch- und Rachsucht nähren und unterhalten das Kriegsfeuer. Man glaubt Spieler zu sehen, die ihre Verluste wieder einbringen wollen und nicht eher aufhören, als bis sie alles verloren haben.

Wenn man einen englischen Minister fragen wollte: Warum treibt dich die Wut, den Krieg in die Länge zu ziehen?, so würde er antworten: Weil Frankreich keine Mittel haben

wird, den nächsten Feldzug zu bestreiten. Legte man dieselbe Frage einem französischen Minister vor, so würde die Antwort ungefähr ebenso lauten. Zu beklagen ist in dieser Staatskunst nur, daß sie mit Menschenleben spielt und daß das viele Menschenblut unnützerweise vergossen wird. Käme man durch den Krieg wenigstens dahin, die Grenzen fest zu bestimmen und das unter den europäischen Fürsten so notwendige Gleichgewicht der Kräfte zu erhalten, so könnte man die Umgekommenen als Opfer der allgemeinen Ruhe und Sicherheit betrachten. Aber man braucht einander nur wegen einiger Länder in Amerika zu beneiden, so ist gleich ganz Europa in Parteien zerspalten, um See- und Landschlachten zu liefern. Die Herrschsüchtigen sollten doch nur bedenken, daß bei der in Europa herrschenden ziemlichen Gleichheit der Bewaffnung und Kriegführung und bei der durch Verträge gewöhnlich entstehenden Gleichheit der Kräfte der kriegführenden Parteien alles, was in unserer Zeit von ausgezeichnetem Kriegsglück zu erwarten steht, sich darauf beschränkt, durch wiederholte Erfolge eine kleine Stadt an der Grenze oder ein Stückchen Land zu erwerben, woraus nicht einmal die Zinsen der Kriegskosten hereinzubringen sind und deren Bevölkerung nicht einmal die Zahl der Bürger erreicht, die in den Feldzügen umgekommen sind.

Wer nur menschliches Gefühl hat und diese Gegenstände mit Ruhe betrachtet, muß von den Leiden, die die Staatsmänner den Völkern aus Mangel an Nachdenken oder aus Leidenschaft zufügen, tief bewegt werden. Die Vernunft schreibt uns hierüber eine Regel vor, die, wie mir scheint, jeder Staatsmann streng befolgen müßte: nämlich die günstige Gelegenheit zu ergreifen und etwas zu unternehmen, nicht aber etwas erzwingen zu wollen, indem man alles aufs Spiel setzt. Es gibt einzelne Augenblicke, die man mit ganzer Tatkraft ausnützen muß, um zu gewinnen; aber es gibt auch andere, in denen die Klugheit gebietet, untätig zu bleiben. Dieser Gegenstand erfordert das tiefste Nachdenken,

weil man nicht bloß den Stand der Dinge zu prüfen, sondern auch die Folgen eines Unternehmens und die eigenen Mittel gegen die der Feinde zu erwägen hat, um beurteilen zu können, wer wohl das Übergewicht haben dürfte. Wenn der Verstand nicht allein entscheidet, sondern Leidenschaft sich einmischt, kann ein solches Unternehmen unmöglich mit Glück ausgeführt werden.

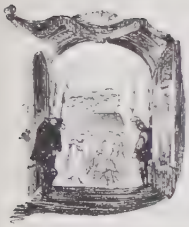
Die Staatskunst erfordert Geduld, und die Hauptaufgabe eines geschickten Mannes ist, alles zur rechten Zeit zu tun. Die Geschichte bietet uns nur zu viele Beispiele, daß Kriege leichtsinnig unternommen wurden; man braucht nur an Franz I. zu denken und zu lesen, was Brantôme als den Anlaß zu dessen unglücklichem Feldzug gegen Mailand angibt, in dem dieser König bei Pavia gefangengenommen wurde; man braucht nur wahrzunehmen, wie schlecht Karl V. die Gelegenheit nutzte, die sich ihm nach der Schlacht bei Mühlberg darbot, um Deutschland zu unterjochen; man braucht nur die Geschichte des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. zu lesen, um sich zu überzeugen, mit welcher Übereilung er sich in ein Unternehmen einließ, das bei weitem seine Kräfte überstieg.

Aus der neuesten Zeit muß man nur das Verhalten Maximilians von Bayern in Erinnerung bringen, der, als im Erbfolgekrieg sein Land sozusagen von den Alliierten blockiert war, sich auf die Seite der Franzosen stellte, um seiner Länder gänzlich verlustig zu werden. In noch neuerer Zeit lieferte Karl XII. von Schweden ein auffallendes Beispiel von den traurigen Folgen, die der Eigensinn und fehlerhaftes Verfahren des Fürsten den Untertanen zuziehen.

Die Geschichte ist die Schule der Fürsten; sie müssen sich durch die Fehler vergangener Zeiten belehren lassen, sie zu vermeiden, und einsehen lernen, daß man sich ein bestimmtes System machen und dieses Schritt für Schritt verfolgen muß. Derjenige, der sein Verhalten am besten berechnet hat, muß deshalb über diejenigen siegen, die weniger folgerichtig verfahren als er.

Friedrich der Grosse als junger König
Gemälde von Tisne im Besitze des Grafen von Hochberg, Rohnstock

Zustand Preußens bei Friedrich Wilhelms Tod
Charakter der europäischen Fürsten, ihrer Minister und Generale
Begriff ihrer Kräfte, Mittel und Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten
Zustand der Wissenschaften und schönen Künste
Ursachen des Krieges gegen Österreich



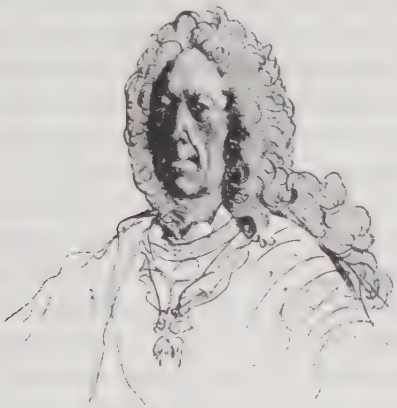
Die Staatseinkünfte Preußens betrugen im Jahre 1740, als Friedrich Wilhelm verstarb, nur etwa 7400000 Taler. Die Bevölkerung aller seiner Länder mochte ungefähr 3 Millionen Seelen betragen. Der hochselige König hinterließ einen Schatz von 8700000 Taler, keine Schulden, eine gute Verwaltung der Finanzen, aber wenig Hilfsquellen. Die Handelsbilanz ergab einen jährlichen Ausfall von 1200000 Taler, die ins Ausland gingen. Die Armee war 68000 Mann stark; darunter gegen 26000 Ausländer – ein Beweis, daß man die Kräfte überstiegen hatte und daß 3 Millionen Einwohner, besonders in Kriegszeiten, nicht einmal 50000 Mann stellen konnten. Der verstorbene König hatte kein Bündnis geschlossen, um seinem Nachfolger in der Wahl der Verbindungen, die ihm angemessen sein und die nach seinem Tod dem Staat als die vorteilhaftesten erscheinen würden, freie Hand zu lassen.

Europa war in Frieden; nur England und Spanien bekriegten einander in der Neuen Welt, und zwar wegen einiger englischer Ohren, die die Spanier abgeschnitten hatten, und verschwendeten unermeßliche Summen wegen einer Schmuggelei, die so große Anstrengungen beider Nationen nicht wert war. Kaiser Karl VI. hatte eben durch Vermittlung des französischen Ministers in Konstantinopel mit den Türken in Belgrad Frieden geschlossen. In diesem hatte der Kaiser Ser-

bien, einen Teil der Moldau und die wichtige Stadt Belgrad an das Osmanische Reich abgetreten. Die letzten Regierungsjahre Karls VI. waren so unglücklich gewesen, daß ihm von den Franzosen, den Spaniern und von Sardinien das Königreich Neapel, Sizilien und ein Teil von Mailand entrissen wurden. Er hatte ferner im Frieden von 1737 an Frankreich das Herzogtum Lothringen, das das Haus seines Schwiegersohnes seit undenklichen Zeiten besessen hatte, abgetreten. In jenem Vertrag gab der Kaiser Länder hin und Frankreich nur leere Versprechungen, mit Ausnahme der Toskana, die man nur als ein sehr unsicheres Besitztum ansehen kann. Frankreich verbürgte dem Kaiser ein von diesem gegebenes Hausgesetz über die Nachfolge, das in Europa unter dem Namen Pragmatische Sanktion bekannt ist; dessen Gesetz sollte der Tochter die Unteilbarkeit der Erbschaft sichern. Man hat gewiß Ursache, sich zu wundern, daß das Ende der Regierung Karls VI. viel von dem Glanz verloren hatte, den sie zu Anfang zeigte. Die Unglücksfälle dieses Fürsten müssen nur dem Verlust Eugens zugeschrieben werden; nach dem Tod dieses großen Mannes war niemand da, ihn zu ersetzen; es fehlte dem Staat die innere Kraft, so daß er in Ohnmacht und Siechtum versank.

Karl VI. besaß von Natur aus die Eigenschaften zu einem guten Bürger, aber keine von jenen, die einen großen Mann bilden; er war freigebig, aber ohne Unterschied; er war ein beschränkter Kopf, ohne Scharfblick; er war fleißig, aber ohne Geist, so daß er viel tat und wenig leistete; er verstand sich gut auf deutsches Recht, sprach mehrere Sprachen – vorzüglich Latein, worin er sich sehr gewandt ausdrückte –, war ein guter Vater, guter Gatte, aber frömmelnd und abergläubisch wie alle österreichischen Fürsten. Er war zum Gehorchen und nicht zum Befehlen erzogen worden. Seine Minister beschäftigten ihn mit Beurteilung der Prozesse des Hofrates, mit genauer Beachtung aller Kleinlichkeiten des Zeremonienwesens und der Hofbräuche des burgundischen Hauses, und während er sich mit diesen geringfügigen Din-

gen befaßte oder die Zeit auf der Jagd zubrachte, verfügten seine Minister, die eigentlichen Herren des Staates, über alles nach eigener Willkür.



Zum Glück für Österreich trat der Prinz Eugen in seine Dienste. Dieser Prinz war in Frankreich Abbé gewesen; Ludwig XIV. schlug ihm sein Gesuch um eine Pfründe ab. Eugen bat um eine Kompanie Dragoner; er erhielt diese ebensowenig, weil man sein Talent nicht kannte und die jungen Herren am Hof ihm den Spottnamen »Dame Claude« gegeben hatten. Da Eugen alle Türen des Glücks verschlossen fand, verließ er seine Mutter, Madame von Soissons, und Frankreich, um Kaiser Leopold seine Dienste anzutragen. Er wurde Oberst und erhielt ein Regiment; bald zeigte sich sein Talent. Die ausgezeichneten Dienste, die er leistete, und die Überlegenheit seiner Geisteskräfte erhoben ihn in kurzer Zeit zu den höchsten militärischen Stufen. Er wurde Generalissimus, Präsident des Kriegsrates und endlich Minister Kaiser Karls VI. Somit war er Oberhaupt der kaiserlichen Armee, regierte nicht bloß die österreichischen Länder, sondern auch das Reich selbst, und war eigentlich Kaiser. Solange Eugen die Kraft seines Geistes hatte, war

Österreich im Krieg und bei Verhandlungen glücklich; aber als er durch höheres Alter und Kränklichkeit geschwächt wurde, konnte dieser Kopf, der so lange für das Wohl des kaiserlichen Hauses gearbeitet hatte, nicht mehr diese Arbeiten fortsetzen und dieselben Dienste leisten. Wie demütigend sind solche Wahrnehmungen für unsere Eitelkeit! Ein Condé, ein Eugen, ein Marlborough müssen das Absterben ihres Geistes vor dem ihres Körpers mit ansehen, und die größten Geister verfallen in Schwachsinn. Arme Sterbliche, nun glaubt noch euch rühmen zu dürfen!

Die Abnahme der Kräfte des Prinzen Eugen ließ den Umtrieben aller österreichischen Minister freien Spielraum. Graf Sinzendorff gewann das höchste Vertrauen seines Herrn; er arbeitete wenig und liebte einen guten Tisch. Er war der Apicius des kaiserlichen Hofes, und der Kaiser pflegte zu sagen, die schönen Gerichte seines Ministers seien die Ursachen des schlechten Ganges der Geschäfte. Dieser Minister war stolz und hochmütig, er hielt sich für einen Agrippa, eines Mäcenas. Die Reichsfürsten waren unwillig über die Härte seiner Regierung, die sich bei weitem von der des Prinzen Eugen unterschied, der durch die möglichste Sanftheit die Reichsstände für seine Zwecke zu gewinnen wußte.

Als Graf Sinzendorff beim Kongreß von Cambrai zugegen war, vermeinte er Kardinal Fleurys Charakter zu durchschauen. Der Franzose, gewandter als der Deutsche, verstand es, ihn zu überlisten, und Sinzendorff kam nach Wien zurück, immer noch überzeugt, er werde den Hof von Versailles ebenso regieren wie den des Kaisers. Bald nachher sagte Prinz Eugen, der bemerkte, daß der Kaiser noch auf Mittel sann, seine Pragmatische Sanktion aufrechtzuerhalten, zu diesem, die einzige Art dafür wäre, 180 000 Mann zu unterhalten, und er wolle, wenn der Kaiser einwilligte, die Geldmittel zur Bezahlung der größeren Truppenmacht nachweisen. Der Kaiser, von Eugens Geist längst unterjocht, wagte nicht, ihm dies abzuschlagen.

Die Grafen Sinzendorff und Starhemberg, die Feinde des Prinzen Eugen waren, stellten dem Kaiser dagegen vor, daß seine durch ungeheure Kontributionen bedrängten Länder eine so zahlreiche Armee nicht erhalten könnten und daß er, sofern er nicht Österreich, Böhmen und die anderen Länder ganz und gar zugrunde richten wolle, die Vergrößerung des Heeres einstellen müsse. Karl VI., der von seinen Finanzen so wenig wie von dem Land, das er regierte, Kenntnis hatte, ließ sich von seinen Ministern kurz vor dem Tod König Augusts I. von Polen überreden, 40 000 Mann eben ausgehobene Mannschaft zu verabschieden.

Zur Besetzung des verwaisten Thrones meldeten sich zwei Kandidaten, nämlich August, Kurfürst von Sachsen und Sohn des letzten Königs von Polen, unterstützt vom römischen Kaiser, der russischen Zarin und sächsischem Geld und Heer, und Stanislaus Leszczynski, berufen durch die Stimmen der Polen und beschützt von seinem Schwiegersohn Ludwig XV.; aber alle Hilfe, die er von Frankreich erhielt, beschränkte sich auf vier Bataillone. Dieser kam nach Polen, wurde in Danzig belagert, konnte sich dort nicht halten und verzichtete zum zweitenmal auf das traurige Glück, in einer Republik, wo Gesetzlosigkeit herrschte, den Namen eines Königs zu führen.

Graf Sinzendorff rechnete so sicher auf Kardinal Fleurys friedliche Gesinnung, daß er unbedachterweise seinen Hof in die polnischen Unruhen verwickelte. Das Vergnügen, den Polen einen König zu geben, kostete den Kaiser drei Königreiche und einige schöne Provinzen. Schon waren die Franzosen über den Rhein gekommen, schon belagerten sie Kehl, als man noch in Wien wettete, daß sie nichts unternehmen würden. Der Krieg, in den man sich einließ, war das Werk der Eitelkeit, und der darauf folgende Friede das der Schwachheit. Der noch etwas geltende Name des Prinzen Eugen gab den österreichischen Waffen am Rhein in den Feldzügen 1734/35 einige Festigkeit; bald darauf starb er, für seinen Ruhm zu spät.

Die beiden in Prinz Eugen vereinigt gewesenen Ämter, der Oberbefehl über das Heer und der Vorsitz im Kriegsrat, wurden nun getrennt. Graf Harrach erhielt das Amt des Präsidenten, und Königsegg, Wallis, Seckendorff, Neipperg, Schmettau, Khevenhüller und der Prinz von Hildburghausen bewarben sich wetteifernd um die gefährliche Ehre, kaiserliche Armeen zu kommandieren. Welche Aufgabe, mit dem Ruhm eines Prinzen Eugen zu ringen und den von ihm so schön ausgefüllten Platz einzunehmen! Dazu waren noch diese Generale unter sich so uneinig wie die Nachfolger Alexanders des Großen. Was ihnen an Verdienst abging, suchten sie durch Ränke zu ersetzen. Seckendorff und der Prinz von Hildburghausen hatten großes Ansehen bei der Kaiserin und einem Minister namens Bartenstein, einem geborenen Elsässer von niederer Herkunft, der aber ein fleißiger Mann war und mit seinen Kollegen Knorr und Weber ein Triumvirat bildete, von dem alle Geschäfte des Kaisers geordnet wurden. Khevenhüller hatte Anhänger im Kriegsrat, und Wallis, der sich rühmte, jedermann zu hassen und von jedermann gehaßt zu werden, hatte gar keine.

Die Russen lagen damals im Krieg mit den Türken; ihre Fortschritte weckten den Mut der Österreicher. Bartenstein meinte, man könne die Türken aus Europa jagen; Seckendorff strebte nach dem Oberbefehl der Armee. Diese beiden Personen stürzten unter dem Vorwand, der Kaiser müsse seinen Verbündeten, den Russen, gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit beistehen, das Haus Österreich in unabsehbares Unglück. Jeder wollte dem Kaiser Rat geben; seine Minister, die Kaiserin, der Herzog von Lothringen – jeder war für sich geschäftig. Der kaiserliche Rat brachte jeden Tag neue Operationspläne heraus; die Kabalen der Großen, die einander entgegenarbeiteten, und die Eifersucht der Generale verursachten, daß alle Unternehmungen fehlschlugen. Die Befehle, die die Generale vom Hof erhielten, widersprachen einander oder nötigten die Generale zu unausführbaren Operationen. Diese innere Unordnung war

Friedrich Heinrich Graf Seckendorff,
Kaiserl. Feldmarschall, Bleistiftzeichnung Menzel's
in der Nationalgalerie zu Berlin nach einem
Kupferstich von Ridinger.

den österreichischen Waffen weit verderblicher als die Macht der Ungläubigen. In Wien wurde das Venerabile ausgestellt, während man in Ungarn Schlachten verlor, und mit den Wundern des Aberglaubens suchte man die Fehler der Ungeschicktheit gutzumachen. Seckendorff wurde am Schluß seines ersten Feldzuges verhaftet, weil angeblich seine Ketzerei den Zorn des Himmels gereizt hätte. Königsegg wurde, nachdem er im zweiten Jahr das Kommando geführt hatte, zum Oberhofmeister der Kaiserin ernannt, weshalb Wallis, der im dritten Jahr den Oberbefehl hatte, sich so ausdrückte: Sein erster Vorgänger sei eingesperrt, der zweite Eunuch im Serail geworden, und ihm bliebe nichts übrig, als enthauptet zu werden. Er hatte sich nicht sehr getäuscht; nach der Schlacht bei Grocka, die er verlor, wurde er auf das Schloß nach Brünn gebracht. Neipperg, den der Kaiser und der Herzog von Lothringen dringend ersucht hatten, den Frieden zu beschleunigen, schloß ihn mit den Türken in Belgrad ab, und zum Lohn dafür wurde er bei seiner Rückkehr auf der Festung Raab festgesetzt. Auf diese Weise bestrafte der Wiener Hof, weil er auf die Ursachen seines Mißgeschicks nicht zurückzugehen wagte, das die höchsten Personen am Hof eigentlich veranlaßt hatten, nur die untergeordneten Werkzeuge seiner Unglücksfälle.

Nach dem Friedensschluß von 1739 befand sich die österreichische Armee in einem Zustand schrecklichen Verfalles. Sie hatte bei Widdin, Mehadia, Pancsowa, am Timok und bei Grocka beträchtliche Verluste erlitten. Ungesunde Luft und schlammiges Wasser hatten ansteckende Krankheiten hervorgerufen, und die Nähe der Türken hatte ihnen die Pest gebracht, wodurch sie gleichzeitig viel Mannschaft verloren und entmutigt wurden. Der Großteil der Truppen blieb nach dem Frieden in Ungarn, aber ihre Zahl überstieg nicht die 40 000; an Ergänzung der Armee dachte niemand. Außerdem hatte der Kaiser nur noch 16 000 in Italien, 12 000 in Flandern und fünf bis sechs Regimenter verteilt in den

Erbstaaten. Statt daß die Armee 175 000 Mann zählen sollte, betrug sie in Wirklichkeit nicht einmal 82 000.
Im Jahre 1733 wurden die Einkünfte des Kaisers auf 28 Millionen veranschlagt; er hatte seitdem viel davon verloren, und die Kosten der beiden Kriege hintereinander hatten ihn so tief in Schulden gebracht, daß er sie mit den 20 Millionen Einkünften, die ihm jetzt blieben, nur mühsam decken konnte. Noch dazu war die Finanzverwaltung in größter Unordnung. Zwischen den Ministern herrschten offenkundige Mißverständnisse; die Generale waren durch Eifersucht entzweit, und der Kaiser selbst, durch so viele Unglücksfälle mutlos geworden, empfand tief die Eitelkeit irdischer Größe. Indessen gehörte Österreich im Jahre 1740, ungeachtet seiner Fehler und verdeckten Schwächen, in Europa noch immer zu den stärksten Mächten. Man fand seine Hilfsquellen sehr ansehnlich, und ein guter Kopf konnte allem eine andere Gestalt geben – vorläufig jedoch ersetzte es den Mangel an Kraft durch Stolz und bedeckte mit vormaligem Ruhm die jetzige Schmach.
Ganz anders verhielt es sich mit Frankreich. Seit 1672 hatte sich das Königreich in keiner glänzenderen Lage befunden; einen Teil seines trefflichen Zustandes verdankte es der weisen Verwaltung des Kardinals Fleury. Ludwig XIV. hatte den Kardinal, den vormaligen Bischof von Fréjus, als Hofmeister seines Enkels eingesetzt. Priester sind ebenso herrschsüchtig als andere Leute und oft listiger. Nach dem Tod des Herzogs von Orléans, des Regenten des Königreichs, ließ Fleury den Herzog von Bourbon, der dessen Stelle einnahm, des Landes verweisen, um das Amt selbst zu erlangen. Er regierte mehr durch Klugheit als durch Tätigkeit; in den Armen seiner Mätressen verfolgte er die Jansenisten; er wollte nur rechtgläubige Bischöfe haben – und doch wies er selbst in einer schweren Krankheit die kirchlichen Sakramente von sich. Richelieu und Mazarin hatten alles getan, um ihr Ansehen durch Prunk und Aufwand geltend zu machen; Fleury suchte dagegen seine Größe in der Ein-

fachheit. Er hinterließ seinen Neffen nur eine sehr unbedeutende Erbschaft; aber er bereicherte sie durch ungemeine Wohltaten, die ihnen der König zuwandte. Als erster Minister zog er dem Krieg die Verhandlungen vor, weil er in Intrigen stark war, Armeen zu befehligen aber nicht verstand. Er gab sich den Anschein, als sei er friedliebend, um mehr der Schiedsrichter als der Besieger anderer Könige zu werden. Er war kühn in Plänen, aber zaghaft in deren Ausführung; er ging sehr sparsam mit den Staatseinkünften um und besaß Ordnungsgeist – lauter Eigenschaften, durch die er Frankreich sehr nützte, weil dessen Finanzen durch den Erbfolgekrieg und schlechte Verwaltung erschöpft waren. Er vernachlässigte das Militärwesen zu sehr und legte zuviel Wert auf die Finanzverwalter. Die Marine war in seiner Zeit fast vernichtet, und die Landtruppen waren in so verwahrlostem Zustand, daß sie im ersten Feldzug von 1733 nicht einmal ihre Zelte aufzuspannen verstanden. Bei den guten Eigenschaften für innere Verwaltung galt dieser Minister in Europa für schwach und trügerisch, was man der Kirche, in der er erzogen war, zuschreiben muß; jedoch hat die gute Haushaltung dieses Kardinals dem Königreich Mittel verschafft, sich eines Teils der unter Ludwig XIV. gemachten unermeßlichen Schulden zu entledigen. Er verbesserte die Fehler der Regentschaft; und durch Besonnenheit erholte sich Frankreich von dem Sturz, den ihm Laws System verursacht hatte.

Das Land bedurfte einer zwanzigjährigen Friedenszeit, um nach so vielen Schicksalsschlägen wieder freier zu atmen. Der Unterminister Chauvelin, der unter dem Kardinal arbeitete, riß das Königreich aus seiner Untätigkeit: Auf seinen Rat wurde der Krieg beschlossen, den Frankreich im Jahre 1733 unternahm, dem König Stanislaus als Vorwand diente, aber durch den es Lothringen an sich brachte. Die Höflinge in Versailles sagten, Chauvelin habe dem Kardinal den Krieg, aber der Kardinal ihm den Frieden wegstibitzt. Chauvelin, ermutigt und triumphierend, daß sein Meister-

stück so gut gelungen war, schmeichelte sich mit der Hoffnung, der Erste im Staat zu werden; dazu mußte er den, der es war, verdrängen. Er sparte mit keinerlei Verleumdung, um den Prälaten bei Ludwig XV. anzuschwärzen; aber der König, der den Kardinal als seinen Lehrer blindlings verehrte, erzählte ihm alles wieder, und Chauvelin wurde das Opfer seines Ehrgeizes. Seine Stelle gab der Kardinal Amelot, einem geistlosen Menschen, dem sich der Premierminister dreist anvertraute, weil dieser nicht das Talent hatte, gefährlich zu werden.

Der lange Friede, dessen Frankreich sich erfreute, hatte im Heer die Reihe großer Generale unterbrochen. Villars, der im ersten italienischen Feldzug den Oberbefehl hatte, war gestorben. Broglie, Noailles, Coigny waren mittelmäßige Köpfe; Maillebois übertraf sie nicht. Noailles soll nicht das kriegerische Gefühl gehabt haben, das ein gewisses Selbstvertrauen einflößt. Er fand eines Tages einen Degen an seiner Tür hängen mit der Inschrift: »Du sollst nicht töten!«

Die Talente des Marschalls von Sachsen waren noch nicht entwickelt. Marschall Belle-Isle wußte von allen Feldherren am meisten die Welt zu täuschen; man hielt ihn für die Stütze der militärischen Ordnung. Er besaß große Anlagen, einen glänzenden Verstand, kühnen Mut; für seinen Beruf war er leidenschaftlich eingenommen, aber er überließ sich allzusehr seiner Einbildungskraft. Er machte Pläne, und sein Bruder gestaltete sie aus. Man nannte den Marschall »die Einbildungskraft« und seinen Bruder »den Verstand«.

Seit dem Wiener Frieden besaß Frankreich die entscheidende Stimme in Europa; seine Armeen hatten in Italien und Deutschland gesiegt. Frankreichs Minister Villeneuve hatte den Belgrader Frieden zustande gebracht; die Höfe Wiens, Madrids und Stockholms waren von Frankreich gewissermaßen abhängig geworden. Die militärische Macht Frankreichs bestand in 180 Bataillonen zu 600 Mann und 224 Schwadronen zu 100 Mann, was eine Gesamtzahl von 130400 Mann ausmachte, außerdem noch 36000 Mann

Landmiliz. Die Marine war ansehnlich: Frankreich konnte 80 Schiffe verschiedenen Ranges auslaufen lassen, und zum Dienst in dieser Flotte waren gegen 60 000 Matrosen eingeschrieben. Die Einkünfte des Königreichs betrugen im Jahre 1740 60 Millionen Taler, wovon 10 Millionen abzurechnen waren, die als Zinszahlung der im Erbfolgekrieg gemachten Schulden der Krone verwendet wurden. Kardinal Fleury nannte die Generalpächter der Staatseinnahmen die 40 Säulen des Staates, weil er den Reichtum dieser Geschäftsleute als die sicherste Hilfsquelle des Landes ansah. Der nützlichste Teil der bürgerlichen Gesellschaft – das Volk und die Landleute – war arm und verschuldet, besonders in den neu eroberten Ländern; dagegen glichen Luxus und Reichtum von Paris vielleicht dem großen Aufwand Roms zur Zeit des Lukull. Man rechnete für mehr als 10 Millionen an Silbergerät in Privathäusern jener großen Hauptstadt. Aber die Sitten waren entartet; die Franzosen, besonders die Bewohner von Paris, waren Sybariten geworden, entnervt durch Wollust und Verweichlichung.

Die durch des Kardinals Verwaltung gemachten Ersparnisse gingen verloren, teils durch den Krieg von 1733, teils durch die Hungersnot des Jahres 1740, die die blühendsten Provinzen des Königreichs zugrunde richtete. Aus dem Schaden, den Law dem Land zugefügt hatte, war doch etwas Gutes entsprungen, nämlich die Südseegesellschaft, die vom Hafen von L'Orient aus Geschäfte machte. Aber da die überlegenen englischen Flotten in jedem Krieg diesen Handel störten, der durch die schwerfällige französische Marine nicht genug beschützt wurde, so konnte sich diese Handelsgesellschaft auf die Dauer nicht halten.

Das war Frankreichs Zustand im Jahre 1740. Außerhalb geachtet, im Inneren voller Mißbräuche, unter der Regierung eines schwachen Fürsten, der sich und sein Reich ganz und gar der Leitung des Kardinals Fleury überließ.

Philipp V., den Ludwig XIV. unter großen Opfern auf den spanischen Thron gesetzt hatte, regierte noch. Er hatte das

Unglück, öfter von einer Schwermut befallen zu werden, die an Wahnsinn grenzte. 1726 hatte er zugunsten seines Sohnes Ludwig abgedankt, aber 1727, als dieser starb, wieder die Regierung übernommen. Diese Abdankung war gegen den Willen der Königin Elisabeth Farnese, einer geborenen Prinzessin von Parma, geschehen; sie hätte gern die ganze Welt regiert, sie konnte nur auf dem Thron leben. Um des Königs Abneigung gegen den Thron zu überwinden, verwickelte sie ihn fortwährend in neue Kriege, bald mit den Barbaresken, bald mit den Engländern, bald mit Österreich. Der Charakter dieser seltenen Frau verband spartanischen Trotz mit englischem Eigensinn, italienischer Schlauheit und französischer Lebhaftigkeit; sie schritt kühn zur Ausführung ihrer Pläne; nichts kam ihr überraschend, nichts konnte sie abhalten.

Der in seiner Zeit so berühmte Kardinal Alberoni besaß einen ähnlichen Charakter; er arbeitete lange im Dienste dieser Fürstin. Die Verschwörung des Füsten Cellamare stürzte diesen Minister, den die Königin des Landes verweisen mußte, um die Rachsucht des französischen Regenten, des Herzogs von Orléans, zu befriedigen. Ein Holländer namens Ripperda erhielt diese wichtige Stelle. Es fehlte ihm nicht an Verstand, aber seine Unterschleife verursachten, daß er sich nicht lange halten konnte. Diese Ministerwechsel wurden in Spanien kaum bemerkt, weil die Minister nur Werkzeuge der Königin waren und ihr alleiniger Wille jederzeit die Geschäfte ordnete.

Im Jahre 1740 beendete Spanien den italienischen Krieg auf ruhmvolle Weise. Don Carlos, den die Engländer in die Toskana gebracht hatten, um dem letzten Herzog aus dem Hause Medici in die Regierung zu folgen – dieser Don Carlos, sage ich, war König von Neapel geworden, und Franz von Lothringen hatte für Lothringen, das an Frankreich kam, die Toskana als Entschädigung erhalten. Dieselben Engländer also, die mit solcher Wut gegen Philipp V. gekämpft hatten, waren die Förderer der spanischen Macht

in Italien. So wechselt die Politik, und so veränderlich sind die Gedanken der Menschen.

Die Spanier sind in Europa nicht so reich, wie sie es sein könnten, weil sie nicht betriebsam sind. Die Schätze der Neuen Welt fließen anderen Nationen zu, die sich im Namen der Spanier den Handel dahin angeeignet haben. Franzosen, Holländer und Engländer nützen eigentlich Peru und Mexiko. Spanien ist nur die Niederlage, von der die Reichtümer ausfließen; wer es am besten versteht, zieht viel davon an sich. Spanien hat nicht genug Bewohner, um das Feld zu bebauen; die innere Ordnung ist bis jetzt sehr verwahrlost, und der Aberglaube macht das geistreiche Volk zu einem der schwächsten.

Der König hat 24 Millionen Taler Einkünfte, aber die Regierung ist mit Schulden belastet. Spanien unterhält 55 000–60 000 Mann reguläre Truppen; seine Marine kann auf 50 Linienschiffe gebracht werden. Die Bande des Blutes, die die beiden bourbonischen Häuser aneinanderknüpfen, bewirken ein engeres Bündnis zwischen ihnen. Dennoch war die Königin über den Frieden von 1737, den Kardinal Fleury ohne ihr Vorwissen geschlossen hatte, beleidigt, und aus Rache verursachte sie Frankreich alle möglichen Verdrießlichkeiten.

Spanien war damals im Krieg mit England, weil dieses den Schmuggel unterstützte. Ein Paar Ohren, die einem englischen Matrosen abgeschnitten worden waren, fachten das Feuer an, und die Rüstungen kosteten beide Nationen erstaunliche Summen; ihr Handel litt darunter, und wie gewöhnlich mußten die Kaufleute und die Privatpersonen die Torheiten der Großen büßen. Kardinal Fleury sah diesen Krieg gern; er hoffte als Vermittler oder Schiedsrichter eine Rolle zu spielen und dadurch Frankreich Handelsvorteil zu verschaffen.

Portugal spielte in Europa keine Rolle. Don Juan war nur als ein allzu leidenschaftlicher Anhänger der kirchlichen Bräuche bekannt. Er hatte vom Papst ein Breve erlangt, das ihn

ermächtigte, einen Patriarchen zu halten, und ein anderes Breve, das ihn berechtigte, die Messe zu lesen bis auf die Wandlung. Seine Vergnügungen waren priesterliche Verrichtungen, Bauten und Klöster; seine Armeen waren Mönche, Mätressen, Nonnen.

Die Engländer waren von allen europäischen Nationen die reichste; ihr Handel verbreitete sich über alle Länder, ihre Reichtümer waren unermeßlich, ihre Hilfsquellen fast unerschöpflich; aber bei all diesen Vorzügen nahm England doch nicht unter den Mächten die Stelle ein, die ihm angemessen schien.

Georg II., Kurfürst von Hannover, regierte damals England. Er besaß Tugenden und Geist, war aber übermäßig leidenschaftlich. Er war fest in Entschlüssen, mehr geizig als sparsam, arbeitslustig, ungeduldig, heftig und tapfer. Aber als König von England hatte er zu sehr die Vorteile des Kurfürstentums im Auge und war zu wenig seiner selbst Herr, um eine Nation zu leiten, deren Abgott ihre Freiheit ist.

Sein Minister war Sir Robert Walpole. Dieser gewann den König durch Ersparnisse von der Zivilliste, womit Georg seinen hannoverschen Schatz bereicherte. Walpole leitete den Geist der Nation mittels Ämtern und Pensionen, die er auszuteilen verstand, um im Parlament die Mehrzahl für sich zu haben; in bezug auf die allgemeinen europäischen Angelegenheiten verließ er sich auf seinen Bruder Horace. Als einst mehrere Damen ihn zu einer Spielpartie einluden, erwiderte er: »Spiel und Europa überlasse ich meinem Bruder.« Von Staatskunst verstand er nichts, daher verleumdeten ihn seine Feinde und beschuldigten ihn der Bestechlichkeit.

Ungeachtet Walpole gute Kenntnisse von den inneren Angelegenheiten des Landes besaß, mißlang ihm doch 1727 ein Plan: die Einführung der Akzise in England. Wenn diese gelungen wäre, so hätten die durch solche Abgaben eingehenden Summen gereicht, dem König unumschränkte

Macht zu verschaffen. Die Nation merkte dies und stemmte sich dagegen. Mitglieder des Parlaments sagten zu Walpole, er bezahle sie nur für die gewöhnlichen Torheiten, aber diese sei durch keine Bestechung in der Welt durchzusetzen. Beim Herausgehen aus dem Parlament wurde Walpole angefallen; man packte ihn beim Mantel, den er noch schnell genug abwarf, und er rettete sich nur mit Hilfe eines Gardecaptains, der sich zum Glück beim Auflauf befand. Diese Erfahrung lehrte den König die englische Freiheit achten; er ließ den Akziseplan fallen, und seine Klugheit festigte seinen Thron.

Durch diese inneren Unruhen wurde England abgehalten, am Krieg von 1733 teilzunehmen. Bald darauf brach gegen den Willen des Hofes der Krieg mit Spanien aus. Kaufleute aus der City brachten die englischen Schmugglern von den Spaniern abgeschnittenen Ohren vor das Unterhaus. Der blutige Mantel Cäsars, den Antonius vor dem römischen Volk ausbreitete, machte in Rom kein lebhafteres Aufsehen, als diese Ohren in London verursachten. Die Gemüter waren bewegt, man beschloß in großer Aufregung den Krieg; der Minister mußte beipflichten. Der Hof gewann bei diesem Krieg nichts weiter als die Entfernung des Admirals Haddock aus London, dessen Beredsamkeit im Unterhaus über Walpoles Geld siegte. Der Minister, der sich rühmte, zu wissen, wieviel jeder Engländer wert sei, weil er alle gekauft oder bestochen hätte, sah an diesem Mann ein Beispiel, daß seine Guineen nicht immer die Stärke und Gründlichkeit eines verständigen Vortrags entkräften konnten.

England hatte damals 80 Schiffe der ersten vier Klassen und 50 von geringerem Rang sowie 30000 Mann Landtruppen. Die Landeseinkünfte beliefen sich in Friedenszeiten auf 24 Millionen Taler; außerdem aber standen dem Land im Vermögen der Privatleute und in der Leichtigkeit, von reichen Untertanen Abgaben zu erheben, unermeßliche Hilfsquellen zu Gebote. England gab damals Subsidien an Dänemark, um 6000 Mann zu unterhalten, an Hessen zu gleicher Anzahl,

wodurch ihm mit den 22000 Hannoveranern in Deutschland 34000 Mann zur Verfügung standen. Die Admirale Wager und Ogle hatten den Ruf als treffliche Seemänner. Unter den Landtruppen konnten nur der Herzog von Argyle und Lord Stair begründete Ansprüche auf die ersten Stellen machen, obgleich keiner von beiden je Armeen kommandiert hatte.

Lyttelton galt für den eindringlichsten Redner; Lord Hervey für den gelehrtesten, Lord Chesterfield für den geistreichsten Mann und Lord Carteret für den heftigsten Politiker.

Wenngleich Wissenschaften und Künste in diesem Königreich zu Hause sind, so hatte doch deren Milde nicht die Wildheit ihrer Nationalsitten gebändigt. Der harte Volkscharakter der Engländer verlangte blutige Trauerspiele; bei ihnen herrschten noch die Fechterspiele, die der Menschheit zur Schmach gereichen; sie hatten zwar einen Newton aufzuweisen, aber keinen Maler, keinen Bildhauer und keinen guten Tonkünstler. Pope blühte noch und verschönerte seine Poesie mit den kräftigen Gedanken eines Shaftesbury und Bolingbroke. Der unvergleichliche Swift war allen seinen Landsleuten in Geschmack überlegen und zeichnete sich durch feines Tadeln der Sitten und Gewohnheiten aus. London hatte 200000 Bewohner mehr als Paris. Die Seelenzahl aller drei Königreiche belief sich auf sieben Millionen. Schottland, noch voller Jakobiten, seufzte unter Englands Joch, und die Katholiken in Irland klagten über den Druck, den sie von der Episkopalkirche zu erdulden hatten.

An diese Macht schließt sich Holland an gleich einer Schaluppe, die dem Kriegsschiff, an das sie gebunden ist, folgt. Seit der Abschaffung der Statthalterschaft hatte diese Republik eine aristokratische Form angenommen. Der Ratspensionär, mit dem Greffier zur Seite, legt den versammelten Generalstaaten die Geschäfte vor, erteilt den fremden Ministern Audienzen und berichtet darüber im Staatsrat. Die Beratungen dieser Versammlungen gehen langsam vonstatten; man bewahrte kein Geheimnis, weil die Geschäfte zu

vielen Abgeordneten eröffnet werden mußten. Die Holländer hassen als Republikaner die Statthalterschaft, die sie als den Weg zur Tyrannei ansehen; als Kaufleute haben sie keine andere Politik als ihren Vorteil. Durch die Grundsätze ihrer Verfassung sind sie geeigneter, sich zu verteidigen, als andere anzugreifen.

Wenn man diese Republik, die auf einem schlammigen und unfruchtbaren Boden steht, halb vom Meer umgeben, das ihre Dämme wegzureißen und das Land zu überfluten droht, näher betrachtet, so muß man sie bewundern und anstaunen. Eine Volkszahl von zwei Millionen Seelen besitzt da großen Wohlstand und Reichtum, die Frucht ihres Handels und ihrer ausgezeichneten Betriebsamkeit. Amsterdam klagt zwar über Nachteile, die es durch die dänisch-ostindische Handelsgesellschaft und durch die französische im Hafen von L'Orient zu erleiden habe, allein diese Klagen sind die des Neides. Ein größeres Unglück plagte damals die Republik: Eine Art Würmer aus den asiatischen Häfen war in ihre Schiffe gekommen und von diesen in die Faschinen, auf denen ihre Deiche ruhen, eingedrungen. Dieser Wurm zernagte alles, und Holland mußte befürchten, beim ersten Sturm alle seine Bollwerke zusammenstürzen zu sehen. Der versammelte Rat wußte kein anderes Mittel gegen dieses Unglück als die Anordnung eines allgemeinen Fasttages. Ein Spaßvogel bemerkte, man hätte lieber den Würmern das Fasten befehlen sollen. Übrigens hinderte dergleichen den Staat nicht, großen Reichtum zu erwerben. Er hatte noch Schulden aus dem Spanischen Erbfolgekrieg her, die aber, statt den Kredit der Nation zu schwächen, ihn noch vermehrten.

Der Pensionär van der Heim, der Holland regierte, war ein unbedeutender Mann; phlegmatisch, vorsichtig bis zur Zaghaftigkeit, aber England sehr zugetan, teils aus Gewohnheit, teils aus Haß gegen Frankreich.

Die Republik mochte etwa zwölf Millionen Taler Einkünfte haben, ohne die Hilfsquellen des Kredits zu rechnen; sie

konnte 40 Kriegsschiffe auslaufen lassen, sie unterhielt 30 000 Mann regulärer Truppen, die vorzüglich zur Bewachung der Grenzen dienten, wie es im Utrechter Frieden bestimmt war; aber ihr Militärwesen war nicht mehr wie früher die Schule der Helden. Seit der Schlacht bei Malplaquet, wo die Holländer die Blüte ihrer Truppen und die Pflanzschule ihrer Offiziere verloren, und seit der Abschaffung der Statthalterschaft wurden ihre Truppen durch Mangel an Disziplin und Ansehen immer schlechter. Sie hatten auch keinen fähigen Anführer. In einem 28jährigen Frieden waren die alten Offiziere abgegangen, und man hatte nicht dafür gesorgt, neue zu bilden. Der junge Prinz von Oranien, Wilhelm von Nassau, schmeichelte sich mit der Hoffnung, als Sproß der Familie der Statthalter zu diesem Amt zu gelangen, aber er hatte nur eine kleine Partei für sich in Geldern, und alle eifrigen Republikaner waren durchaus gegen ihn. Durch Spottsucht und Satire hatte er sich Feinde zugezogen, und es fehlte ihm an Gelegenheit, seine Talente zu entwickeln. In dieser Lage der Dinge wurde Holland von seinen Nachbarn geschont, da dessen Einfluß auf allgemeine Angelegenheiten gering war. Holland war aus Grundsatz friedliebend und führte nur Krieg, wenn der Zufall es dazu nötigte.

Richten wir unsere Blicke von Holland nordwärts, so finden wir Dänemark und Schweden, zwei bezüglich ihrer Macht fast gleiche Königreiche, aber nicht mehr so angesehen wie einst.

Unter Friedrich IV. hatte Dänemark dem Haus Holstein Schleswig entrissen, und unter Christian VI. wollte es gar das Himmelreich erobern. Die Königin Sophie Magdalene von Bayreuth bediente sich der Frömmelei, um mittels dieses Zügels ihren Gemahl in ehelicher Treue zu halten, und der König, der ein sehr eifriger Lutheraner geworden war, hatte den ganzen Hof in den Fanatismus hineingezogen. Ein Fürst, dessen Einbildungskraft vom himmlischen Jerusalem erfüllt ist, verachtet den Schlamm der Erde; er hält Staats-

geschäfte für Zeitverlust, politische Grundsätze für Gewissenssachen; die Regeln des Evangeliums dienen ihm als Kodex fürs Militärwesen, und Intrigen der Priester beeinflussen die Staatsberatungen. Seit dem frommen Äneas, seit des heiligen Ludwig Kreuzzügen sehen wir in der Geschichte kein Beispiel von Andächtlern, die zugleich Helden wären. Mohammed war nämlich nicht fromm, sondern ein Betrüger, der sich der Religion als Vorwand bediente, um seine Herrschaft und ein neues Reich zu gründen.

Der König von Dänemark unterhält 36000 Mann reguläre Truppen. Er kauft Rekruten in Deutschland und verkauft seine Truppen an die Macht, die sie am besten bezahlt. Er kann 30000 Mann Landmiliz aufstellen, wovon die norwegische als die beste gilt. Die dänische Marine besteht aus 27 Linienschiffen und 33 von untergeordnetem Rang. Diese Marine ist der am meisten vervollkommnete Teil jener Landesverwaltung; jeder Kenner lobt sie. Die dänischen Einkünfte betragen nicht mehr als 5600000 Taler. Diese Macht stand damals in englischem Sold; die Engländer zahlten 150000 Taler Subsidien für den Unterhalt von 6000 Mann.

Der Prinz von Kulmbach-Bayreuth befehligte die Landtruppen; weder er noch die anderen dänischen Generale verdienen hier eine besondere Erwähnung. Zu derselben Klasse gehört der dänische Minister Schulin. Aus dem Gesagten geht hervor, daß Dänemark zu den Mächten zweiten Ranges gehört und als Zubehör zu betrachten ist, das, wenn es sich zu einer Partei schlägt, deren Gewicht um ein Gran vermehrt.

Gehen wir von da nach Schweden hinüber, so finden wir zwischen beiden keine weitere Ähnlichkeit als die Gier nach Subsidien. Die schwedische Regierung ist ein Gemisch von Aristokratie, Demokratie und Monarchie, worin jedoch die beiden ersteren vorherrschen. Der allgemeine Reichstag der Stände versammelt sich alle drei Jahre. Man wählt einen Marschall, der auf die Beratungen den größten Einfluß hat.

Wenn die Stimmen geteilt sind, entscheidet der König, der zwei Stimmen hat. Er wählt von drei ihm vorgeschlagenen Kandidaten jenen, den er will, zur Wiederbesetzung vakanter Stellen. Der Reichstag wählt einen geheimen Ausschuß, bestehend aus 100 Mitgliedern aus dem Adel, der Geistlichkeit, dem Bürger- und dem Bauernstand. Dieser prüft das Verhalten des Königs und des Senats in der Zeit zwischen den Reichstagen und erteilt dem Senat Instruktionen über innere und auswärtige Angelegenheiten.

Königin Ulrike, die Schwester Karls XII., hatte ihrem Gemahl, Friedrich von Hessen, die Zügel des Staates in die Hände gegeben. Dieser neue König beachtete sehr genau die Rechte der Nation; er betrachtete seinen Posten ungefähr wie ein alter, invalider Oberstleutnant eine kleine Gouverneursstelle, die ihm einen ehrenvollen Ruhestand verschafft. Bevor er Königin Ulrike heiratete, hatte er die Schlacht von Castiglione in der Lombardei verloren, um seinem in der Armee anwesenden Vater den Anblick eines Treffens zu gewähren.

Graf Oxenstierna, vormaliger Reichskanzler, war vom Grafen Gyllenborg abgesetzt worden. Dieser gewann die Offiziere für sich und hatte dadurch eine große Partei in Schweden auf seiner Seite. Er suchte Krieg in der Hoffnung, durch irgendeine Eroberung seine Nation zu heben. Frankreich suchte die Schweden zu benützen, um den Hochmut Rußlands zu demütigen und die Beleidigungen, die der in Danzig gefangengenommene französische Gesandte in Petersburg erfahren hatte, zu rächen. In dieser Absicht zahlte Frankreich an Schweden jährlich 300 000 Taler Subsidien, ohne es zu einer Feindseligkeit zu veranlassen.

Schweden war nicht mehr, was es ehemals war. Die letzten neun Regierungsjahre Karls XII. hatten nur Unglück gebracht. Schweden hatte Livland, ein großes Stück von Pommern, Bremen und Verden verloren. Dadurch hatte es eine Verminderung an Einkünften, an Soldaten und an früher aus diesen Ländern bezogenem Getreide erlitten; Liv-

land war seine Vorratskammer gewesen. Obgleich Schweden nur 2 Millionen Seelen zählt, so konnten ihm doch der unfruchtbare Boden und die vielen felsigen Gebirge, die das Land bedecken, nicht einmal so viel liefern, um diese schwache Bevölkerung zu ernähren. Durch Abtretung Livlands kam Schweden sehr in Not. Indessen ehrten die Schweden Karls XII. Andenken, obgleich er ihnen großes Unglück gebracht hatte, während sie ihn andererseits – wie sich denn oft im Menschen seltsame Gegensätze finden – durch die Hinrichtung des Grafen Görtz nach seinem Tod beleidigen; als ob der Minister für die Fehler seines Herrn strafbar gewesen wäre. Die Einkünfte des Landes beliefen sich auf ungefähr vier Millionen Taler. Schweden hatte 7000 Mann reguläre Truppen und besoldete aus einem besonderen Fonds noch 33000 Mann Miliz. Man hatte nämlich seit Karl XI. denjenigen Bauern, die zugleich Kriegsdienst leisteten, Ländereien zu bebauen gegeben, wofür sie verpflichtet waren, sich jeden Sonntag zu versammeln, um Übungen abzuhalten und für die Verteidigung des Landes brauchbar zu werden. Wenn man aber diese Miliz in auswärtigen Kriegen gebrauchte, so wurde sie aus dem Schatz besoldet. In den Häfen lagen 24 Linienschiffe und 36 Fregatten.

Ein langer Friede hatte die Soldaten in Bauern verwandelt; die besten Generale waren tot; ein Buddenbrock, ein Lewenhaupt waren mit einem Rehnsköld nicht zu vergleichen; aber die Nation war doch noch von kriegerischem Geist beseelt, es fehlten ihr nur eine gehörige Einrichtung und gute Anführer. Schweden ist das Land des Pharasmanes, das nur Eisen und Soldaten hervorbringt.

Von allen europäischen Nationen ist die schwedische die ärmste. Gold und Silber – mit Ausnahme der Subsidien – sind da so selten wie in Sparta. Große gestempelte Kupferplatten dienen ihnen als Geld, und um der Unbequemlichkeit des Transportes so schwerer Massen zu begegnen, hat man dafür Papiergeld eingeführt. Die Ausfuhr Schwedens beschränkt sich auf Kupfer, Eisen und Holz; aber Schweden

verliert im Handel jährlich eine halbe Million Taler, weil die Einfuhren die Ausfuhren übersteigen. Das rauhe Klima des Landes behindert die Industrie. Die dortige grobe Wolle eignet sich nur zu Tuchen für die Bekleidung des niederen Volkes. Die schönsten Gebäude Stockholms und besten Paläste der Großen auf ihren Besitzungen stammen noch aus dem Dreißigjährigen Krieg.

Schweden wurde von einem echten Triumvirat beherrscht, nämlich: Thure Bielke, Ekeblad und Rosen. Schweden hatte unter der republikanischen Verfassung noch den Hochmut aus den monarchischen Zeiten; ein Schwede hielt sich für besser als ein Bürger einer anderen Nation. Der Geist eines Gustav Adolf und eines Karl XII. hatte so tiefe Eindrücke im Volk zurückgelassen, daß weder der Schicksalswechsel noch die Zeit sie zu tilgen vermochten. Schweden erfuhr das gleiche Schicksal wie alle monarchischen Staaten, die sich in Republiken verwandeln: es wurde schwächer. Der Ehrgeiz machte den Intrigen Platz, Uneigennützigkeit wich der Habsucht, das allgemeine Beste wurde dem Privatvorteil aufgeopfert. Die Bestechungen wirkten dermaßen, daß bald die französische, bald die russische Partei auf den Reichstagen die Oberhand behielt, aber die Nation selbst von niemandem vertreten wurde. Bei diesen Fehlern waren die Schweden noch immer eroberungssüchtig, was dem republikanischen Geist geradezu widerspricht, denn eine Republik muß, um ihre festgestellte Regierungsform zu bewahren, friedliebend sein. Ein Königreich wie das eben beschriebene konnte auf die allgemeinen Angelegenheiten Europas nur sehr schwachen Einfluß haben; es hatte auch schon viel von seiner Bedeutung verloren.

Schweden hat zum Nachbarn eine der furchtbarsten Mächte. Vom nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer und von Samogitien bis an die Grenzen Chinas erstreckt sich das große Land, das das russische Reich bildet, über 800 deutsche Meilen Länge, bei 300–400 in der Breite. Dieser vormals barbarische Staat wurde vor dem Zaren Iwan Wassilje-

witsch in Europa nicht beachtet. Um die Nation zu zivilisieren, arbeitete Peter I. an ihr, wie Scheidewasser auf Eisen wirkt. Er wurde Gesetzgeber und Gründer dieses großen Reiches. Er schuf Menschen, Soldaten und Minister; er gründete Petersburg; er stellte eine ansehnliche Marine her und brachte es dahin, seiner Nation und seinen seltenen Talenten in ganz Europa Achtung zu verschaffen.

1740 regierte Anna Iwanowna, die Nichte Peters I., dieses weite Reich; ihr Vorgänger war Peter II., der Sohn des ersten Zaren gewesen. Annas Regierung war durch eine Menge merkwürdiger Begebenheiten und einige große Männer, deren sie sich auf eine geschickte Weise zu bedienen wußte, ausgezeichnet. Ihre Waffen gaben Polen einen König. Dem Kaiser Karl VI. sandte sie 10000 Russen als Hilfskorps an den Rhein, in ein Land, wo man jene Nation bisher wenig gekannt hatte. Ihr Krieg gegen die Türken war eine Reihe glücklicher Erfolge und Siege, und als Kaiser Karl VI. ins Lager der Türken sandte, um Frieden zu erbitten, schrieb sie dem Osmanischen Reich die Bedingungen vor. Sie beschützte die Wissenschaften in ihrer Residenz; sie schickte sogar Sachkundige nach Kamtschatka, um einen kürzeren Weg zur Erleichterung des Handels zwischen Rußland und China zu ermitteln. Sie besaß Eigenschaften, die sie ihres Ranges würdig machten: sie war von hohem Geist, entschlossenem Sinn; freigebig in Belohnung, streng bei Bestrafung, gut von Gemüt, genußsüchtig ohne Ausschweifung.

Ihren Günstling und Minister Biron hatte sie zum Herzog von Kurland gemacht. Adelige Landsleute bestritten sogar das Alter seines Adels. Er war der einzige, der auf die Zarin einen merklichen Einfluß ausübte. Er war von Natur eitel, roh und grausam, aber in Geschäften entschlossen und von kühnem Unternehmungsgeist. Sein Ehrgeiz wollte den Namen seiner Gebieterin bis ans Ende der Welt verbreiten. Übrigens war er ebenso habsüchtig im Erwerben wie verschwenderisch im Ausgeben. Er besaß einige nützliche, aber keine guten oder angenehmen Eigenschaften.

Unter Peter I. hatte sich durch Erfahrung ein Mann herangebildet, der sich eignete, unter seinen Nachfolgern die Last der Regierung zu tragen, nämlich der Graf von Ostermann. Er führte während der Stürme der Revolutionen das Steuerruder des Staates wie ein geschickter Steuermann mit stets sicherer Hand. Er stammte aus der Grafschaft Mark in Westfalen und war von geringer Herkunft; aber die Talente teilt die Natur aus, ohne Rücksicht auf Genealogien. Dieser Minister kannte Rußland wie Verheyen den menschlichen Körper. Er war vorsichtig oder kühn, je nachdem, wie es die Umstände erforderten, und verzichtete gern auf die Hofintrigen, um die Leitung der Geschäfte zu behalten. Außer dem Grafen Ostermann darf man noch den Grafen Löwenwolde und den alten Grafen Golowkin zu den Ministern rechnen, die Rußland nützten.

Graf Münnich, der aus sächsischen Diensten in die Peters I. trat, stand an der Spitze der russischen Armee; er war der moskowitische Prinz Eugen. Er hatte die Tugenden und die Fehler großer Generale, war gewandt, unternehmend, glücklich; aber hoffärtig, stolz, herrschsüchtig, zuweilen zu despotisch, und er opferte das Leben der Soldaten seinem Ruhm auf. Lacy, Keith, Löwendal und andere tüchtige Generale bildeten sich in seiner Schule. Die Regierung unterhielt damals 10 000 Mann Garde, 100 Bataillone, die 60 000 Mann enthielten, 20 000 Dragoner, 2000 Kürassiere, also zusammen 92 000 Mann reguläre Truppen, ferner 30 000 Mann Miliz und ebenso viele Kosaken, Tataren und Kalmücken, die man versammeln konnte, so daß diese Macht ohne Anstrengung 170 000 Mann ins Feld stellen konnte. Die russische Flotte wurde damals auf 12 Linienschiffe, 26 von geringerem Rang und 40 Galeeren geschätzt.

Die Einkünfte des Reiches beliefen sich auf 14 bis 15 Millionen Taler. Diese Summe scheint in Verhältnis zur unermeßlichen Ausdehnung des Staates sehr mäßig; aber dort ist auch alles wohlfeil. Die den Fürsten wichtigste Ware – die Soldaten – kostet Rußland nicht die Hälfte von dem, was andere

europäische Mächte zu zahlen haben. Der russische Soldat bekommt nur 8 Rubel jährlich nebst den Lebensmitteln, die billig angeschafft werden. Diese Lebensmittel werden den Armeen in vielen Wagen nachgefahren. Im Feldzug Münnichs gegen die Türken (1737) zählte man bei seiner Armee ebenso viele Fuhrwerke wie Soldaten. Peter I. hatte einen Plan entworfen, den nie ein Fürst vor ihm je gefaßt hatte: Anstatt daß Eroberer nur daran denken, ihre Grenzen weiter hinauszurücken, wollte er die seinigen enger zusammenziehen, und zwar, weil seine Staaten im Verhältnis der Ausdehnung schlecht bevölkert waren. Er wollte die 12 Millionen Einwohner, die im Reich verstreut wohnten, zwischen Petersburg, Moskau, Kasan und der Ukraine ansiedeln, um diesen Teil besser zu bevölkern und anzubauen; dieser wäre dann durch die Steppen, die ihn umgeben und von Persien, der Türkei und der Tatarei scheiden, leicht zu verteidigen gewesen. Dieser Plan wurde, wie viele andere, durch den Tod des großen Mannes vereitelt.

Den Handel konnte der Zar nur eben einleiten. Unter der Zarin Anna konnte die russische Handelsflotte noch keiner der südlichen Mächte gleichkommen; aber alles läßt erwarten, daß die Bevölkerung, die Kräfte, der Reichtum und der Handel dieses Reiches die bedeutendsten Fortschritte machen werden.

Der Volkscharakter zeigt ein Gemisch von Mißtrauen und Verschlagenheit; träge, aber eigennützig, haben die Russen Gewandtheit zum Nachahmen, obwohl nicht Erfindungsgeist. Die Großen sind parteisüchtig, die Garden ihren Gebietern gefährlich; das Volk ist dumm, dem Trunk ergeben, abergläubisch und unglücklich. Der hier beschriebene Zustand ist ohne Zweifel die Ursache, daß die Akademie der Wissenschaften noch keine russischen Zöglinge hat.

Durch das Unglück Karls XII., die Einsetzung Augusts von Sachsen in Polen und die Siege des Marschalls Münnich über die Türken sind die Russen wirklich entscheidende Gebieter des Nordens. Sie waren so furchtbar, daß niemand durch

einen Angriff auf sie gewinnen konnte, weil man Wüsteneien zu passieren hatte, um an sie heranzukommen; dagegen war viel zu verlieren, wenn sie die Angreifer waren, selbst wenn man sich auf bloße Verteidigung beschränkte. Diesen Vorteil erlangen sie durch die Menge Tataren, Kosaken und Kalmücken in ihren Armeen. Diese Horden streifen plündernd und sengend umher und können durch ihre Raubzüge, ehe noch die Armee selbst anlangt, die blühendsten Länder zugrunde richten. Alle Nachbarn schonen daher Rußland sehr aus Furcht vor solchen Verwüstungen, und die Russen betrachten die Bündnisse, die sie mit anderen Nationen schließen, wie einen ihren Klienten zugestandenen Schutz.

Zunächst wirkte Rußlands Einfluß mehr auf Polen als auf andere Nachbarländer. Diese Republik wurde nach Augusts I. Tod gezwungen, August II. zu wählen und auf den Thron seines Vaters zu setzen. Die Nation war für Stanislaus, aber die russischen Truppen stimmten die Nation um, wie sie wollten. Polen befindet sich in ständiger Anarchie; die großen Familien sind durch Privatinteressen geteilt; sie ziehen ihre eigenen Vorteile dem allgemeinen Wohl vor und vereinigen sich nur in Anwendung gleicher Härte zur Unterdrückung ihrer Untertanen, die sie weniger als Menschen denn wie Lasttiere behandeln.

Die Polen sind eitel, hochmütig im Glück, kriechend im Unglück; zu allem fähig, um Geld anzuhäufen, das sie, wenn sie es haben, aus dem Fenster werfen; sie sind leichtsinnig, ohne Scharfblick, immer geneigt, ohne Grund eine Partei zu ergreifen oder zu verlassen und sich durch die Unbeständigkeit ihres Benehmens in die verdrießlichsten Händel zu verwickeln. Sie haben Gesetze, aber niemand beachtet sie, weil keine zwingende Gerechtigkeit vorhanden ist. Die Hofpartei wächst, sobald viele Stellen frei sind. Der König hat das Recht, sie zu vergeben und durch jede Begünstigung Undankbare zu schaffen. Der Reichstag versammelt sich alle drei Jahre, entweder in Grodno oder in Warschau.

Der Hof wendet alle Klugheit an, die Wahl des Reichstagsmarschalls auf einen Mann entfallen zu lassen, der ihm ergeben ist. Unter August II. wurde trotz seiner Bemühungen doch nur der eine Pazifikationsreichstag abgehalten. Es kann freilich nicht anders sein, wenn ein einziger Deputierter durch seinen Widerspruch gegen die Beratung den Reichstag unterbrechen kann; das ist das Veto der alten römischen Tribunen.

Die vornehmsten polnischen Familien waren damals die Czartoryski, die Potocki, die Tarlo, die Lubomirski. Der Geist in diesem Land ist den Frauen zugefallen; sie schmieden die Pläne und schalten über alles, während ihre Männer sich besaufen.

Polen hat viele Produkte und nicht genug Bewohner, um sie zu verzehren. Ihre Städte sind eigentlich nur Warschau, Krakau, Danzig und Lemberg; die übrigen wären in anderen Ländern nur elende Dörfer. Da die Republik keine Manufakturen hat, so hat sie an Getreide allein einen Überschuß von 200 000 Wispel über den Bedarf; dazu kommen noch Holz, Pottasche, Felle, Tiere und besonders Pferde, die Polen an die Nachbarn verkauft. Breslau, Leipzig, Danzig und Königsberg verkaufen Polen ihre Waren, gewinnen dabei neuen Überschuß an den Naturprodukten, die sie von da beziehen, und lassen sich ihre Industrieerzeugnisse von dem rohen Volk teuer bezahlen.

Polen unterhält 24 000 Mann wirkliche, doch nur schlechte Truppen; es kann im Notfall noch ein Aufgebot berufen, das unter dem Namen Pospolite Ruszenie bekannt ist; allein August I. berief vergebens ein solches Aufgebot gegen Karl XII. Aus all diesen ergibt sich, daß es Rußland unter einer vollkommeneren Regierung leicht werden mußte, die Schwäche dieses Nachbarlandes zum eigenen Vorteil zu nutzen und über einen so zurückgebliebenen Staat ein Übergewicht zu erlangen.

Die Einkünfte des Königs übersteigen nicht eine Million Taler. Die sächsischen Könige verwandten davon den größ-

ten Teil für Bestechung, um die Regierung in ihrer Familie zu behalten und das Königtum mit der Zeit erblich zu machen. August II. war sanft aus Trägheit, verschwenderisch aus Eitelkeit, ohne Religion jedoch seinem Beichtvater und ohne Liebe seiner Gemahlin unterworfen; außerdem war er besonders geneigt, der Leitung seines Günstlings, des Grafen von Brühl, zu folgen. Das größte Hindernis, das seiner Thronbesteigung im Weg stand, war seine Gleichgültigkeit. Die Königin, seine Gemahlin, war eine Tochter Kaiser Josephs I. und Schwester der Kurfürstin von Bayern. Der Grundzug ihres Wesens war ein störrischer Sinn; Hochmut und Aberglauben nahmen ihr Gemüt ein; sie hätte gern Sachsen katholisch gemacht, aber das war nicht das Werk eines Tages.

Graf Brühl und Hennike waren die Minister des sächsischen Hauses; der erstere war Edelknabe, der andere Lakai gewesen. Brühl hatte beim ersten König schon in Diensten gestanden und war das vorzüglichste Werkzeug gewesen, um August II. den Weg zum Thron zu bahnen; dafür ließ ihn dieser Fürst die Gunst, in der sein damaliger Liebling Sulkowski stand, mitgenießen. Gleiche Bevorzugung erweckt Neid, und wirklich zeigte sich dieser bald zwischen den beiden Nebenbuhlern. Sulkowski hatte einen Plan ersonnen, demzufolge August II. nach dem Tod Karls VI. sich Böhmens bemächtigen sollte als einer Erbschaft, die ihm durch die Rechte seiner Gemahlin zufiele, die nämlich als Tochter des Kaisers Joseph, des älteren der beiden Brüder, der Tochter des jüngeren Bruders natürlich in der Erbfolge vorgehen müsse. Der König fand den Plan nicht übel. Um seinen Nebenbuhler zu stürzen, eröffnete Brühl diesen dem Wiener Hof, der nunmehr mit ihm gemeinsam daran arbeitete, daß der Urheber dieses dem Vorteil Österreichs so zuwiderlaufenden Planes verbannt wurde, aber nach diesem Schritt hatte sich Brühl gewissermaßen an das jüngere österreichische Haus angekettet. Dieser Minister verstand sich nur auf die Ränke und Schlauheiten, die die Politik der klei-

neren Fürsten ausmachen. Von allen Leuten unserer Zeit besaß er die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln. Cäsar hätte ihn unter die Zahl der gut geputzten und parfümierten Köpfe gesetzt, die er nicht fürchtete. Es gehörte ein Fürst wie August II. dazu, wenn ein Mensch wie Brühl die Rolle des ersten Ministers spielen durfte.

Die sächsischen Generale waren nicht die ersten Kriegsmänner Europas. Der Herzog von Weißenfels war tapfer, aber ohne Geist. Rutowski, ein natürlicher Sohn König Augusts I., hatte sich im Treffen bei Timok hervorgetan; aber er war zu sehr dem Wohlleben ergeben und zu untätig, um Armeen zu befehligen. Sachsen hatte einige geistreiche Männer, die aber Brühl von den Geschäften fernhielt. Der Hof wurde von Spionen sehr gut, aber von den Ministern schlecht bedient. Er war von Rußland so abhängig, daß er ohne die Erlaubnis dieser Macht keine Verbindung einzugehen wagte. Rußland, der Hof von Wien, England und Sachsen waren damals verbündet.

Sachsen ist eines der wohlhabendsten Länder Deutschlands; es verdankt diesen Vorzug der guten Beschaffenheit des Bodens und der Betriebsamkeit seiner Bewohner, die blühende Fabriken hatten. Der Fürst bezog daraus sechs Millionen Taler Einkünfte, wovon eineinhalb Millionen zur Tilgung der Schuld verwendet wurden, die zum Zweck der beiden polnischen Wahlen gemacht worden waren. Der Kurfürst unterhielt 24000 Mann reguläre Truppen, und das Land konnte ihm noch 8000 Mann stellen.

Nach dem sächsischen Kurfürsten ist der bayerische einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands. Seinerzeit regierte Karl. Sein Vater Maximilian hatte sich im Spanischen Erbfolgekrieg auf die Seite der Franzosen gestellt und mit der Schlacht bei Höchstadt sein Land und seine Kinder verloren; Karl wurde sogar in der Gefangenschaft in Wien erzogen. Als er seinem Vater nachfolgte, fand er lauter Unheil zu verbessern. Er war sanft, wohltätig, vielleicht zu nachgiebig.

Graf Törring war zugleich sein Premierminister und sein General und vielleicht zu beiden Ämtern gleich unfähig.
Bayern bringt fünf Millionen ein, wovon, wie in Sachsen, ungefähr eine Million zur Tilgung alter Schulden gebraucht wird. Frankreich gab Bayern damals 300 000 Taler Subsidien. Bayern ist das fruchtbarste Land Deutschlands und besitzt am wenigsten Geist; es ist das irdische Paradies, von Tieren bewohnt. Die Truppen des Kurfürsten waren in elendem Zustand. Von 6000 Mann, die er in Diensten des Kaisers nach Ungarn schickte, war nicht die Hälfte zurückgekehrt; Bayern konnte höchstens 12 000 Mann ins Feld rükken lassen.
Der Kurfürst von Köln, der Bruder des bayerischen, hatte sich so viele Mützen aufgesetzt, als er sich zueignen konnte; er war Kurfürst von Köln, Bischof von Münster, Paderborn, Osnabrück und Großmeister des Deutschen Ordens. Er unterhielt 8000–12 000 Mann, mit denen er Gewerbe trieb wie ein Ochsenhändler mit seinem Vieh. Damals hatte er sich an Österreich verkauft.
Der Kurfürst von Mainz, der älteste im Kurkollegium, besaß nicht so viele Hilfsmittel wie der kölnische; der von Trier war von allen der schwächste. Graf von Eltz, damaliger Kurfürst von Mainz, galt als guter Bürger, rechtlicher Mann und Vaterlandsfreund. Frei von Leidenschaft und Vorurteil, überließ er sich nicht blindlings der Laune des Wiener Hofes. Der Trierer Kurfürst verstand nichts weiter als kriechen.
Der Kurfürst von der Pfalz spielte keine große Rolle. Im Krieg 1733 hatte er sich neutral verhalten, und sein Land hatte von beiden Armeen zu leiden. Er unterhält 8000 bis 10 000 Mann und hat zwei Festungen – Mannheim und Düsseldorf –, aber nicht genug Mannschaft, um sie zu verteidigen.
Alle anderen Herzöge, Fürsten und Reichsstände wurden vom kaiserlichen Hof mit eisernem Zepter beherrscht. Die Schwachen waren Sklaven, die Mächtigen frei. Die herzog-

lich-mecklenburgischen Lande waren damals sequestriert; die Kommissare des Wiener Hofes nährten die Zwietracht zwischen Herzog und Ständen und schwächten beide Parteien. Die kleineren Fürsten ertrugen das Joch, das sie nicht abschütteln konnten; ihre Minister, durch Geld und Titel von den Kaisern gewonnen, unterwarfen ihre Herren dem österreichischen Despotismus.

Das Deutsche Reich ist durch die Menge der Könige, Kurfürsten und Fürsten, aus denen es besteht, mächtig, aber wenn man die entgegengesetzten Interessen, die es spalten, betrachtet, ist es schwach. Die Regensburger Reichstage sind nur noch Schattenbilder, die an das, was sie ehemals waren, erinnern. Sie sind jetzt nur eine Versammlung von Rechtsgelehrten, die mehr auf Formalitäten als auf die Sache sehen. Ein Minister, der von seinem Herrn zu jener Versammlung gesandt wird, ist geradesoviel wie ein Hofhund, der den Mond anbellt. Ist von einem Krieg die Rede, so versteht es der kaiserliche Hof sehr geschickt, seine besonderen Angelegenheiten mit denen des Reiches zu vermengen, um die Reichskräfte als Werkzeuge für seine herrschsüchtigen Absichten zu benützen.

Die verschiedenen in Deutschland geduldeten Religionen veranlassen nicht mehr so heftige Erschütterungen wie ehedem. Die Parteien bestehen noch, aber der Eifer ist lau geworden. Viele Politiker wundern sich, daß eine so seltsame Verfassung wie die deutsche so lange hat bestehen können, und glauben deren Dauer – ihrer unklaren Ansicht nach – dem deutschen Phlegma zuschreiben zu müssen; das ist aber nicht der Grund. Die Kaiser wurden gewählt, und seit dem Erlöschen der Karolinger sieht man immer Fürsten aus verschiedenen Häusern mit dieser Würde bekleidet. Sie hatten Streitigkeiten mit den Nachbarn, sie hatten jene berühmten Zwiste mit dem Papst über die Investitur der Bischöfe mit Stab und Ring; sie waren genötigt, sich in Rom krönen zu lassen – das waren lauter Hindernisse, die dem Despotismus keinen Raum ließen, sich in Deutschland anzusiedeln.

Andererseits waren die Kurfürsten, einige Fürsten und Bischöfe stark genug, um sich gemeinsam der Herrschsucht der Kaiser widersetzen zu können; aber sie waren es nicht so sehr, um die Verfassung ändern zu können. Seitdem die kaiserliche Krone dauernd beim Haus Österreich ist, wächst zusehends die Gefahr einer unbeschränkten Herrschaft. Karl V. konnte sich nach der Schlacht bei Mühlberg zum absoluten Herrscher aufwerfen, aber er ließ den rechten Zeitpunkt vorübergehen, und als Ferdinand und seine Nachfolger dies zu unternehmen versuchten, vereitelte die Eifersucht der Franzosen und der Schweden, die sich widersetzten, ihr Vorhaben. Die übrigen Reichsfürsten werden durch Gleichgewicht gegeneinander und gegenseitigen Neid abgehalten, sich zu vergrößern.

Gehen wir von Deutschland südöstlich, so treffen wir auf jene seltsame, dem deutschen Reich gleichsam angehängte, aber gewissermaßen freie Republik. Seit Cäsars Zeit hatte die Schweiz ihre Freiheit behalten – mit Ausnahme einer kurzen Zeit, in der sie von den Habsburgern unterjocht war. Sie hatte dieses Joch nicht lange getragen; die österreichischen Kaiser versuchten wiederholt, aber immer vergebens, diese Gebirgsbewohner wieder zu unterwerfen; ihre Liebe zur Freiheit und ihre steilen Felsen beschützen sie gegen den Ehrgeiz ihrer Nachbarn. Während des Spanischen Erbfolgekrieges entzündete der französische Gesandte, Graf du Luc, dort unter dem Deckmantel der Religion einen Bürgerkrieg, damit die Republik abgehalten werde, sich in die europäischen Händel zu mischen. Alle zwei Jahre halten die 13 Kantone eine allgemeine Bundesversammlung ab, worin abwechselnd der Schultheiß von Bern und von Zürich den Vorsitz führen. Der Kanton Bern spielt in dieser Republik eine Rolle wie Amsterdam in der holländischen Republik: er hat ein entscheidenes Übergewicht.

Zwei Drittel der Schweizer sind reformiert, die übrigen katholisch. Diese Reformierten gleichen in ihrer Strenge den englischen Presbyterianern und die Katholiken den aller-

fanatischsten Spaniern. Die Trefflichkeit der Verfassung besteht darin, daß die Völker nicht unterdrückt, folglich so glücklich sind, wie es ihr Zustand erlaubt, und daß sie von den Grundsätzen der Mäßigung niemals abweichen, folglich sich durch ihre Besonnenheit unabhängig erhalten. Diese Republik kann ohne Anstrengung zur Landesverteidigung 100 000 Mann aufstellen und besitzt so viel Geld, um eine solche Mannschaft drei Jahre hindurch zu besolden. Solche weise und achtbare Einrichtungen scheinen wiederum durch die barbarische Sitte, ihre Untertanen an jeden, der sie bezahlen will, zu verkaufen, herabgewürdigt zu sein, denn daraus entsteht das Übel, daß die Schweizer aus einem und demselben Kanton in französischen Diensten gegen ihre Landsleute in holländischen Diensten kämpfen; allein was ist in der Welt vollkommen?

Steigen wir von da nach Italien hinunter, so finden wir dort das alte römische Reich in so viele Teile zergliedert, als es die Herrschsucht der Fürsten nur immer zu teilen vermochte. Die Lombardei ist geteilt unter Venedig, Österreich, Savoyen und Genua; der sardinische König scheint davon die beträchtlichsten Stücke zu besitzen. Karl Emanuel III. hatte damals einen Krieg gegen Österreich beendet, durch den er ein Stück der Lombardei an sich gerissen hatte. Seine Staaten bringen ihm ungefähr fünf Millionen ein, womit er in Friedenszeit 30 000 Mann erhält, die er in Kriegszeit auf 40 000 verstärken kann. Karl Emanuel galt in Italien bei Kennern für einen tüchtigen Staatsmann und einen Fürsten, der sich auf seinen Vorteil verstehe. Sein Minister, der Marchese Ormea, hatte den Ruf eines gut ausgebildeten Schülers von Machiavell. Die Politik dieses Staates stellt sich die Aufgabe, zwischen Österreich und den beiden Zweigen der Bourbonen das Gleichgewicht zu erhalten und dadurch die Mittel zu sparen, um die eigenen Besitzungen zu erweitern und zu vermehren. Viktor Amadeus hatte oft gesagt: »Lieber Sohn, die Lombardei gleicht einer Artischocke; man muß sie Blatt für Blatt essen.« Zur Zeit war der König von

Sardinien, wegen des 1737 von Kardinal Fleury ohne sein Vorwissen abgeschlossenen Friedens über die Bourbonen unwillig, mehr für Österreich gestimmt.
Die übrige Lombardei war in besagter Art geteilt. Der Kaiser besaß die Gebiete Mailand, Mantua, Pavia und Piacenza, und sein Schwiegersohn, der Herzog von Lothringen, hatte die Toskana erhalten. Genua, im Westen Savoyens, war damals noch berühmt wegen seiner Bank, wegen einigen Handels und wegen der schönen Marmorpaläste. Korsika hatte sich damals gegen Genua empört. Die erste Empörung wurde durch die Truppen, die der Kaiser im Jahre 1732 hinsandte, gedämpft, die zweite durch die Franzosen unter dem Grafen Maillebois. Allein diese fremden Hilfsheere erstickten wohl das Feuer auf einige Zeit, konnten es jedoch nicht ganz löschen.
Venedig auf der östlichen Seite ist viel ansehnlicher als Genua. Diese herrliche Stadt prangt auf 72 Inseln und zählt 200 000 Einwohner. Sie wird von einem Rat regiert, an dessen Spitze der Doge steht, der noch den lächerlichen Brauch ausüben muß, sich alljährlich mit dem Adriatischen Meer zu vermählen. Im 17. Jahrhundert verlor die Republik die Insel Kandia, und im 18. Jahrhundert, als sie mit den Österreichern verbündet war, verlor sie, während der große Eugen Belgrad und Temesvar eroberte, die Halbinsel Morea. Venedig hat zwar Schiffe, aber nicht so viele, um eine Flotte zu bilden. Es unterhält eine Landmacht von 15 000 Mann. Der befehligende General ist derselbe Schulenburg, der im polnischen Krieg auf geschickte Weise Karl XII. in der Schlacht bei Fraustadt entkam und beim Übergang über die Bartsch den schönen Rückzug nach Schlesien machte.
Venedig und Genua versahen Deutschland, ehe man den Gebrauch des Kompasses entdeckt hatte, mit all den Waren, die der Luxus aus den fernen Ländern Asiens kommen läßt; in unseren Zeiten haben die Engländer und die Holländer diesen Handel an sich gebracht und beziehen den daraus erwachsenden Vorteil.

Der Krieg von 1733 hatte zur Folge, daß Don Carlos von Toskana auf den Thron von Neapel erhoben wurde. Dieses Reich hatte Gonsalvo da Cordova, der »große Feldherr« genannt, von Ludwig XII. für Ferdinand den Katholischen erobert. Durch den Tod Karls II. von Spanien kam Neapel während des Erbfolgekrieges unter österreichische Herrschaft, und während des Krieges von 1733 wurde es durch den Sieg von Bitonto wieder Don Carlos unterworfen. Dieser zum Regieren noch zu junge Fürst wurde vom Grafen Saint-Estevan geleitet, der nur die Befehle der spanischen Königin ausführte. Das Königreich Neapel, Sizilien mit eingerechnet, brachte dem Fürsten ungefähr vier Millionen ein. Der Staat unterhielt nur 12000 Mann.

In dieser Übersicht erwähnen wir weder den Herzog von Modena noch die Republik Lucca, noch Ragusa; das sind nur kleine Miniaturbilder, die in der großen Galerie am unrechten Orte angebracht wären.

Der Heilige Stuhl war damals durch den Tod Klemens' XII. aus dem Hause Corsini erledigt. Das Konklave dauerte ein Jahr. Der Heilige Geist blieb unsicher, bis die Parteinahmen der Kronen beigelegt wurden. Kardinal Lambertini, unwillig über diese Verzögerung, sprach endlich zu den anderen Kardinälen: »Entscheidet doch endlich über die Papstwahl! Wollt ihr einen Andächtler, nehmt Aldrovandi; wollt ihr einen Gelehrten, nehmt Coscia; wollt ihr einen Spaßmacher, so nehmt mich.« Der Heilige Geist wählte den, der so guter Laune war. Lambertini wurde zum Papst erwählt und nahm den Namen Benedikt XIV. an. Als er den Heiligen Stuhl bestieg, beherrschten Rom und die Päpste nicht mehr die Welt wie ehedem. Die Kaiser dienten nicht mehr den Päpsten als Fußtritt und erniedrigten sich nicht mehr in Rom wie Friedrich Barbarossa. Karl V. hatte sie seine Macht fühlen lassen, und Kaiser Joseph hatte sie nicht sanfter behandelt, als er sich während des Erbfolgekrieges Comacchios bemächtigte. Der Papst war 1740 nur der erste Bischof der Christenheit; er hatte die Verwaltung der Glaubenssachen,

die man ihm überließ; aber auf politische Angelegenheiten übte er nicht mehr solchen Einfluß aus wie sonst. Das Wiederaufblühen der Wissenschaften und die Reformation hatten dem Aberglauben den Todesstoß gegeben. Man sprach noch Leute heilig, um nicht aus der Übung zu kommen; aber ein Papst, der im 18. Jahrhundert einen Kreuzzug hätte predigen wollen, hätte nicht einmal 20 Straßenbuben zusammengebracht. Er war auf das unbedeutende Amt beschränkt, die Verrichtungen des Priesterdienstes auszuüben und seinen Nepoten eiligst Bereicherungen zu verschaffen. Alles, was der Papst für den Kaiser tun konnte, als dieser im Jahre 1737 mit den Türken in Krieg verwickelt war, bestand darin, daß er ihn durch ein Breve ermächtigte, von den geistlichen Gütern Zehnten zu erheben und Missionskreuze in allen Städten seines Bereiches errichten zu lassen, zu denen dann das Volk in Menge hineilte, um heilige Flüche gegen die Türken auszustoßen. Das Osmanische Reich verspürte davon nichts; wenn es von den Russen geschlagen wurde, war es überall siegreich gegen die Österreicher.

Bonneval, jener berüchtigte Abenteurer, war damals in Konstantinopel. Aus französischen Diensten war er in die des Kaisers getreten, die er wieder aus Leichtsinn verließ, um Türke zu werden. Er war nicht ohne Talent. Er schlug dem Großwesir vor, die Artillerie nach europäischem Vorbild auszurüsten, die Janitscharen zu disziplinieren und in jene unzählige Menge Truppen, die regellos kämpften, Ordnung zu bringen. Dieser Plan konnte den Nachbarn gefährlich werden; er wurde aber als dem Koran zuwiderlaufend verworfen, weil Mohammed darin verbietet, die alten Gewohnheiten anzugreifen. Das türkische Volk hat von Natur Verstand, nur die Unwissenheit macht es dumm; es ist tapfer ohne Kunst, versteht nichts von Polizei, und die Staatskunst ist noch erbärmlicher. Das Dogma des Fatalismus, das bei den Türken Glaubenssache ist, macht, daß sie alle Unglücksfälle Gott zuschreiben und ihre Fehler nie gutzumachen suchen.

Konstantinopel hat zwei Millionen Einwohner. Die Macht dieses Reiches liegt in seiner weiten Ausdehnung; dennoch würde es nicht mehr bestehen, wenn nicht die Eifersucht der europäischen Fürsten es noch erhielte. Damals regierte der Padischah Mahmud I.; eine Revolution hatte ihn aus den Kerkern des Serail auf den Thron erhoben. Die Natur hatte ihn so unfähig gemacht wie seine Eunuchen; seine Regierung war für die Schönen im Serail die unglückseligste.
Der furchtbarste Nachbar der Türken war Schah Nadir, bekannt unter dem Namen Thamas Chouli-Khan, derselbe, der Persien und die Mongolei unterworfen hatte. Er beschäftigte oft die Pforte und diente als Gegengewicht gegen die Kriege, die sie vielleicht gegen die christlichen Mächte hätte unternehmen können.

Das war ein kurzer Überblick der Kräfte und wichtigsten Angelegenheiten der europäischen Höfe um 1740. Diese Übersicht war nötig, um in die folgenden Darstellungen Licht zu bringen. Wir haben nur noch über die geistigen Fortschritte zu berichten, sowohl bezüglich der Philosophie als der Wissenschaften und Künste, Kriegführung und was einzelne stehende Sitten anbelangt. Die Fortschritte der Philosophie, der Volkswirtschaft, der Kriegskunst, des Geschmacks und der Sitten sind gewiß anziehender als die Erinnerung an Schwachköpfe in Purpurkleidern, an Scharlatane unter der Tiara und an die Unterkönige, die den Namen Minister führen und von denen wenige in den Annalen der Nachwelt verzeichnet zu werden verdienen. Wer die Geschichte aufmerksam liest, wird wahrnehmen, wie ein und derselbe Auftritt sich oft wiederholt und nur die Namen der Spieler wechseln; wogegen das Verfolgen der Entdekkung bis dahin unbekannter Wahrheiten und das Auffassen der Ursachen, die eine Veränderung der Sitten hervorbrachten und die Finsternis der Barbarei, die die Aufklärung der Geister verhindert hatte, verscheuchten, Gegenstände bietet, die wert sind, denkende Wesen zu beschäftigen.

Beginnen wir mit der Physik. Es ist keine 100 Jahre her, daß sie recht bekannt ist. Descartes gab seine Grundsätze der Physik 1644 heraus. Newton folgte darauf und erklärte 1687 die Gesetze der Bewegung und der Schwere. Er setzte die Einrichtung des Weltgebäudes mit erstaunlicher Genauigkeit auseinander. Lange nach ihm haben die Philosophen La Condamine und Maupertuis an Ort und Stelle – sowohl in Lappland als am Äquator – die Wahrheiten, die jener große Mann ermittelt hatte, ohne seine Stube zu verlassen, bestätigt gefunden. Seither wissen wir, daß die Erde an den Polen abgeflacht ist. Newton leistete noch mehr: Mit Prismen brach er die Lichtstrahlen und fand dadurch (1704) die ursprünglichen Farben. Torricelli wog (1704) die Luft und fand das Verhältnis zwischen der Luftsäule und der Quecksilbersäule; ihm verdanken wir die Erfindung des Barometers. Die Luftpumpe wurde in Magdeburg von Otto von Guericke (1642) erfunden. Er beobachtete bei der Reibung des Bernsteins eine neue Natureigenschaft, nämlich die Elektrizität. Dufay stellte (1733) Versuche über diese Entdeckung an und fand, daß in der Natur noch unendlich viele Kräfte verborgen lägen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man nur durch viele Versuche mit der Elektrizität dahin gelangen wird, noch manche den Menschen nützliche Kenntnisse daraus zu ziehen. Eller (1646) erzeugte durch Mischung zweier hellweißer Flüssigkeiten ein dunkelblaues Wasser; derselbe hat auch Versuche angestellt, Metalle umzuwandeln, und die dichteren, salpeterartigen Teile der Mineralwasser untersucht. Lieberkühn hat (1743) durch Einspritzungen die feinsten Verzweigungen der Fibern und Adern bemerkbar gemacht, deren feines Gewebe dem Blutumlauf im menschlichen Körper dient. Er ist der Geograph der organischen Körper. Boerhave entdeckte (1708) nach Ruysch den flüchtigen Saft, der in den Nerven zirkuliert und nach dem Tod der Menschen verdunstet; dies hatte man niemals geahnt. Ohne Zweifel ist diese Flüssigkeit der Bote des menschlichen Willens, um die Bewegungen der Glieder so eilig, wie

der Gedanke es anregt, zu bewerkstelligen. Leeuwenhoek fand (1678) im menschlichen Samen Tiere, die vielleicht als Keime der Fortpflanzung dienen; Leeuwenhoek und Trembley (1678, 1703) sahen durch Versuche an Polypen, daß dieses Tier sich in so viele Stücke vervielfältigt, als man es zerschneidet. Die Wißbegier hat die Menschen angetrieben, unendlich viele Untersuchungen zu machen. Sie haben sich erstaunlich bemüht, die ersten Prinzipien der Natur zu finden – aber vergeblich; sie stehen zwischen zwei Unendlichkeiten, und es scheint erwiesen, daß der Urheber der Dinge das Geheimnis für sich bewahrt.

Die vervollkommnete Naturkunde trug die Fackel der Wahrheit in die Finsternisse der Metaphysik. In England erschien ein Weiser, der sich von allen Vorurteilen losmachte und nur die Erfahrung zur Führerin nahm. Locke riß die Binde des Irrtums, die sein Vorgänger, der skeptische Bayle, schon zum Teil gelöst hatte, ganz herunter. Darauf erschienen ein Fontenelle, ein Voltaire in Frankreich, der berühmte Thomasius in Deutschland, ein Hobbes, ein Collins, ein Shaftesbury, ein Bolingbroke in England. Diese großen Männer und ihre Schüler schlugen der Religion tödliche Wunden. Die Menschen fingen an, was sie bisher dumm angebetet hatten, näher zu betrachten; die Vernunft warf den Aberglauben zu Boden; man fand keinen Gefallen mehr an den Fabeln, die man bisher geglaubt hatte, und verabscheute die Gotteslästerungen, denen man bisher mit frommem Sinn ergeben war. Der Deismus, jener einfache Glaube an das höchste Wesen, erwarb sich viele Anhänger. Mit dieser vernünftigen Religion trat auch die Duldung ein, und man hörte auf, einander über Verschiedenheit der Denkart anzufeinden. So wie der Epikureismus dem Götzendienst der Heiden verderblich wurde, so wurde es nicht minder der Deismus den jüdischen Träumereien unserer Vorfahren.

Die Gedankenfreiheit, derer sich England erfreut, hatte viel zur Förderung der Philosophie beigetragen; nicht so war es aber Frankreich: die Werke der französischen Philosophen

erfuhren Zwang von seiten der theologischen Zensoren. Der Engländer denkt laut, der Franzose wagt kaum seine Gedanken ahnen zu lassen. Dagegen entschädigten sich die französischen Schriftsteller für die ihnen untersagte Dreistheit mittels Überlegenheit in Behandlung der Geschmackssachen und alles dessen, was zu den schönen Wissenschaften gehört, und erreichten in Beziehung auf Feinheit, Anmut und Leichtigkeit die trefflichsten Schriften des Altertums, die wir noch besitzen. Wer nicht parteiisch ist, muß die »Henriade« den Gesängen Homers vorziehen. Heinrich IV. ist kein fabelhafter Held; Gabrielle d'Estrées darf wohl der Fürstentochter Nausikaa an die Seite gestellt werden. Die »Ilias« schildert uns die Sitten von Kanadiern; Voltaire macht aus seinen Personen wirkliche Helden, und sein Gedicht wäre vollkommen, wenn er Heinrich IV. in mehr Gefahren gebracht und dadurch die Teilnahme für ihn stärker angeregt hätte. Boileau kann sich mit Juvenal und Horaz messen; Racine übertrifft alle Nebenbuhler aus dem Altertum; Chaulieu steht, bei aller Nachlässigkeit, in manchen Stücken weit über Anakreon; Rousseau dichtete einige vortreffliche Oden, und wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir einräumen, daß in Hinsicht auf Regelmäßigkeit die Franzosen es den Griechen und Römern zuvortun. Bossuets Beredsamkeit kommt der eines Demosthenes nahe; Fléchier kann als französischer Cicero gelten, außerdem haben ein Patru, ein Cochin und viele andere sich als Redner einen Namen erworben. Werke wie Fontenelles »Gespräche über die Mehrheit der Welten« und Montesquieus »Persische Briefe« sind eine dem Altertum ganz unbekannte Form; diese werden sich bis auf die späteste Nachwelt erhalten. Wenn die Franzosen keinen Geschichtsschreiber dem Thukydides an die Seite stellen können, so besitzen sie doch Bossuets »Abriß der Weltgeschichte«, die Werke des gelehrten Präsidenten de Thou, die »Römischen Revolutionen« von Vertot, »Größe und Verfall des römischen Reiches« von Montesquieu und viele andere Werke über Geschichte,

schöne Wissenschaften, Handel oder Gegenstände der Unterhaltung, wovon hier ein Verzeichnis zu geben viel zu weitläufig wäre.

Man wird sich vielleicht wundern, daß die in Frankreich, England, Italien in Blüte gekommenen Wissenschaften nicht zu ebensolchem Glanz in Deutschland gelangt sind. Der Grund davon ist dieser: Nach Italien waren sie zum zweitenmal aus Griechenland gekommen, nachdem sie bereits früher, gegen das Ende der Republik und unter den ersten Kaisern, gebührendes Ansehen genossen hatten. Der Boden war zu ihrer Aufnahme schon empfänglich gemacht, und der Schutz, den ihnen die Medici und besonders Leo X. angedeihen ließ, trug zu ihrem Fortschreiten sehr bei.

Die Wissenschaften breiteten sich in England leicht aus, weil die dortige Verfassung die Mitglieder des Parlaments berechtigt, öffentlich zu reden. Selbst der Parteigeist trieb sie zum Studieren an, um in den Reden mittels einer tüchtigen Rhetorik und noch mehr der Dialektik über die Gegenpartei zu siegen. Daher haben auch die Engländer alle klassischen Schriftsteller im Gedächtnis, sind im Griechischen und Lateinischen und in der alten Geschichte bewandert. Ihr düsteres, schweigsames, eigensinniges Wesen hat sie auch in der höheren Geometrie mit Glück weit gebracht.

In Frankreich kamen unter Franz I. mehrere Gelehrte an den Hof, die sozusagen den Samen der Wissenschaften in jenem Land ausstreuten; allein die folgenden Religionskriege vernichteten diese Aussat, wie ein später Frost das Gedeihen der Früchte aufhält. Diese Krise dauerte bis zum Ende der Regierung Ludwigs XIII., als Richelieu und dann Mazarin, besonders aber Ludwig XIV., die Wissenschaften und schönen Künste verdienstvoll beschützten. Die Franzosen wetteiferten mit den ihnen in dieser Laufbahn zuvoreilenden Spaniern und Italienern, und die Natur erweckte unter ihnen jene glücklichen Geister, die bald die Nebenbuhler übertrafen. Die französischen Schriftsteller zeichnen sich besonders durch Regelmäßigkeit und feinen Geschmack aus.

Was in Deutschland die Fortschritte der Kunst aufhielt, waren die von Karl V. an bis auf den Spanischen Erbfolgekrieg fortwährenden Kriege. Die Völker waren unglücklich und die Fürsten arm. Man mußte zunächst auf Sicherung der unentbehrlichen Nahrung durch Bestellung des Bodens sehen; man mußte Manufakturen nach Maßgabe der Produkte anlegen. Diese fast allgemeinen Bemühungen hinderten das Volk, sich stärker aus der noch fühlbaren Barbarei herauszuziehen. Hinzu kommt, daß in Deutschland die Künste keinen Sammelplatz haben wie Rom und Florenz in Italien, Paris in Frankreich und London in England. Die Universitäten hatten zwar gelehrte Professoren, aber schwerfällige, immer dozierende Leute; man suchte sie nicht wegen ihres Mangels an feiner Lebensart. Nur zwei Männer zeichneten sich durch Geist aus und machten der Nation Ehre: nämlich der große Leibniz und der gelehrte Thomasius. Ich erwähne nicht Wolff, der nur Leibniz' System wiederkäute und was jener mit Feuer geschrieben hatte, in die Breite dehnte. Die meisten deutschen Gelehrten waren Handlanger, die Franzosen Kunstarbeiter. Daher verbreiteten sich die Werke der Franzosen so allgemein, ihre Sprache verdrängte die lateinische, und wer jetzt Französisch spricht, kann durch ganz Europa ohne Dolmetscher reisen. Der häufige Gebrauch dieser fremden Sprache hat noch obendrein der Muttersprache geschadet, die, nur im Mund des Volkes bleibend, sich nicht den feinen Ton aneignen konnte, den man nur in gebildetem Umgang erwirbt. Der Hauptfehler dieser Sprache ist die Weitschweifigkeit; man müßte sie zusammenziehen, und durch Milderung einiger Wörter, deren Aussprache schwierig ist, könnte man sie auch wohlklingender machen.

Der Adel studierte nur das öffentliche Recht; aber ohne Sinn für die schöne Literatur, brachte er von der Universität nur Abneigung gegen die Pedanterie und die Lehrer mit zurück. Kandidaten oder Theologen, Schuster- und Schneidersöhne waren die Mentore dieser Telemache. Man kann sich eine

Vorstellung von der Erziehung machen, die sie geben konnten. Die Deutschen hatten Schauspiele, aber plumpe und unanständige; schmutzige Hanswurste stellten geistlose Stücke dar, vor denen man erröten mußte. In unserer Unfruchtbarkeit mußten wir den Überfluß der Franzosen in Anspruch nehmen, und an vielen Höfen sah man französische Schauspielergruppen, die die besten Stücke eines Molière und Racine darstellten.

Aber was verdient wohl mehr die Aufmerksamkeit des Philosophen als die Erniedrigung, in die jenes Königsvolk, die Nation, die die Welt beherrschte, mit einem Wort die Römer, versunken war? Anstatt daß Konsuln zur Zeit der Republik gefangene Könige im Triumph daherführten, lassen sich in unserer Zeit die Nachkommen eines Cato und Ämilius herab, ihrer Männlichkeit zu entsagen, um die Ehre zu genießen, auf den Theatern der Fürsten zu singen, die zur Zeit der Scipionen ebenso verachtet waren wie bei uns die Irokesen. O tempora! O mores!

Vor 60 Jahren kannte man in Deutschland keine Oper, Tragödie, Komödie. Im Jahre 1740 hatten der verbesserte Gewerbefleiß und Handel Deutschland zum Mitteilhaber an den Schätzen gemacht, die Indien jährlich nach Europa sendet. Diese Quellen des Wohlstands hatten Vergnügungen, feine Lebensweise und vielleicht auch die Sittenverderbnis, die eine Folge davon ist, mitgebracht. Alles hatte zugenommen: Bewohner, Fuhrwerke, Hausgerät, Bediente, Kutschen und Tafelaufwand. Was sich im Norden an schönen Gebäuden findet, ist alles aus dieser Zeit: das Schloß und das Zeughaus in Berlin, die Reichskanzlei, die Kirche des heiligen Karl Borromäus in Wien, das Schloß zu Nymphenburg in Bayern, die Elbbrücke und der chinesische Palast in Dresden, das kurfürstliche Schloß in Mannheim, der Palast des Herzogs von Württemberg in Ludwigsburg – alle diese Gebäude kommen zwar nicht denen von Athen oder Rom gleich, übertreffen aber doch die gotische Bauart unserer Vorväter.

In früheren Zeiten glichen die deutschen Höfe Tempeln, wo man Bacchanalien feierte; jetzt ist diese Ausschweifung, die der guten Gesellschaft nicht ansteht, nach Polen verwiesen oder dient zur Ergötzung des niederen Volkes. Es gibt nur noch einige geistliche Höfe, wo der Wein die Priester für eine andere, lieblichere Leidenschaft, der sie durch ihren Stand entsagen müssen, tröstet. Vormals gab es keinen deutschen Hof ohne eine Menge Hofnarren, deren plumpe Späße der Unwissenheit der Gäste aushalf, und man hörte unsinnige Reden, weil man selbst nichts Vernünftiges sprechen konnte. Diese Sitte, die den Menschenverstand tief beleidigt, ist endlich verschwunden und ist nur noch am Hof Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen zu finden. Das Hofzeremoniell, für die Torheit unserer Vorfahren die ganze Wissenschaft der Fürsten, scheint mir den Hofnarren ein gleiches Schicksal erfahren zu haben. Er erleidet täglich neue Risse, und einige Höfe haben ihn gänzlich abgeschafft. Der Hof Kaiser Karls VI. machte indessen eine Ausnahme; er war ein zu eifriger Anhänger der Hofetikette von Burgund, um diese abzuschaffen; er hatte sogar während seiner letzten Krankheit, wenige Augenblicke vor seinem Ende, Messen und Horen zu seinem Leichenbegängnis angeordnet und die Personen ernannt, die sein Herz in einer goldenen Kapsel in ein gewisses Kloster tragen sollten. Die Hofleute bewunderten an ihm Größe und Würde; die Gescheiten tadelten an ihm den Hochmut, der über das Leben hinausreichte.

Es ist noch zu bemerken, daß durch die Menge des in Deutschland vorhandenen Geldes, das gewiß dreimal soviel wurde als in früheren Zeiten, nicht bloß der Luxus bedeutend stieg, sondern auch die Zahl der Truppen, die die Fürsten unterhielten, verhältnismäßig zunahm. Kaiser Ferdinand I. hatte kaum 30 000 Mann gehalten. Karl VI. hatte im Krieg von 1733, ohne sein Volk zu bedrücken, 170 000 Mann besoldet. Ludwig XIV. hatte 220 000 und während des Erbfolgekrieges gegen 360 000. Seitdem hatten alle –

selbst die kleinsten deutschen Fürsten – ihre Truppen vermehrt. Die Nachahmungssucht hatte dies bewirkt, denn im Krieg von 1683 hatte Ludwig XIV. so viele Truppen ausgehoben, als er konnte, um denen, die er bekämpfen wollte, überlegen zu sein. Er änderte dies nicht wieder nach dem Frieden; dadurch waren der Kaiser und die Reichsfürsten genötigt, so viele Truppen auf den Beinen zu halten, als sie bezahlen konnten. Da diese Sitte einmal eingeführt war, bestand sie auch in der Folge. Die Kriege wurden dadurch viel kostspieliger; die Ausgaben für Magazine waren erstaunlich groß, um die zahlreiche Reiterei zu verpflegen und sie in Kantonierungsquartieren zu sammeln, ehe der Feldzug begann und die Jahreszeit das Fouragieren gestattete.
Die Infanterie, die fortwährend verpflegt wurde, nahm eine ganz andere Gestalt an, so sehr arbeitete man an deren Vervollkommnung. Vor dem Erbfolgekrieg trug eine Hälfte des Bataillons Piken, die andere Musketen, und sie standen sechs Reihen tief im Gefecht; der Piken bediente man sich gegen die Kavallerie. Die Musketen gaben nur schwaches Feuer und versagten oft wegen der Lunten. Diese Übelstände veranlaßten eine Veränderung in der Bewaffnung; man gab die Piken und Musketen auf und führte dafür Flinten mit Bajonetten ein, an denen die Gewalt des Feuers und Eisens vereint ist. Da man die Kraft der Bataillone im Feuern suchte, so verminderte man die Tiefe und dehnte sie mehr in die Länge. Fürst Leopold von Anhalt, der ein militärischer Mechaniker genannt werden kann, führte eiserne Ladestöcke ein. Er stellte die Bataillone in drei Gliedern auf, und durch seine unermüdliche Tätigkeit führte der verstorbene König bei den Truppen eine bewundernswerte Ordnung und eine Präzision der Bewegungen und Manöver ein, wie man sie bis dahin in Europa nicht gekannt hatte. Ein preußisches Bataillon wurde eine wandelnde Batterie, deren Schnelligkeit das Feuer verdreifachte und den Preußen den Vorteil von eins zu drei gab. Die übrigen Völker ahmten Preußen nach, aber nur unvollkommen.

Karl XII. hatte bei seinen Truppen jedem Bataillon zwei Kanonen zugeteilt. In Berlin wurden Kanonen zu 3, 6, 12 und 24 Pfund gegossen, die so leicht waren, daß man sie mit bloßer Armkraft lenken und in Schlachten immer mit den Bataillonen, zu denen sie gehörten, anrücken lassen konnte. Auf solche Weise formten die neuen Erfindungen eine Armee zu einer beweglichen Festung, deren Anrücken Tod und Schrecken verbreitete.

Im Krieg des Jahres 1672 erfanden die Franzosen die tragbaren kupfernen Pontons. Durch dieses leichte Mittel, Brükken zu schlagen, waren die Flüsse keine Hindernisse mehr. Auch die Kunst, feste Plätze anzugreifen und zu verteidigen, verdanken wir den Franzosen. Besonders Vauban verbesserte den Festungsbau; er baute die Werke so, daß sie einander bestrichen, und deckte sie durch ein Glacis dermaßen, daß, wenn man die Breschbatterie heutzutage nicht ganz oben auf dem bedeckten Weg anbringt, die Kugeln nicht ans Sims der Mauerwerke streifen, die sie zerstören sollen. Seit Vauban hat man doppelte gemauerte, bedeckte Wege angelegt und vielleicht an den Verschanzungen zu viele Abschnitte gemacht. Die Minierkunst ist am meisten fortgeschritten. Man dehnt die Äste des bedeckten Weges wohl 30 Klafter vom Glacis weiter hinaus; die gut minierten Plätze haben große oder Hauptminengänge. Die Äste sind drei Geschosse hoch. Der Mineur kann einen und denselben Verteidigungspunkt bis zu siebenmal sprengen. Für den Angriff wurden Druckkugeln erfunden, die, gut angebracht, alle Minen eines festen Platzes in einer Entfernung von 25 Schritt vom Herd zerstören. Die Minen machen gegenwärtig die Hauptkraft einer Festung aus, und durch diese können die Kommandanten eine Belagerung sehr lange hinziehen. Man kann heutzutage eine Festung nur durch zahlreiche Artillerie einnehmen. Man braucht drei Kanonen in einer Batterie, um eine Kanone der Festung zum Schweigen zu bringen. Zu den vielen Batterien kommen nun noch die Rikoschettbatterien, die die Verlängerungslinien der Länge

nach bestreichen, und wer nicht wenigstens 60 Mörser hat, um die Verteidigungswerke zu zerstören, darf es nicht wagen, einen festen Platz zu belagern. Die halben Sappen, die ganzen Sappen, die Sappen mit Querwällen, die Waffenplätze, die Laufgrabenreiter – das alles sind neue Erfindungen zum besseren Angreifen, wodurch Leute gespart werden und die Übergabe der Festungen beschleunigt wird.

In unserer Zeit sind auch wieder leicht bewaffnete Truppen aufgekommen: die österreichischen Panduren, die französischen Legionen und unsere Freibataillone; die ursprünglich ungarischen, nachher in ganz Europa nachgebildeten Husaren vertreten die Stelle der zur Römerzeit so berühmten numidischen und parthischen Reiterei. Die vormaligen Kriegsscharen wußten nichts von Uniform; es ist noch nicht 100 Jahre her, daß die Uniform allgemein eingeführt ist.

Das Seewesen hat ebenfalls große Fortschritte gemacht, sowohl in Beziehung auf den Bau der Schiffe als auf genaues Zutreffen der Berechnungen der Steuermänner; allein da dieser Gegenstand zu weitläufig ist, so wende ich mich davon ab, um nicht in eine zu lange Abschweifung zu geraten.

Aus all den geschilderten Fortschritten der Kunst in Europa ergibt sich, daß die nördlichen Länder seit dem Dreißigjährigen Krieg sehr gewonnen haben. Frankreich tat es damals allen zuvor im Bereich der schönen Wissenschaften und des Geschmacks; England in Geometrie und Physik; die Deutschen in Chemie, Experimentalphysik und Gelehrsamkeit; die Italiener fingen an zu sinken; aber Polen, Rußland, Schweden und Dänemark waren noch um ein Jahrhundert gegen die kultivierteren Staaten zurück.

Was am meisten unsere Aufmerksamkeit verdient, ist die Veränderung in der Macht der Staaten seit 1640. Einige sehen wir im Steigen begriffen, andere bleiben gewissermaßen in ihrer Lage unbeweglich, und noch andere sinken immer tiefer und drohen einzustürzen. Schweden trat feurig auf unter Gustav Adolf und schrieb mit Frankreich den Westfälischen Frieden vor; unter Karl XII. besiegte es Däne-

mark und Rußland und verfügte einige Zeit über die polnische Krone. Diese Macht scheint damals alle ihre Kräfte zusammengerafft zu haben, um wie ein Komet in großem Glanz zu erscheinen und dann wieder im unermeßlichen Raum zu verschwinden. Die Feinde zerstückelten Schweden, indem sie Estland und Livland, Bremen und Verden und einen großen Teil Pommerns abrissen.

Schwedens Fall wurde die Ursache zu Rußlands Aufstieg. Diese Macht scheint aus dem Nichts hervorzutreten, um plötzlich großartig dazustehen und sich bald den gefürchtetsten Mächten gleichzustellen. Auf Peter I. läßt sich anwenden, was Homer von Zeus sagt: »Er tat drei Schritte und war am Ende der Welt.« In der Tat: Schweden niederschlagen, Polen nacheinander mehrere Könige geben, die Osmanische Pforte demütigen und Truppen aussenden, um die Franzosen an ihren Grenzen zu bekämpfen, heißt soviel wie ans Ende der Welt gehen.

Ebenso verließ das brandenburgische Haus die Bank der Kurfürsten, um zwischen Königen zu sitzen; im Dreißigjährigen Krieg war es noch ganz unbedeutend gewesen. Der Westfälische Friede verschaffte ihm Provinzen, die durch eine gute Verwaltung in Wohlstand kamen. Der Friede und eine weise Regierung bildeten eine Macht aus, die in Europa fast übersehen wurde, weil sie im stillen arbeitete und ihre Fortschritte weniger schnell, sondern das Werk der Zeit waren. Alles schien verwundert, als sie sich zu entwickeln begann.

Die Vergrößerung Frankreichs – eine Folge der Waffentaten und der Staatskunst – ging schneller vonstatten und war ansehnlicher. Ludwig XV. war an Besitzungen ein Drittel reicher als Ludwig XIII. Die Freigrafschaft Burgund, Elsaß-Lothringen und ein Teil Flanderns, die zu Frankreich kamen, gaben diesem Land eine weit überlegenere Macht als früher; dazu kommt noch, daß die Besetzung Spaniens durch einen Zweig des bourbonischen Hauses Frankreich von den Diversionen befreite, die es von den spanischen

Königen aus dem österreichischen Haus immer zu fürchten hatte, wodurch Frankreich freie Hand hat, sich seiner gesamten Kräfte gegen denjenigen Nachbar zu bedienen, den es zu bekriegen für nötig findet.

Die Engländer haben ihrerseits nicht unterlassen, sich auszubreiten. Gibraltar und Port Mahon sind wichtige Besitzungen für eine Handelsnation. Sie haben sich durch alle Arten des Handels bereichert. Vielleicht ist ihnen auch das ihnen unterworfene Kurfürstentum Hannover nicht unnütz wegen des Einflusses, den sie dadurch auf die Angelegenheiten Deutschlands ausüben, woran sie sonst keinen Anteil nahmen. Man glaubt allgemein, daß die englische Nation, jetzt für Bestechung empfänglich, dadurch weniger frei geworden ist; wenigstens ist sie jetzt ruhiger geworden.

Savoyen hat sich ebensowenig unbedacht gelassen. Es erwarb Sardinien und den Königstitel; es schnitt ein Stück aus Mailand, und die Staatsmänner nennen Savoyen einen Krebsschaden, der die Lombardei zernagt.

Spanien hatte Don Carlos als König von Neapel eingesetzt. Österreich hatte nicht mehr die früheren Vorteile. Der Erbfolgekrieg hatte Kaiser Karl VI. zu einem der mächtigsten Fürsten in Europa gemacht; aber der Neid seiner Nachbarn nahm ihm bald einen Teil der erworbenen Länder wieder ab, und zwar so, daß seine Besitzungen ungefähr denen seiner Vorfahren gleich sind. Seit dem Erlöschen der Linie Karls V. in Spanien hatte Österreich zuerst Spanien verloren, das in die Hände der Bourbonen kam, ferner einen Teil von Flandern und nachher Neapel und ein Stück der Lombardei. Von Karls II. Besitzungen behielt Karl VI. also nichts weiter als einige Städte in Flandern und ein Stück der Lombardei. Die Türken nahmen ihm auch Serbien ab, das so wie Belgrad im Frieden abgetreten wurde. Was Österreich dabei gewonnen hat, besteht in Befestigung eines allgemein im Reich, in England, Holland und sogar in Dänemark herrschenden Vorurteils, daß nämlich Europas Freiheit vom Schicksal Österreichs abhänge.

Portugal, Holland, Dänemark und Polen waren gleich geblieben; sie hatten nichts verloren, aber auch nichts dazugewonnen.

Frankreich und England hatten ein entschiedenes Übergewicht über alle anderen erlangt; jenes durch seine Landmacht und großen Hilfsquellen, dieses durch seine Flotten und durch den im Handel erworbenen Reichtum. Beide Mächte waren Nebenbuhler und gegenseitig eifersüchtig auf ihre Vergrößerung. Sie hielten anscheinend das Gleichgewicht Europas und betrachteten sich wie zwei Parteiführer, an die Fürsten und Könige sich anschließen mußten. Außer dem alten Haß Frankreichs gegen England hegte jenes gleichen Haß gegen Österreich – eine Folge der ständigen Kriege beider Häuser seit dem Tod Karls des Kühnen von Burgund. Frankreich wollte Flandern und Brabant unter seine Botmäßigkeit bringen und die Grenzen seiner Herrschaft bis an den Rhein rücken. Ein solches Vorhaben war nicht sogleich auszuführen; die Zeit mußte es zur Reife brin-

gen und eine günstige Gelegenheit sich zeigen. Die Franzosen wollen siegen, um Eroberungen zu machen, die Engländer wollen Fürsten kaufen, um sie zu Sklaven zu machen; aber beide spiegeln der Welt was anderes vor, um deren Blicke von ihrer Herrschsucht abzulenken.

Spanien und Österreich hatten ungefähr gleiche Kräfte. Spanien konnte niemanden weiter bekriegen als Portugal oder den Kaiser in Italien. Der Kaiser aber konnte sich nach allen Richtungen hin bewegen, und durch listige Unterhandlung konnte er die Kräfte des Deutschen Reiches mit an sich ziehen. Spanien hatte mehr Hilfsmittel in seinem Reichtum; Österreich besaß dergleichen nicht, und bei allen Steuern, die es seinen Völkern auflegte, bedurfte es noch fremder Subsidien, um Truppen im Feld zu erhalten. Zur Zeit war es durch den Türkenkrieg erschöpft und in dieser unruhigen Zeit tief in Schulden geraten.

Holland war zwar reich, mischte sich aber in keinen fremden Streit, wenn die Not es nicht zwang, seine Grenze gegen Frankreich zu verteidigen. Dessen ganze Sorge betraf die Unterdrückung jedes Versuchs, wieder einen Statthalter zu erwählen.

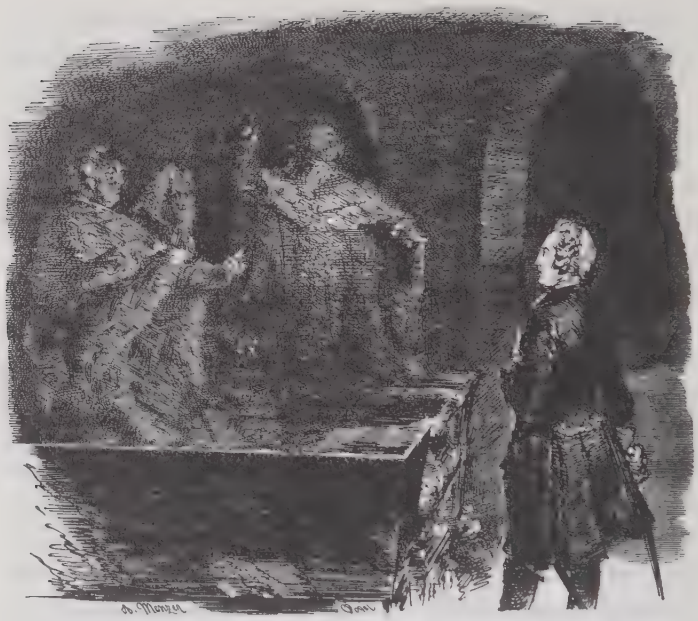
Preußen, zwar minder stark als Spanien und Österreich, durfte doch sogleich nach diesen Mächten eine Stelle einnehmen, ohne sich jedoch mit ihnen messen zu dürfen. Die Staatseinnahmen beliefen sich, wie gesagt, nur auf sieben Millionen. Die armen Provinzen, die sich von den Leiden, die ihnen der Dreißigjährige Krieg verursacht hatte, noch nicht erholt hatten, waren nicht imstande, dem Fürsten Hilfsmittel zu liefern. Er konnte diese nur in Ersparnissen finden. Der verstorbene König hatte zwar einen Schatz angelegt, aber wenngleich er noch nicht sehr beträchtlich war, so genügte er doch zur Not, um eine sich darbietende günstige Gelegenheit zu nützen; nur mußten die Angelegenheiten mit Klugheit geleitet werden, um nicht einen Krieg in die Länge zu ziehen, sondern seine Pläne schnell auszuführen.

Das Verdrießlichste dabei war die unregelmäßige Gestalt des Staates: schmale und sozusagen verstreute Landstriche dehnten sich von Kurland bis Brabant. Diese zerstückelte Lage der Länder gab dem Staat sehr viele Nachbarn, hinderte seine innere Bindung und machte, daß er mehr Feinde zu fürchten hatte, als wenn er besser abgerundet gewesen wäre. Preußen konnte damals nur handeln, wenn es sich an Frankreich oder England lehnte. Mit Frankreich war es ratsam, sich einzulassen, denn es strebte nach Ruhm und nach Demütigung Österreichs. Von den Engländern konnte man nur Subsidien erlangen, die sie geben, um fremde Kräfte zu eigenem Vorteil zu benützen. Rußland hatte damals noch nicht das Gewicht in der europäischen Politik, um in der Waage derjenigen Partei, der es beitrat, eine Überlegenheit zu verschaffen. Der Einfluß dieses neuen Reiches erstreckte sich nur auf die Nachbarn Schweden und Polen. Was die Türken anbelangt, so brachte es die damalige Politik mit sich, daß sich diese, wenn Frankreich sie gegen Österreich oder Rußland hetzte, an Thamas Chouli-Khan wandten, um durch eine Diversion von der Sorge befreit zu werden, die die Pforte ihnen erregte.
Dies war der gewöhnliche Gang der Politik; es gab indessen hin und wieder auch Ausnahmen von der Regel; wir sprechen nur von der Wahrscheinlichkeitsberechnung.

Was damals Europas Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nahm, war die Erbfolge des österreichischen Hauses beim Tod Kaiser Karls VI., des letzten männlichen Erben aus dem habsburgischen Haus. Wir haben erzählt, daß Karl VI., um eine Zersplitterung der Monarchie zu verhindern, ein Hausgesetz unter dem Namen »Pragmatische Sanktion« errichtet hatte, durch die seiner Tochter Maria Theresia die Erbschaft gesichert werden sollte. Frankreich, England, Holland, Sardinien, Sachsen und das Deutsche Reich hatten die Pragmatische Sanktion verbürgt; auch der verstorbene König Friedrich Wilhelm hatte diese verbürgt,

doch nur unter der Bedingung, daß der Wiener Hof ihm die Jülich-Bergsche Erbschaft sicherte. Der Kaiser hatte ihm den eventuellen Besitz versprochen, aber sein Wort nicht gehalten; dadurch war der König von der Verpflichtung befreit, die Pragmatische Sanktion anzuerkennen, da der verstorbene König sie nur bedingungsweise übernommen hatte.

Auf die Jülich-Bergsche Erbfolge, die im Jahre 1741 dem Anschein nach nahe bevorstand, richtete das brandenburgische Haus seine ganze Aufmerksamkeit. Friedrich Wilhelm hatte, da er seinen Tod erwartete, kein Bündnis geschlossen, um seinem Nachfolger freie Hand zu lassen, je nachdem die Umstände es verlangen würden, Verbindungen einzugehen. Nach des Königs Tod leitete der Hof von Berlin Unterhandlungen ein mit Wien, Paris und London, um zu ermitteln, welche dieser Mächte für seine Vorteile am günstigsten gestimmt sei. Er fand sie alle gleich kühl, weil Ansichten erst dann übereinstimmen, wenn gegenseitiges Bedürfnis die Verbindungen knüpft, und Europa kümmerte sich wenig darum, ob der König von Preußen oder ein anderer Fürst das Herzogtum Berg erhielt. Frankreich wollte zwar zugeben, daß der König einen Streifen von jenem Herzogtum abrisse, aber das war zuwenig für die Wünsche eines jungen, ehrgeizigen Königs, der entweder alles oder nichts haben wollte. Wir bemerken auch noch besonders, daß Kaiser Karl VI. nicht bei der bloßen Verbürgung des Bergischen geblieben ist, sondern daß er auch dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen diesen Besitz versprochen und während der Gesandtschaft des Fürsten von Liechtenstein in Paris dem Fürsten von Sulzbach, dem Erben des pfälzischen Kurfürsten, ein ähnliches Versprechen gegeben hatte. Wäre es nun wohl recht gewesen, sich vom Wiener Hof opfern zu lassen, sich mit jenem Streifen von Berg, das Frankreich für Preußen zu besetzen versprach, zu begnügen? Oder war es richtiger, die Waffen zu ergreifen, um seine Ansprüche geltend zu machen?



In dieser Lage der Dinge beschloß der König, sich aller Mittel zu bedienen, um sich in eine stärkere Verfassung zu setzen, und schritt ohne Verzug ans Werk. Durch große Sparsamkeit errichtete er 15 neue Bataillone (die Regimenter Camas, Münchow, Dohna, Heinrich, Persod, Braunschweig, Eisenach und Einsiedel) und sah nunmehr den Ereignissen, die das Schicksal ihm darbieten würde, entgegen, um sich die Gerechtigkeit, die andere ihm nicht gewährten, selbst zu verschaffen.

Gründe zum Krieg gegen die Königin von Ungarn nach dem Tod Kaiser Karls VI. Winterfeldzug in Schlesien 1740

Der Erwerb des Herzogtums Berg stieß in der Ausführung auf große Schwierigkeiten. Um sich davon einen richtigen Begriff zu machen, muß man sich genau in die Lage versetzen, in der sich der König damals befand. Er konnte kaum 60000 Mann ins Feld stellen; er hatte zur Aufrechterhaltung seiner Unternehmungen keine weiteren Mittel als die, die ihm der verstorbene König im Schatz hinterlassen hatte. Hätte er das Herzogtum Berg erobern wollen, so mußte er alle seine Truppen dazu verwenden, denn er hätte es mit starken Gegnern zu tun gehabt, mit Frankreich kämpfen und zugleich Düsseldorf einnehmen müssen. Die Übermacht Frankreichs allein mußte ihn bestimmen, von dieser Unternehmung abzustehen, wenn nicht auch andere ebenso große Hindernisse seinen Absichten im Weg gestanden wären. Diese Schwierigkeiten lagen in den ähnlichen Ansprüchen Sachsens auf Jülich und Berg und in der Eifer-

sucht Hannovers auf Brandenburg. Wenn der König unter diesen Umständen sich mit seiner ganzen Macht an den Rhein hin begeben hätte, so mußte er erwarten, daß seine von Truppen entblößten Erbländer einem Einfall der Sachsen und der Hannoveraner ausgeliefert wären und diese hätten eine solche Diversion bestimmt nicht unterlassen. Falls aber der König einen Teil seiner Armee zum Schutz seiner Staaten gegen Feindseligkeit seiner Nachbarn in der Mark gelassen hätte, so wäre er auf beiden Seiten zu schwach gewesen. Frankreich hatte, um den alten Kurfürsten von der Pfalz während des Krieges am Rhein neutral zu halten, die pfälzische Erbfolge dem Fürsten von Sulzbach zugesichert. Dies würde den König nicht gerade abgehalten haben – denn solche Bürgschaften sind gewöhnlich nur Worte, die ebenso leicht verletzt wie gegeben werden –, aber Frankreichs Vorteil benötigte am Rhein schwache Nachbarn, nicht aber mächtige Fürsten, die ihm Widerstand leisten konnten. Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt Graf Seckendorff, der in Graz gefangen gesessen hatte, seine Freiheit unter der Bedingung, daß er dem Kaiser alle Verfügungen zurückstellte, die ihn ermächtigt hatten, dem verstorbenen König von Preußen die feierlichsten Versicherungen des kaiserlichen Beistands zur Aufrechterhaltung seiner Ansprüche auf Jülich und Berg zu erteilen.

Diese Auseinandersetzung macht es deutlich, wie ungünstig sich die Umstände für das brandenburgische Haus gestalteten, und dieser Grund bestimmte den König, sich an den provisorischen Traktat zu halten, den sein Vater mit Frankreich geschlossen hatte. Aber wenngleich diese Gründe die Ruhmbegier, die den König beseelte, mäßigten, so trieben ihn doch nicht minder kräftige Beweggründe an, sogleich am Anfang seiner Regierung Beweise von Kraft und Entschlossenheit zu geben, um seinem Volk in Europa Achtung zu verschaffen. Alle guten Bürger waren tief verletzt durch die geringe Achtung, die die Mächte dem verstorbenen König – besonders in seinen letzten Regierungsjahren – bewiesen

hatten, und über die Schmähungen, die die Leute mit dem Namen Preußen verbanden. Da dies auf das Verhalten des Königs großen Einfluß hatte, so halten wir uns verpflichtet, die Sache näher zu beleuchten.

Das kluge und vorsichtige Benehmen des verstorbenen Königs war seiner Schwäche zugeschrieben worden. Er hatte im Jahre 1727 mit Hannover Streitigkeiten über unbedeutende Dinge, und dies wurde in Güte beigelegt; bald nachher fielen ebenso unwichtige Zwiste mit Holland vor, die ebenfalls auf freundliche Weise beschwichtigt wurden. Aus diesen beiden Beispielen schlossen seine Nachbarn und Neider, daß man ihn ungestraft beleidigen dürfe; daß er statt wirklich guter nur äußerlich schöne Truppen, statt wohlunterrichteter Offiziere nur Fechtmeister, statt tapferer Soldaten nur Söldlinge hätte, die keine Anhänglichkeit für den Staat besäßen, und daß er immer nur drohe, aber nicht zuschlüge. Die oberflächlichen und in ihrem Urteil leichten Leute wußten solchen Reden Glauben zu verschaffen, und solch irrige Ansichten verbreitete man in ganz Europa. Der Ruhm, nach dem der verstorbene König strebte – ein gerechterer Ruhm als der der Eroberer –, hatte nur zum Ziel, sein Land glücklich zu machen, sein Heer zu disziplinieren, seine Finanzen mit größter Ordnung und Sparsamkeit zu verwalten. Er vermied den Krieg, um von so schönen Plänen nicht abgezogen zu werden, und gelangte dadurch im stillen zu einer gewissen Größe, ohne den Neid der Fürsten anzuregen. In den letzten Jahren seines Lebens hatten Krankheiten seinen Körper sehr mitgenommen, und sein Ehrgefühl wollte niemals zugeben, die Truppen anderen Händen als seinen eigenen anzuvertrauen. Alle diese verschiedenen Ursachen machten seine Regierung glücklich und friedlich.

Wäre die Meinung der Welt über den König ein bloßer Irrtum des Urteils gewesen, so hätte sie die Wahrheit früher oder später wohl enttäuscht; aber die Fürsten dachten über seinen Charakter so unvorteilhaft, daß seine Verbündeten

gegen ihn ebensowenig Schonung beachteten wie seine Feinde. So zum Beispiel verabredeten der Hof von Wien und der russische mit dem verstorbenen König, auf den polnischen Thron einen Prinzen von Portugal zu setzen. Plötzlich ließ man diesen Plan fallen, und sie erklärten sich für August II., Kurfürsten von Sachsen, ohne den König auch nur einer Nachricht hierüber zu würdigen. Kaiser Karl VI. hatte unter gewissen Bedingungen ein Hilfskorps von 10 000 Mann erhalten, die der König im Jahre 1734 an den Rhein gegen die Franzosen schickte, und glaubte sich der Verpflichtung enthoben, die kleinen Bedingungen zu erfüllen. König Georg II. von England nannte den König »seinen Bruder, den Korporal«; er sagte von ihm, er wäre »König der Landstraßen und Erzsandstreuer des Heiligen Römischen Reiches«. Alles, was dieser Fürst tat, trug das Gepräge der tiefsten Verachtung. Preußische Offiziere, die den kurfürstlichen Vorrechten zufolge in kaiserlichen Städten Soldaten warben, mußten allerlei Beschimpfungen erdulden. Sie wurden verhaftet, in Gefängnisse geschleppt, wo man sie mit den gemeinsten Verbrechern zusammensetzte; ja diese Ausschweifungen gingen so weit, daß man sie nicht mehr ertragen konnte. Ein elender Bischof von Lüttich machte sich eine Ehre daraus, den König zu beleidigen: Einige Untertanen der Preußen zugehörigen Herrschaft Herstall hatten sich empört; der Bischof nahm sie in Schutz. Der König sandte den Oberst Kreytzen nach Lüttich mit Beglaubigungsschreiben, um die Sache beizulegen; wer ihn nicht annahm, war der Herr Bischof von Lüttich! Drei Tage hintereinander sah er den Bevollmächtigten in den Hof seines Hauses kommen, und ebensooft versagte er ihm den Zutritt.

Dieses Ereignis und viele andere, die wir der Kürze wegen nicht erwähnen, zeigten dem König, daß ein Fürst die Pflicht habe, sich und besonders seiner Nation Achtung zu verschaffen; daß Mäßigung eine Tugend ist, die die Staatsmänner nicht allzu streng ausüben dürfen, und daß es bei der

vorgefallenen Regierungsveränderung zweckmäßiger war, Zeichen von Entschlossenheit als von Sanftmut zu geben.
Um alles zusammenzustellen, was die Lebhaftigkeit eines eben zur Regierung gelangten jungen Königs aufregen konnte, fügen wir hinzu, daß Friedrich I. durch Erhebung Preußens zum Königreich mittels dieser eitlen Größe seinen Nachkommen einen Keim von Herrschsucht eingepflanzt hatte, der früher oder später Früchte tragen mußte. Die Monarchie, die er seinen Abkömmlingen hinterlassen hatte, war – man erlaube mir den Ausdruck – eine Art Zwitter, mehr jedoch Kurfürstentum als Königreich. Es lag ein Ruhm darin, dieses Wesen entschiedener zu machen, und sicherlich war dieses Gefühl eines von denen, die den König in den großen Unternehmungen bestärkten, wozu so viele Anlässe vorhanden waren.
Wenn sich auch der Erwerbung Bergs nicht so viele Hindernisse entgegengestellt hätten, so war doch der Gegenstand so winzig, daß das brandenburgische Haus mit dessen Besitz wenig größer geworden wäre. Diese Rücksichten also lenkten des Königs Absichten auf Österreich hin, wo die Erbfolge durch den Tod des Kaisers streitig, und der Kaiserthron verwaist werden würde. Dieses Ereignis konnte nicht anders als günstig sein bei der ausgezeichneten Rolle, die der König in Deutschland spielte; bei den verschiedenen Ansprüchen Sachsens und Bayerns auf jene Staaten; bei der Menge von Kandidaten, die sich um die kaiserliche Krone bewarben, und bei der Politik des Versailler Hofes, der natürlich eine so schöne Gelegenheit ergreifen mußte, um von den Unruhen, die der Tod Kaiser Karls VI. unfehlbar mit sich brachte, Nutzen zu ziehen.
Das erwartete Ereignis trat bald ein. Kaiser Karl VI. beschloß sein Leben auf dem Lustschloß Favorita am 26. Oktober 1740. Die Nachricht davon kam in Rheinsberg an, wo der König an Wechselfieber litt. Die Ärzte wollten ihm aus einem alten Vorurteil kein Chinin geben; er nahm es wider ihren Rat, weil er wichtigere Dinge im Kopf hatte, als

seine Genesung abzuwarten. Er beschloß sogleich, die Fürstentümer in Schlesien, auf die sein Haus unbestrittene Rechte hatte, zurückzufordern, und machte sich fertig, diese Ansprüche nötigenfalls mit Waffengewalt durchzusetzen. Dieser Plan erfüllte alle seine politischen Ansichten: Er war ein Mittel, Ruhm zu erwerben, die Macht des Staates zu erweitern und den Streit über die bergische Erbfolge zu beenden. Bevor sich aber der König vollkommen entschied, erwog er genau die Gefahren, die ihm ein solcher Krieg bereitete, und die davon andererseits zu erhoffenden Vorteile.

Einerseits zeigte sich das mächtige österreichische Haus, dem die weite Ausdehnung seiner Länder immer neue Hilfsquellen bot; der Angriff gegen eine Kaiserstochter, die im König von England, in der Republik Holland und den meisten Reichsfürsten, die die Pragmatische Sanktion verbürgt hatten, Bundesgenossen finden mußte. Der Herzog von Kurland, der damals Rußland beherrschte, wurde vom Wiener Hof gewonnen; außerdem konnte die junge Königin von Ungarn auch durch Abtretung einiger Kreise in Böhmen Sachsen in ihr Interesse ziehen, und was nun noch einzelne Punkte der Ausführung betrifft, so hatte die Mißernte des Jahres 1740 die Besorgnis erweckt, daß es an Mitteln fehlen dürfte, Magazine anzulegen und die Truppen mit Lebensmitteln zu versehen. Die Wagnisse waren also bedeutend. Man hatte aber auch den Wechsel des Waffenglücks zu bedenken; eine verlorene Schlacht konnte entscheidend sein. Der König hatte keine Verbündeten; er konnte nur unerfahrene Truppen den alten österreichischen, im Dienst ergrauten und durch viele Feldzüge eingeübten Soldaten entgegenstellen.

Andererseits ermutigten eine Menge Betrachtungen die Hoffnungen des Königs. Die Lage des Wiener Hofs war nach des Kaisers Tod höchst mißlich: Die Finanzen waren in Unordnung, die Armee zerrüttet, und durch die schlechten Erfolge im Türkenkrieg entmutigt, war das Ministerium uneinig; dazu saß nun auf dem Thron eine junge, unerfah-

rene Fürstin, die eine streitige Erbfolge zu verteidigen hatte; es war also zu schließen, daß eine solche Regierung nicht furchtbar erscheinen dürfte. Übrigens war es undenkbar, daß der König nicht Verbündete finden würde. Die Eifersucht zwischen Frankreich und England sicherte dem König notwendig eine von beiden Mächten, und daneben mußten sich alle, die sich um die österreichische Erbfolge bewarben, an Preußen anschließen. Der König konnte mit seiner Stimme über die Kaiserkrone verfügen; er konnte sich bezüglich seiner Ansprüche auf Berg entweder mit Frankreich oder mit Österreich verständigen, und endlich war der Krieg in Schlesien die einzige offensive Seite, die von der Lage seiner Staaten begünstigt wurde, weil er in der Nähe seiner Grenzen blieb und die Oder ihm eine stets sichere Verbindung bot.

Was den König vollends zu der Unternehmung bestimmte, war der Tod der russischen Zarin Anna, der bald nach dem des Kaisers erfolgte. Dadurch kam die Krone an den jungen Iwan, Großfürsten von Rußland, den Sohn einer Mecklenburger Prinzessin und des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, des Schwagers des Königs. Der Wahrscheinlichkeit nach stand zu erwarten, daß Rußland sich während der Minderjährigkeit des jungen Zaren mehr um die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe als um Beschützung der Pragmatischen Sanktion kümmern würde, um derentwillen in Deutschland Unruhen entstehen mußten. Zu allen diesen Gründen kam nun, daß die Armee schlagfertig dastand, die Geldmittel bereitlagen. Dies alles und vielleicht auch die Lust, sich einen Namen zu machen, bewirkte, daß der König Maria Theresia von Österreich, Königin von Ungarn und Böhmen, den Krieg erklärte.

Diese Zeit war, wie es scheint, zu Veränderungen und Revolutionen bestimmt. Die mecklenburgisch-braunschweigische Prinzessin, Kaiser Iwans Mutter, stand mit ihrem Sohn unter der Vormundschaft des Herzogs von Kurland, dem die verstorbene Kaiserin Anna die Verwaltung des Reiches

anvertraut hatte. Die Prinzessin hielt es unter ihrer Adelswürde, einem anderen zu gehorchen; sie meinte, ihr als Mutter käme die Vormundschaft eher zu als Biron, der weder Russe noch ein Verwandter des Kaisers war. Sie benützte auf geschickte Weise Marschall Münnich, dessen Ehrgeiz sie mit hineinzog. Biron wurde verhaftet, dann tief nach Sibirien hinein verwiesen, und die mecklenburgische Prinzessin bemächtigte sich der Regierung. Diese Veränderung erschien Preußen vorteilhaft; denn dessen Feind Biron war verbannt, der Gemahl der Regentin, Anton von Braunschweig, war Schwager des Königs. Die mecklenburgische Prinzessin verband mit ihren guten Anlagen alle Launen und Fehler eines schlecht erzogenen Weibes; ihr Mann, schwach und geistlos, hatte weiter kein Verdienst als instinktmäßige Tapferkeit. Münnich, das Werkzeug ihrer Erhebung, der wahre Held Rußlands, war zugleich der Inhaber der kaiserlichen Gewalt. Diese Revolution zum Vorwand nehmend, schickte der König den Freiherrn von Winterfeldt als Gesandten nach Rußland, um den Prinzen von Braunschweig und seine Gemahlin zum glücklichen Erfolg ihres Unternehmens zu beglückwünschen. Der eigentliche Grund und geheime Zweck dieser Gesandtschaft war, Münnich, den Schwiegervater Winterfeldts, zu gewinnen und für die eben in der Ausführung begriffenen Pläne günstig zu stimmen, was Winterfeldt auch auf das wünschenswerteste gelang.

So vorsichtig man in Berlin auch zu Werke ging, um den beabsichtigten Feldzug geheimzuhalten, so war es doch unmöglich, heimlich Magazine anzulegen, grobes Geschütz zu bereiten und Truppen in Bewegung zu setzen. Herr von Demeradt, des Kaisers Gesandter in Berlin, benachrichtigte seinen Hof, daß ein Ungewitter ihn bedrohe und in Schlesien zum Ausbruch kommen könnte. Der Staatsrat der Königin antwortete ihm aus Wien: »Wir wollen und können den Nachrichten, die Sie uns melden, keinen Glauben beimessen.« Es wurde jedoch der Marchese von Botta nach

Berlin geschickt, um dem König zur Thronbesteigung Glück zu wünschen; eigentlich aber, um zu prüfen, ob Demeradt unnötige Besorgnis erregt habe. Der Marchese von Botta, ein feiner und scharfsichtiger Mann, merkte bald, was vorging, und nachdem er am Audienztag die üblichen Komplimente gemacht hatte, ließ er sich über die Unbequemlichkeiten seiner Reise aus und sprach besonders über die schlechten Straßen Schlesiens, die durch Überschwemmungen unterbrochen und ganz ungangbar wären. Der König tat, als verstünde er ihn nicht, und erwiderte, das ganze Unglück, das den Leuten auf diesen Straßen begegnen könne, wäre höchstens, mit Schmutz bedeckt zu werden.

Obgleich der König in dem gefaßten Entschluß fest beharrte, so hielt er es doch für angemessen, zuvor mit dem Wiener Hof einen gütlichen Vergleich zu versuchen. Zu diesem Zweck sandte er den Grafen Gotter nach Wien; der sollte der Königin von Ungarn erklären, daß der König, falls sie seinem Recht auf Schlesien Genüge leisten wolle, ihr seinen Beistand gegen alle offenen oder geheimen Feinde, die die Erbschaft Karls VI. zerstückeln wollten, sowie auch seine Stimme auf dem Reichstag zur Kaiserwahl für den Großherzog von Toskana anböte. Da vorauszusetzen war, daß diese Vorschläge zurückgewiesen werden würden, hatte Graf Gotter zugleich den Auftrag, in diesem Fall der Königin von Ungarn den Krieg zu erklären. Die Armee war eilfertiger als diese Gesandtschaft; sie rückte, wie wir sehen werden, zwei Tage, bevor Gotter in Wien ankam, in Schlesien ein.

Zwanzig Bataillone und sechsunddreißig Schwadronen wurden im Dezember zur schlesischen Grenze in Bewegung gesetzt; noch sechs Bataillone sollten folgen, um die Festung Glogau einzuschließen. So schwach diese Anzahl auch war, so erschien sie doch hinlänglich, um sich eines Landes zu bemächtigen, das nicht verteidigt wurde; auch war es insofern vorteilhaft, als man leicht zum nächsten Frühling Magazine schaffen konnte, die eine größere Armee schon im Win-

ter aufgezehrt haben würde. Ehe der König zur Armee abreiste, gab er dem Marschall von Botta noch eine Audienz, in der er ihm dasselbe eröffnete, was Graf Gotter in Wien erklären sollte.

Botta rief aus: »Sire, Sie werden das Haus Österreich verderben, aber sich selbst mit zugrunde richten!«

Der König erwiderte: »Es liegt bei der Königin, die ihr gemachten Vorschläge anzunehmen.«

Der Marchese wurde hierauf nachdenklich, faßte sich aber bald wieder und sagte dann mit Ironie in Ton und Miene: »Sire, Ihre Truppen sind schön, das gebe ich zu; die unseren haben nicht ein so schönes Aussehen, aber sie haben vor dem Schuß gestanden. Ich beschwöre Sie zu bedenken, was Sie tun wollen.«

Der König wurde ungeduldig und erwiderte heftig: »Sie finden, daß meine Truppen schön sind; ich werde Ihnen das Geständnis abringen, daß sie auch gut sind.«

Der Marchese machte noch dringende Vorstellungen, die Ausführung des Planes noch zu verschieben; der König sagte ihm aber, es sei zu spät, man sei schon über den Rubikon gegangen.

Als das Projekt Schlesien nunmehr bekannt wurde, brachte diese kühne Unternehmung eine bemerkenswerte Aufregung unter den Leuten hervor. Schwache und furchtsame Seelen verkündeten den Untergang des Staates; andere glaubten, der König überließe alles dem blinden Zufall, und waren besorgt, er könnte Karl XII. zum Muster nehmen. Die Militärpersonen hofften auf Glück und rechneten auf Beförderungen. Die Kritiker, die man überall findet, sahen scheel auf die Vergrößerungen, die der Staat dadurch erlangen konnte. Der Fürst von Anhalt war wütend, daß nicht er den Plan ersonnen hatte und nicht der erste in der Ausführung sein sollte. Er prophezeite wie Jonas Unglücksfälle, die weder Ninive noch Preußen betroffen haben. Dieser Fürst sah im kaiserlichen Heer seine Wiege; er war Kaiser Karl VI., der seine Gemahlin zur Fürstin erhoben hatte,

verpflichtet und fürchtete zugleich das Emporsteigen des Königs, wodurch ein Nachbar wie der Fürst von Anhalt ins Nichts herabsank. Diese Ursachen seiner Unzufriedenheit veranlaßten ihn, in alle Gemüter Mißtrauen und Angst auszustreuen; er wollte den König selbst, wenn es noch anginge, einschüchtern; aber der Entschluß stand zu fest, und die Sachen waren bereits zu weit gediehen, um wieder davon abzustehen.

Um indessen den üblen Eindruck, den die Reden eines so großen Generals wie des Fürsten von Anhalt auf die Offiziere machen konnten, zu vernichten, hielt es der König für angemessen, vor seiner Abreise alle Offiziere der Berliner Garnison zu versammeln und sie mit folgenden Worten anzureden: »Meine Herren! Ich unternehme einen Krieg, in dem ich keinen weiteren Verbündeten habe als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und vom Glück erwarte ich Beistand. Erinnern Sie sich stets des Ruhmes, den Ihre Vorväter bei Warschau, bei Fehrbellin und im preußischen Feldzug erworben haben. Ihr Schicksal

haben Sie in Händen; Auszeichnungen und Belohnungen erwarten Sie, wie dies Ihre Ruhmestaten verdienen. Aber ich brauche Sie nicht erst zum Ruhm anzuregen; Sie haben nur ihn vor Augen, er ist das einzige Ziel, würdig Ihrer Bestrebungen. Es stellen sich uns Truppen entgegen, die sich einst unter Prinz Eugen den größten Namen erworben haben; obgleich dieser Fürst nicht mehr lebt, so wird uns doch der Sieg zur größeren Ehre gereichen, weil wir uns mit tapferen Kriegern zu messen haben. Leben Sie wohl, reisen Sie nun ab! Ich folge Ihnen bald zum Sammelplatz des Ruhmes, der uns erwartet.«

Nach einem großen Maskenball reiste der König von Berlin ab und kam am 14. Dezember nach Krossen. Ein seltsamer Zufall wollte, daß an diesem Tag ein wahrscheinlich abgenützter Strick, an dem die Glocke der Domkirche hing, riß und die Glocke herabstürzte, was als ein böses Vorzeichen angesehen wurde, denn damals herrschten noch im Volk abergläubische Vorstellungen. Um dem üblen Eindruck dieses Vorfalls zu begegnen, erklärte der König ihn als ein günstiges Zeichen. Er meinte, dieses Herabfallen der Glocke bedeute, das Hohe werde erniedrigt werden, und da das österreichische Haus weit höher stehe als das brandenburgische, so sei hiermit offenbar der Sieg über jenes angedeutet. Wer das Volk kennt, weiß, daß solche Gründe genügen, um es zu überzeugen.

Am 16. Dezember 1740 rückte die Armee in Schlesien ein. Die Truppen marschierten nach Kantonierungsplätzen, teils, weil kein Feind da war, teils, weil die Jahreszeit nicht gestattete, im Feld zu lagern. Sie verbreiteten überall, wohin sie kamen, die Deduktion der brandenburgischen Rechte auf Schlesien. Man erließ auch gleichzeitig ein Manifest des Inhalts, daß die Preußen diese Provinz besetzten, um zu verhindern, daß ein Dritter einbräche, was deutlich besagte, daß man nicht gutwillig wieder abziehen würde. Durch diese Vorsichtsmaßnahmen wurde bewirkt, daß das Volk und der Adel das Einrücken der Preußen in Schlesien nicht

als einen feindlichen Einfall, sondern als die hilfreiche Dienstleistung eines Verbündeten betrachteten. Auch die Religion als ein heiliges Vorurteil im Volk trug dazu bei, die Gemüter preußisch zu stimmen, da etwa zwei Drittel Schlesiens, die aus Protestanten bestehen und durch österreichischen Fanatismus lange unterdrückt waren, den König wie einen vom Himmel gesandten Retter ansahen.

Längs der Oder aufwärts ist die erste Festung, auf die man trifft, Glogau. Die Stadt liegt am linken Ufer dieses Flusses; ihr Umfang ist mäßig, und ein elender Wall, dessen kleinster Teil armiert ist, umgibt sie. Der Graben war an mehreren Stellen passierbar und die Kontreskarpe fast zertrümmert. Da die strenge Jahreszeit verhinderte, sie förmlich zu belagern, so begnügte man sich damit, sie zu blockieren; auch war das schwere Geschütz noch nicht angelangt. Der Wiener Hof hatte dem Kommandanten der Festung, Wenzel Wallis, strikte Befehle erteilt, die Feindseligkeiten nicht zuerst zu beginnen; er meinte, eine Blockade sei noch keine Belagerung, und ließ sich ruhig einschließen.

Seit dem Belgrader Frieden war der größte Teil der österreichischen Armee in Ungarn geblieben. Bei der Nachricht vom Einmarsch der Preußen wurde General Browne nach Schlesien geschickt, wo er kaum 3000 Mann zusammenbrin-

gen konnte. Er versuchte, durch List oder Gewalt Breslau zu besetzen, was aber nicht gelang. Die Stadt besaß ähnliche Vorrechte wie die kaiserlichen Städte; es war eine kleine, von ihrem Magistrat regierte Republik, die keine Besatzung zu dulden brauchte. Liebe zur Freiheit und zur lutherischen Religion schützte die Einwohner vor den Kriegsleiden. Sie widerstanden den Aufforderungen General Brownes, der am Ende doch wohl seinen Zweck erreicht hätte, wenn der König nicht seinen Marsch beschleunigt hätte, um ihn zum Rückzug zu nötigen. Unterdessen war nämlich Prinz Leopold von Anhalt mit sechs Bataillonen und fünf Schwadronen vor Glogau angekommen und hatte die Blockadetruppen abgelöst, und der König zog sogleich mit den Grenadieren, sechs Bataillonen und zehn Schwadronen ab, um ohne Zeitverlust Breslau zu erreichen. Nach vier Tagen stand er vor den Toren dieser Hauptstadt, während Feldmarschall Schwerin am Fuß der Gebirge hinzog und über Liegnitz, Schweidnitz und Frankenstein seinen Weg nahm, um diesen Teil Schlesiens von Feinden zu säubern.

Am 1. Januar 1741 besetzte der König die Vorstädte Breslaus ohne Widerstand und sandte die Obersten von Borcke und von Goltz, um die Stadt aufzufordern, sich zu ergeben. Gleichzeitig gingen einige Truppen über die Oder und nahmen auf der Dominsel Quartier. Dadurch wurde der König Beherrscher beider Flußufer und blockierte in der Tat diese nicht gut versorgte Stadt, die bald genötigt wurde, auf Unterhandlungen einzugehen. Überdies waren auch die Stadtgräben zugefroren, so daß die Bürgerschaft befürchten mußte, man werde die Stadt durch einen allgemeinen Sturm einnehmen. Der Eifer für die lutherische Religion verkürzte alle weitläufigen Unterhandlungen; ein begeisterter Schuhmacher unterjochte das niedere Volk, teilte diesem seinen Fanatismus mit und wiegelte es dermaßen auf, daß der Magistrat genötigt wurde, eine Neutralitätsakte mit den Preußen zu unterzeichnen und ihnen die Tore zu öffnen. Sobald der König in die Stadt eingerückt war, verabschiedete er alle

Amtspersonen, die sich im Dienst der Königin von Ungarn befanden. Dieser Machtstreich beugte allen geheimen Umtrieben vor, mittels derer jene alten Diener des Hauses Österreich in der Folge leicht gegen Preußens Interesse arbeiten konnten.

Nachdem dies erledigt war, ging eine Abteilung Infanterie über die Oder, um eine österreichische Besatzung von 300 Mann aus Namslau zu vertreiben; diese gab sich 14 Tage nachher kriegsgefangen. In Breslau blieb nur in den Vorstädten ein Infanterieregiment, und der König marschierte auf Ohlau, in welche Stadt Browne 400 Mann unter dem Oberst Formentini geworfen hatte. Diese Stadt hat ihren Namen von einem Flüßchen, das an ihren Mauern vorbeifließt. Sie war von einem elenden, halb eingefallenen Wall und trockenen Gräben umgeben; das Schloß, das in etwas besserem Zustand ist, kann man nur mit grobem Geschütz nehmen. Während man sich anschickte, das Nest an allen Punkten zugleich anzugreifen, kapitulierte der Kommandant. Die Besatzung ging beim Ausmarsch auseinander, und nur 120 Mann blieben bei ihm, mit denen er nach Neiße geschickt wurde. Die Feinde hatten eine Besatzung von 1200 Mann in Brieg; um diese Stadt sowie die anderen zu blockieren, begann General Kleist sie mit fünf Bataillonen und vier Schwadronen zu berennen.

Während der König die Festungen an der Oder entlang einnahm oder blockierte, war Feldmarschall Schwerin in Frankenstein angelangt. Als er sich der Neiße, die Ober- und Niederschlesien scheidet, näherte, stieß er auf die Liechtensteinschen Dragoner und drängte sie zurück bis Ottmachau. Bei diesem bischöflichen Schloß führt eine Brücke über die Neiße; General Browne warf, um seinen Rückzug zu decken, drei Kompanien Grenadiere hinein. Feldmarschall Schwerin schloß sie ein; der König stieß am folgenden Tag zu ihm mit Mörsern und einigen Zwölfpfündern. Sobald die Batterien in Stellung waren, ergab sich der Kommandant der Besatzung, Major Müffling, auf Diskretion.

Jetzt war noch die Stadt Neiße einzunehmen; sie war bezüglich ihrer Stärke bedeutender als alle anderen. Sie liegt jenseits der Neiße, ist befestigt durch einen guten Erdwall und einen Graben mit sieben Fuß tiefem Wasser und von flachem, sumpfigem Boden umgeben, den Roth, der Kommandant, unter Wasser gesetzt hatte. Auf der niederschlesischen Seite wurde diese Festung von einer 800 Schritt davon liegenden Anhöhe aus bestrichen; die strenge Jahreszeit gestattete keine förmliche Belagerung. Zu nehmen war die Stadt also nur entweder durch Sturm, Bombardement oder Blockade. Den Sturm hatte Roth ganz unmöglich gemacht; jeden Morgen ließ er das Eis im Graben aufhauen; er ließ den Wall mit Wasser begießen, das sogleich gefror; die Bastionen und Zwischenwerke hatte er mit vielen Balken und Sensen versehen, um die Angreifenden zurückzuwerfen; daher mußte man auf Sturm verzichten. Nun wurde versucht, die Stadt zu bombardieren. 1200 Bomben und 3000 Feuerkugeln wurden hineingeschossen – alles vergeblich. Die Entschlossenheit dieses Kommandanten nötigte die Preußen, von dem Unternehmen abzustehen und Winterquartiere zu beziehen. Um diese Zeit kam Oberst Camas, der mit einem Zug auf Glatz abgeschickt worden war, wieder zur Armee zurück; er hatte sein Ziel verfehlt, weil er nicht zweckmäßige Maßnahmen getroffen hatte.

Während die Preußen um Neiße im Quartier lagen, rückte Feldmarschall Schwerin mit sieben Bataillonen und zehn Schwadronen in Oberschlesien ein und drängte General Browne aus Jägerndorf, Troppau und dem Schloß Gräz. Die Österreicher zogen sich nach Mähren zurück; die Preußen nahmen ihre Stellung hinter der Oppa und dehnten sich aus bis Jablunka an der ungarischen Grenze.

Während dieser militärischen Operationen befand sich Graf Gotter in Wien und unterhandelte, mehr, um den diplomatischen Formen zu genügen, als in der Hoffnung auf Erfolg. Er hatte eine sehr starke Sprache geführt, die einen Hof wie den Karls VI. wohl einschüchtern konnte. Die Höflinge der

Gustav Adolf Graf Gotter, preussischer Minister und Oberhofmarschall, Bleistiftzeichnung Menzels in der Nationalgalerie zu Berlin, nach einem Gemälde von Meytens.

Königin von Ungarn sagten in stolzem Ton, es zieme sich nicht, daß ein Fürst, den sein Amt als Erzkämmerer des Reiches verpflichtete, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, dessen Tochter Gesetze vorschriebe. Graf Gotter hatte, um dieses österreichische Gerede noch zu überbieten, die Dreistigkeit, dem Großherzog einen Brief des Königs zu zeigen, worin die Worte standen: »Wenn der Großherzog sich ins Verderben stürzen will, so mag er es tun.«

Dies erschütterte den Großherzog. Graf Kinsky, Kanzler von Böhmen, der hochmütigste Mann an diesem Hof, wo die Eitelkeit herrschte, nahm jetzt das Wort, zeigte, wie schmählich alle vom Grafen Gotter gemachten Vorschläge für die Nachfolger der Cäsaren wären, ermutigte wieder den Großherzog und trug mehr als alle anderen Minister zum Abbruch der Unterhandlungen bei.

Europa war über den Einbruch in Schlesien erstaunt. Einige hielten dieses Wagnis für Tollkühnheit, andere sahen die Unternehmung als etwas Unsinniges an. Robinson, der englische Minister in Wien, behauptete, der König von Preußen verdiente politisch exkommuniziert zu werden.

Während Graf Gotter aus Wien abreiste, sandte der König General Winterfeldt nach Rußland. Hier fand er den Marchese von Botta, der die Sache des Wiener Hofes mit der ganzen ihm eigenen Lebhaftigkeit verfocht. Aber bei dieser Gelegenheit siegte doch der gesunde Verstand des Pommern über die italienische Schlauheit, und es gelang Winterfeldt durch den Beistand des Generals Münnich, mit Rußland ein Defensivbündnis abzuschließen; das war das Vorteilhafteste, was in diesen schwierigen Umständen nur gewünscht werden konnte.

Nachdem die Truppen die Winterquartiere bezogen hatten, verließ der König Schlesien und reiste nach Berlin, um zum nächsten Feldzug geeignete Vorbereitungen zu treffen. Eine Verstärkung von zehn Bataillonen und 25 Schwadronen wurde zur Armee abgeschickt, und da die Gesinnungen der Sachsen und der Hannoveraner zweideutig waren, so wurde

beschlossen, 30 Bataillone und 40 Schwadronen bei Brandenburg unter dem Fürsten von Anhalt zusammenzuziehen, um gegen das Betragen dieser benachbarten Fürsten auf der Hut zu sein. Der Fürst von Anhalt wählte Göttin bei Brandenburg als den geeignetsten Lagerplatz, von dem aus er sowohl die Sachsen als auch die Hannoveraner in Schach halten konnte.

Die meisten Fürsten waren sich noch nicht im klaren darüber, wie sie den Knoten entwirren konnten. Die Sendung Gotters nach Wien und das gleichzeitige Einrücken preußischer Truppen in Schlesien war ihnen ein Rätsel, und sie gaben sich Mühe zu erraten, ob Preußen Bundesgenosse oder Feind der Königin von Ungarn sei. Unter allen europäischen Mächten eignete sich ohne Zweifel Frankreich am besten, Preußen in dieser Unternehmung beizustehen. Die Franzosen hatten so viele Veranlassungen, Österreichs Feinde zu sein, daß ihr Vorteil sie anregen mußte, sich für den König zu erklären. Um diesen Boden zu sondieren, hatte der König an Kardinal Fleury geschrieben, und obgleich er die Gegenstände nur leise andeutete, sagte er ihm doch genug, um verstanden zu werden.

Der Kardinal war in seiner Antwort aus Issy vom 25. Januar 1741 offener und sagte darin ohne Umschweife: »Die Gewährleistung, die Ludwig XV. für die Pragmatische Sanktion dem verstorbenen Kaiser zugesagt hat, verpflichtet ihn zu nichts, da man noch die Klausel beigefügt hat: ›unbeschadet der Rechte eines Dritten‹. Zudem hat der verstorbene Kaiser den Hauptpunkt des Vertrages, in dem er es übernommen hat, Frankreich die Gewährleistung für den Wiener Vertrag zu verschaffen, nicht erfüllt.« Der übrige Inhalt des Briefes ließ sich sehr lebhaft über Englands Herrschsucht aus, lobte Frankreich und zählte die Vorteile auf, die ein Bündnis mit diesem gewährte, und setzte ausführlich die Gründe auseinander, die die Kurfürsten veranlassen müßten, den Kurfürsten von Bayern auf den kaiserlichen Thron zu setzen.

Karikatur auf den ersten schlesischen Krieg.
Tuschzeichnung im Märkischen Museum zu Berlin.

Der König setzte den Briefwechsel fort und eröffnete dem Kardinal seinen aufrichtigen Wunsch, sich mit Seiner Allerchristlichsten Majestät zu einigen, indem er versicherte, seinerseits alle Erleichterungsmittel anzuwenden, um diese Unterhandlung aufs schleunigste zu beenden.

Auch Schweden wollte in den bevorstehenden Bewegungen eine Rolle spielen. Es war verbündet mit Frankreich und hatte auf Drängen dieser Macht ein Truppenkorps unter General Buddenbrock in Finnland einrücken lassen. Dieses Korps, das den Russen Besorgnis einflößte, beschleunigte den Abschluß des Bündnisses zwischen Rußland und Preußen. Aber beinahe wäre dieses Bündnis ebenso schnell gebrochen worden, wie es geschlossen worden war. Der König von Polen hatte den schönen Grafen Lynar nach Petersburg gesandt. Dieser Minister gefiel der mecklenburgischen Prinzessin, Regentin von Rußland, und da die Leidenschaften des Herzens auf die Beratungen des Verstandes Einfluß haben, so war die Regentin bald mit dem König von Polen im Bündnis. Diese Leidenschaft konnte für Preußen so verderblich werden wie die Liebschaft des Paris mit der schönen Helena für Troja. Die Wirkung davon wurde indessen durch eine Revoltuion verhindert, über die wir am passenden Ort berichten werden.

Die größten Feinde des Königs waren, wie gewöhnlich, seine nächsten Nachbarn. Die Könige von Polen und England, die sich auf die geheimen Arbeiten Lynars in Rußland verließen, schlossen unter sich ein Offensivbündnis, in dem sie die preußischen Länder untereinander teilten; ihre Einbildungskraft zeigte ihnen bereits eine reiche Beute, und während sie sich über den Ehrgeiz des jungen Nachbarfürsten laut beklagten, glaubten sie schon sein Erbe zu besitzen, in der Hoffnung, Rußland und das Reich würden gemeinsam wirken, um ihre herrschsüchtigen Pläne durchzusetzen. Diesen Augenblick hätte der Wiener Hof benutzen müssen, um sich mit dem König zu vergleichen. Hätte er ihm damals das Fürstentum Glogau abgetreten, so hätte sich der König

damit begnügt und wäre ihm gegen seine übrigen Feinde beigestanden; aber es ist sehr selten, daß die Leute zur rechten Zeit nachgeben oder sich sträuben.

Das Zeichen zum Krieg wurde demnach in ganz Europa gegeben. Überall sondierte man, unterhandelte, arbeitete heimlich, um sich zu ordnen und Bündnisse zu schließen; aber keine Macht setzte Truppen in Bewegung, keine hatte Zeit, Magazine zu schaffen, und der König benutzte diesen gelegenen Zeitpunkt, um seine großen Pläne auszuführen.

Feldzug von 1741 · Friedensverhandlungen Huldigung Breslaus · Rückkehr nach Berlin

Die Verstärkungen der schlesischen Armee kamen im Februar nach Schweidnitz. Die Österreicher bereiteten sich ihrerseits ebenfalls auf den Krieg vor. Sie entließen den Feldmarschall Neipperg aus dem Gefängnis in Brünn, wo er seit dem Belgrader Frieden in Haft war, um ihm jetzt das Kommando der Armee anzuvertrauen, die Schlesien wiedererobern sollte. Der Feldmarschall zog seine Truppen bei Olmütz zusammen und sandte den General Lentulus mit einem Korps hin, um die Grafschaft Glatz zu besetzen, wo dann Lentulus leicht Böhmen decken und Neipperg in seinen beabsichtigten Operationen auf Neiße unterstützen konnte. Die österreichischen Husaren bereiteten sich schon zum Krieg vor; sie ritten durch die preußischen Posten, versuchten kleine Truppenabteilungen zu fangen und Zufuhren abzuschneiden; es kamen kleine Treffen vor, alle günstig für die Infanterie, aber nachteilig für die Kavallerie des Königs. Als der König in Schlesien ankam, beschloß er, alle seine Standquartiere zu bereisen, um das Land, das ihm neu war, näher kennenzulernen. Er reiste also von Schweidnitz ab und kam nach Frankenstein. General Derschau, der hier befehligte, hatte zwei Posten vorgeschoben, deren einer bei Silberberg, der andere bei Wartha stand, beide in den Gebirgsschluchten. Der König wollte diese besuchen, die Feinde erhielten Wind davon und versuchten ihn auszuheben; sie stießen aus Irrtum auf eine Dragonereskorte, die zur Ablösung beim Dorf Baumgarten zwischen Silberberg und Frankenstein stand. Oberstleutnant Diersfort, der diese Eskorte anführte, verstand den Krieg zuwenig, um gegen die leichten Truppen vorteilhaft zu agieren; er wurde geschlagen und verlor vierzig Reiter. Man vernahm das Gewehrfeuer in

Wartha; der König, der sich hier befand, sammelte eiligst eine Mannschaft, um den eine Meile davon stehenden Dragonern zu Hilfe zu kommen – allein er langte zu spät an. Es war eine Unbesonnenheit von einem Landesherrn, sich ohne bessere Bedeckung so weit vorzuwagen. Wäre der König bei dieser Gelegenheit gefangengenommen worden, so wäre der Krieg beendet gewesen; die Österreicher hätten ohne Schwertstreich gesiegt, die treffliche preußische Infanterie wäre unnütz und alle Vergrößerungspläne, die der König auszuführen trachtete, wären vergeblich gewesen.

Je näher man der Eröffnung des Feldzuges rückte, desto ernsthafter wurden die Angelegenheiten. Die Berichte der Spione stimmten alle darin überein, daß die Feinde sich überall auf ihren Posten verstärkten, daß neue Truppen im Anzug seien und daß sie beabsichtigten, entweder von Glatz oder von Zuckmantel her vorzudringen, um die Preußen zu überfallen. Um diese Zeit (im März) hatten sich 100 österreichische Dragoner und 300 Husaren nach Neiße geworfen. Dieses Zeichen allein genügte, um die Pläne der Feinde teilweise zu enthüllen, und daher fand sich der König bewogen, seine Quartiere enger zusammenzuziehen. Er hätte sie gleich alle versammeln sollen; allein damals ging ihm noch die Erfahrung ab, denn es war eigentlich sein erster Feldzug. Die Jahreszeit war noch nicht genügend vorgerückt, daß man die Blockade von Glogau und Brieg in eine förmliche Belagerung hätte verwandeln können. Es war aber schon ein wohlberechneter Plan ausgeheckt worden, um Glogau zu überrumpeln, und Prinz Leopold von Anhalt erhielt Befehl, ihn ohne Zeitverlust auszuführen. Am 9. März wurde die Stadt an fünf Stellen zugleich angegriffen und in weniger als einer Stunde eingenommen; sogar die Kavallerie überstieg die Wälle, so verfallen waren die Festungswerke. Kein Haus wurde geplündert, kein Bürger beleidigt, und die preußische Manneszucht zeigte sich im glänzendsten Licht. Wallis und die ganze Besatzung wurden gefangengenommen. Ein neu gebildetes Regiment besetzte sie jetzt; man arbeitete sogleich

Curt Christoph Graf Schwerin, preuss. Feldmarschall
Gemälde eines unbekannten Künstlers im Besitze des
Grafen Bismarck-Bohlen zu Carlsburg.

an der Verbesserung der Werke, und Prinz Leopold stieß mit dem Korps, das er anführte, zum König in Schweidnitz.

Mit der Einnahme Glogaus war noch nicht alles getan; die Truppen standen noch zu fern voneinander, um sich im Notfall schnell zu vereinigen; besonders erregten die Standquartiere, die Feldmarschall Schwerin in Oberschlesien einnahm, die größte Besorgnis. Der König wollte, der Marschall sollte sie aufheben und sich an die Neiße begeben, wo der König mit den niederschlesischen Truppen zu ihm stoßen würde. Schwerin teilte nicht diese Ansicht; er schrieb, daß er, wenn er Verstärkung erhielte, seine Quartiere bis zum Frühling bestimmt behaupten würde. Diesmal glaubte der König dem Feldmarschall mehr als sich selbst. Seine Nachgiebigkeit wäre ihm beinahe verderblich geworden, und als wenn er durchaus die Fehler noch verschlimmern sollte, stellte er sich an die Spitze von acht Schwadronen und neun Bataillonen, um nach Jägerndorf zu ziehen. Er traf den Feldmarschall in Neustadt. Die erste Frage war: »Was haben Sie für Nachrichten vom Feind?«

»Keine«, erwiderte der Feldmarschall, »außer, daß die österreichischen Truppen längs der Grenzen, von Ungarn an bis Braunau in Böhmen, verstreut stehen; ich erwarte jeden Augenblick die Rückkehr meines Spions.«

Tags darauf langte der König in Jägerndorf an. Seine Absicht war, am nächsten Tag diesen Ort zu verlassen, um die Laufgräben vor Neiße zu öffnen, wo ihn General Kalkstein mit zehn Bataillonen und ebensovielen Schwadronen erwartete. Der Herzog von Holstein, der damals in Frankenstein stand, sollte mit sieben Bataillonen und vier Schwadronen ebendahin zum König stoßen. Als der König eben im Begriff war, abzureisen (am 2. April), und dem Feldmarschall und dem Prinzen Leopold die letzten Befehle erteilte, kamen sieben österreichische Dragoner an. Von diesen Überläufern erfuhr man, daß sie die Armee bei Freudenthal (etwa 1½ Meilen weit von Jägerndorf) verlassen hatten, daß deren

Kavallerie dort lagerte und daß diese die Ankunft der Infanterie und des schweren Geschützes erwarteten, um zwischen den preußischen Standquartieren durchzuziehen und die Preußen zu nötigen, die Blockade von Neiße aufzuheben. Gleichzeitig hörte man vor der Stadt scharmützeln; jedermann glaubte, die Vorhut Neippergs wäre im Begriff, Jägerndorf zu berennen. In dieser unglücklichen Stadt befanden sich nur fünf Bataillone, fünf Stück Dreipfünder und Pulver zu 40 Schüssen. Die Lage war verzweifelt, wenn Neipperg sie zu nützen verstanden hätte; aber der Berg gebar nur eine Maus. Die Feinde wollten wissen, ob die Preußen noch in ihren Quartieren wären; um dies zu ermitteln, scharmützelten ihre leichten Truppen vor jeder Stadt, um ihren Offizieren zu berichten, wie es wäre.

Da die Absichten der Feinde sich nunmehr deutlich gezeigt hatten, so schwankte der König nicht einen Augenblick länger und zog die Armee zusammen. Die Truppen in Niederschlesien erhielten Befehl, bei Sorge über die Neiße zu gehen, und die in Oberschlesien sollten bei Jägerndorf zum König stoßen. Am 4. April rückte der König mit all diesen versammelten Truppen auf Neustadt, an der feindlichen Armee vorbei, die über Zuckmantel und Ziegenhals auf Neiße marschierte. Am folgenden Tag rückte er auf Steinau, eine Meile von Sorge, wo er über die Neiße hatte Brücken schlagen lassen. Die Blockade von Brieg mußte aufgehoben werden, und General Kleist erhielt Befehl, mit seiner Abteilung zur Armee zu stoßen; der Herzog von Halstein erhielt gleiche Befehle zu wiederholten Malen. Diejenigen, die sie ihm bringen sollten, konnten sie ihm nicht einhändigen, und er blieb ruhig in Frankenstein und sah die Feinde rechts und links vorbeiziehen, ohne sich darum zu kümmern. Österreichische Überläufer kamen in Steinau an und sagten aus, daß General Lentulus am selben Tag mit Feldmarschall Neipperg zusammengetroffen sei. Auf diese Nachricht hin wurden die preußischen Abteilungen sogleich um Steinau zusammengezogen, und der König wählte einen Posten, um

ihn gehörig zu empfangen, falls der Feind die Preußen angreifen wollte. Zum großen Unglück brach im Quartier zu Steinau des Abends Feuer aus, und man mußte es als ein Glück ansehen, daß man das schwere Geschütz und die Kriegsmunition durch die engen Straßen, in denen alle Häuser in Flammen standen, retten konnte. Die Truppen brachten die Nacht im Biwak zu, auf dem vom König gewählten Lagerplatz.

Am folgenden Tag (6. April) kam dieses kleine, aus dreizehn Bataillonen und fünfzehn Schwadronen bestehende Korps nach einem beschwerlichen Marsch in Falkenberg an, wo man erfuhr, daß Oberst Stechow, der die Brücke bei Sorge mit vier Bataillonen deckte, ein starkes feindliches Korps gesehen habe, das sich jenseits des Flusses verschanzte und ein lebhaftes Feuer gegen die Preußen unterhielt. Prinz Karl marschierte sogleich mit vier Bataillonen dahin und benachrichtigte den König, daß Lentulus mit fünfzig Schwadronen auf dem jenseitigen Neiße-Ufer stünde und den Übergang durchaus unmöglich mache, weil das Terrain zu eng wäre, um sich auszubreiten. Dies machte eine Änderung der Marschrichtung nötig: man schlug den Weg nach Michelau ein, einer anderen Neißebrücke, wohin General Marwitz die Truppen aus Schweidnitz und der Blockade von Brieg versammelt hatte. Die Brücke bei Sorge wurde ohne Zeitverlust abgebrochen.

Am Tag darauf (8. Aril) ging die Armee bei Michelau über die Neiße, in der Absicht, auf Grottkau zu marschieren. Ein Kurier, der durch diese Stadt gekommen war, überbrachte dem König Depeschen, so daß er sich nicht sorgte. Dichter Schnee, der in großen Flocken herabfiel, verdunkelte das Tageslicht und verhinderte, die Gegenstände zu unterscheiden. Man marschierte immer weiter. Die Husaren des Vortrabs kamen in das Dorf Leipe, das am Weg liegt, und stießen, ohne es zu wissen, auf ein dort liegendes feindliches Husarenregiment. Die Preußen machten vierzig Gefangene, teils zu Fuß, teils zu Pferd, und man erfuhr von ihnen, daß

Neipperg vor einer halben Stunde Grottkau besetzt habe. Ein Leutnant namens Mützschefahl hatte mit sechzig Mann den Platz drei Stunden lang gegen die ganze österreichische Armee verteidigt. Die Überläufer sagten ferner aus, daß der Feind am folgenden Tag auf Ohlau marschieren würde, um das grobe Geschütz, das der König dort im Depot gelassen hatte, zu nehmen.

Auf diese Nachricht wurden sogleich die verschiedenen Kolonnen der Armee, die sämtlich auf dem Marsch waren, zusammengezogen. Der König teilte sie in vier Divisionen, die in vier Dörfern Quartier nahmen; alle nahe genug aneinander, daß man sie in weniger als einer Stunde alle zum Sammelplatz berufen könne. Der König nahm Quartier in den Dörfern Pogarell und Alzenau und schickte von da aus mehrere Offiziere zur Besatzung von Ohlau, um sie von seinem Anrücken in Kenntnis zu setzen und zwei Kürassierregimenter, die in deren Nähe angekommen waren, an sich zu ziehen. Keiner dieser Offiziere konnte der feindlichen Abteilungen wegen, die diese Gegenden durchzogen, nach Ohlau gelangen.

Am folgenden Tag war der Schnee so dicht, daß man kaum zwanzig Schritt weit etwas sehen konnte; dennoch erfuhr man, der Feind nähere sich der Stadt Brieg. Wenn das üble Wetter länger gedauert hätte, so wäre die Verlegenheit der Preußen immer größer geworden; die Lebensmittel fingen an spärlicher zu werden; man mußte Ohlau zu Hilfe kommen, und trat irgendein Unglück hinzu, so war der Rückzug abgeschnitten – aber das Glück ersetzte diesmal die Klugheit.

Am folgenden Tag (10. April) war das Wetter hell und heiter, und obgleich die Erde zwei Fuß hoch mit Schnee bedeckt war, stand doch den beabsichtigten Untersuchungen nichts im Weg. Schon um 5 Uhr morgens versammelte sich die Armee an der Mühle bei Pogarell; sie bestand aus 27 Bataillonen, 29 Kavallerie- und drei Husarenschwadronen. Sie setzte sich in fünf Kolonnen in Bewegung; die mittlere

bestand aus schweren Geschützen, die nächsten beiden daran aus Infanterie, die beiden äußeren aus Kavallerie. Der König wußte, daß der Feind ihm an Kavallerie überlegen war. Um diesem Übel zu begegnen, mengte er unter die Schwadronen jedes Flügels zwei Bataillone Grenadiere – ein Verfahren, das Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen angewandt hatte, das aber wohl nicht wieder Nachahmung finden dürfte.

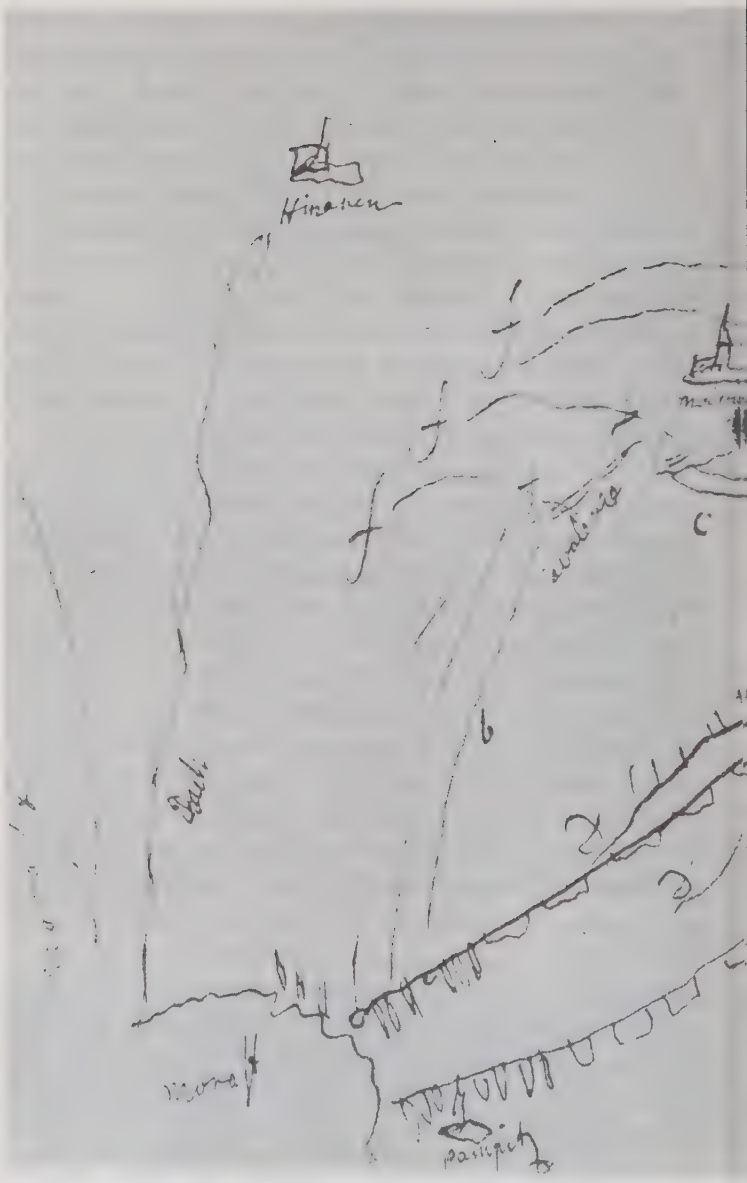
In dieser Ordnung rückte die Armee gegen den Feind, immer in der Richtung der Straße, die nach Ohlau führt. General Rothenburg, der den Vortrab anführte, machte, als er durch das Dorf Pampitz kam, etwa zwanzig Gefangene, die bestätigten, was Mollwitzer Bauern dem König bereits gesagt hatten: daß die feindliche Armee in Mollwitz, Grüningen und Hünern läge. Sobald die Kolonnen etwa nur noch 2000 Schritt von Mollwitz entfernt waren, stellte sich die Armee in Schlachtordnung auf, ohne daß man einen Feind erscheinen sah. Der rechte Flügel sollte sich an das Dorf Hermsdorf anlehnen; aber Schulenburg, der die Kavallerie dieses Flügels befehligte, benahm sich dabei so ungeschickt, daß er nicht hin gelangte. Der linke Flügel lehnte sich an den Bach Laugwitz, dessen Ufer sumpfig und tief sind. Da aber die Kavallerie des rechten Flügels der Infanterie nicht genug Raum ließ, so war man genötigt, drei Bataillone aus der ersten Linie zurückzuziehen, woraus glücklicherweise eine Flanke gebildet werden konnte, um die rechte Infanterielinie zu decken. Diese Stellung war die Hauptursache, daß die Schlacht gewonnen wurde. Das Gepäck wurde beim Dorf Pampitz, etwa eine Meile hinter den Linien, zusammengestellt, und das aus Oppeln angekommene Regiment La Motte deckte es. Rothenburg rückte mit dem Vortrab auf Mollwitz, wo er die Feinde herauskommen sah. Er hätte sie in dieser Unordnung angreifen müssen, wenn er nicht strengen Befehl gehabt hätte, keinen Kampf zu beginnen. Er führte daher seinen Trupp wieder zum rechten Flügel zurück, zu dem er gehörte.

Es muß Erstaunen erregen, daß ein erfahrener General wie Neipperg sich so überraschen ließ; doch war er zu entschuldigen. Er hatte verschiedenen Husarenoffizieren Befehl erteilt, auf Kundschaft herumzureiten, besonders nach Brieg zu. Sei es aus Trägheit, sei es aus Nachlässigkeit – diese Offiziere taten ihre Pflicht nicht, und so erhielt der Marschall nicht eher Nachricht vom Anrücken des Königs, als bis er dessen Armee in Schlachtordnung seinen Quartieren gegenüber erblickte. Neipperg war dadurch gezwungen, seine Truppen unter dem Feuer des preußischen Geschützes, das schnell und gut bedient wurde, in Schlachtordnung zu stellen. Sein rechter Flügel Kavallerie unter dem Befehl von Römer kam zuerst an. Dieser umsichtige und entschlossene Offizier bemerkte, daß der rechte Flügel der Preußen näher bei Mollwitz stand als der linke und daß, wenn er auf seinem Posten bliebe, Neipperg Gefahr lief, geschlagen zu werden, ehe der linke Flügel Kavallerie anlangte; er beschloß daher, ohne erst auf Befehle zu warten, den rechten Flügel der Preußen anzugreifen. Schulenburg machte, um Hermsdorf zu erreichen, sehr ungeschickt schwadronsweise eine Viertelschwenkung rechts; Römer, der dies bemerkte, eilte, ohne sich erst zu formieren, mit verhängtem Zügel in Kolonne auf den von Schulenburg befehligten Flügel; die dreißig Schwadronen der Truppen der Königin, die er anführte, warfen bald die zehn preußischen Schwadronen, die ihnen die linke Flanke bloßgestellt hatten, über den Hau-

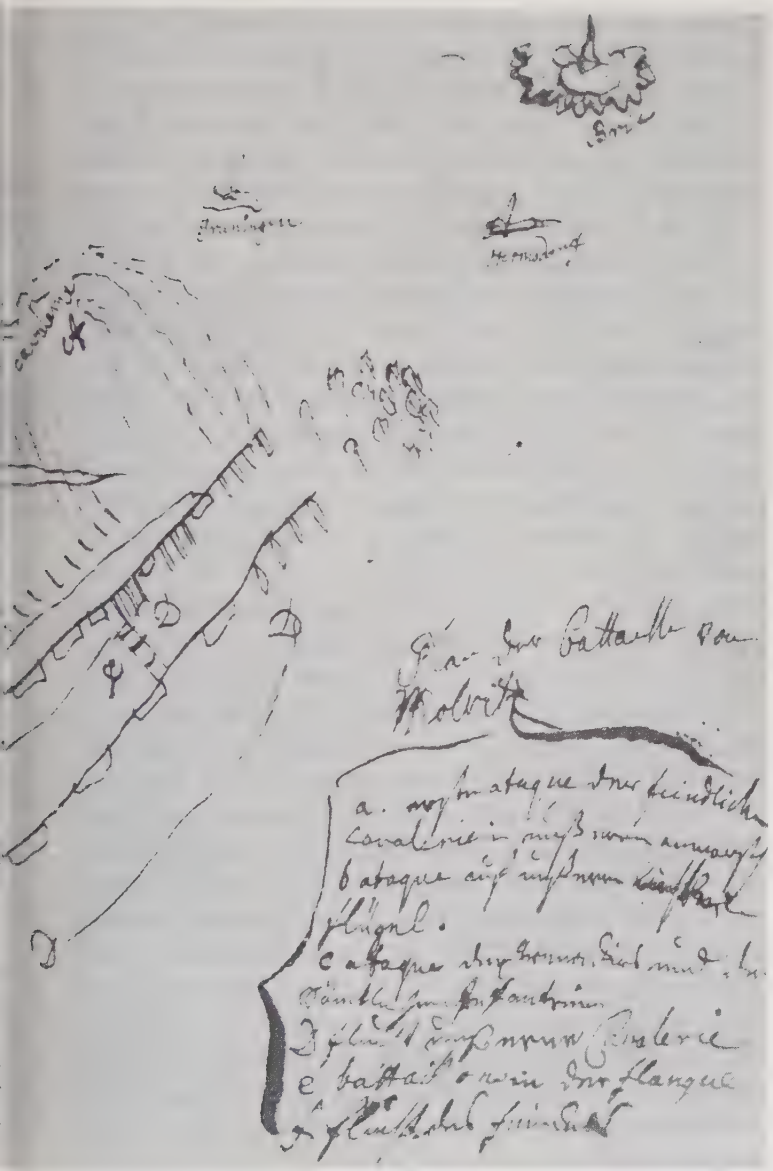
fen. Die geschlagene Reiterei kam vor und zwischen die Infanterielinien und hätte diese mit niedergeworfen, wenn diese nicht auf die Flüchtlinge Feuer gegeben hätte, das zugleich die Feinde zerstreute; Römer kam dabei ums Leben. Was hierbei jeden Soldaten in Erstaunen setzen muß ist, daß die beiden im rechten Flügel eingemengten Grenadierbataillone allein standhielten und sich in guter Ordnung dem rechten Infanterieflügel anschlossen.

Der König, der die Kavallerie wie eine Koppel Hunde zusammenzuhalten meinte, wurde von ihrer Unordnung bis in die Mitte der Armee mit fortgerissen, wo es ihm endlich gelang, mehrere Schwadronen wieder zu sammeln und an den rechten Flügel zurückzuführen. Sie mußten jetzt ihrerseits die Österreicher angreifen, aber diese geschlagenen und eiligst zusammengerafften Truppen hielten nicht stand; sie gingen auseinander, und Schulenburg blieb bei diesem Angriff auf dem Platz. Die siegende feindliche Kavallerie fiel jetzt in die rechte Flanke der preußischen Infanterie, wo, wie gesagt, drei Bataillone standen, die nicht in die erste Linie gestellt werden konnten; diese Infanterie wurde dreimal kräftig angegriffen; österreichische Offiziere wurden in ihren Reihen verwundet; sie hob mit dem Bajonett die feindlichen Reiter aus dem Sattel und warf die Österreicher mit großem Verlust tapfer zurück. Neipperg nützte diesen Augenblick; seine Infanterie machte Bewegungen, um den preußischen rechten Flügel, den keine Kavallerie deckte, anzugreifen. Unterstützt von seiner österreichischen Kavallerie machte er unglaubliche Anstrengungen, um die Truppen des Königs zu durchbrechen – aber ohne Erfolg. Die tapfere Infanterie widerstand wie ein Fels ihren Angriffen und tötete viele Gegner durch ihr Feuer.

Auf dem linken Flügel der Preußen stand alles besser. Dieser Flügel, der noch nicht gegen den Feind gerückt war, lehnte sich an den Bach Laugwitz; jenseits des Morastes hatte die Kavallerie des Königs die der Königin angegriffen und geschlagen.



Zeichnung Friedrichs des Grossen
im Herzogl. Hausarchiv zu Zerbst.



Skizze der Schlacht von Mollwitz.

Das Infanteriefeuer des rechten Flügels dauerte fast fünf Stunden und war sehr lebhaft; die Munition der Soldaten war erschöpft, und sie zogen den Toten die Sachen ab, um Schießpulver zu finden. Die Verlegenheit war so groß, daß selbst alte Offiziere an Rettung verzweifelten und schon den Augenblick kommen sahen, daß das Korps sich ohne Schießvorrat werde dem Feind ergeben müssen. Es kam aber nicht so, und junge Soldaten können daraus lernen, nicht zu bald zu verzweifeln; denn die Infanterie hielt nicht bloß stand, sondern sie drängte den Feind sogar zurück. Als Feldmarschall Schwerin dies wahrnahm, machte er eine Bewegung mit seinem linken Flügel und warf sich auf die rechte Flanke der Österreicher. Diese Bewegung war das Signal zum Sieg und zur Niederlage der Feinde; sie wurden gänzlich in die Flucht geschlagen. Die Nacht hinderte die Preußen, ihre Vorteile über das Dorf Laugwitz hinaus zu verfolgen.

Jetzt kamen – aber zu spät – zehn Schwadronen von Ohlau an. Ein Steindamm, den sie hatten passieren müssen, war ihnen von den österreichischen Husaren versperrt worden, die sie so lange aufhielten, bis sie die Ihrigen fliehen sahen.

Diese Schlacht kostete die Armee der Königin 180 Offiziere, 7000 Tote – teils Reiterei, teils Fußvolk –, sieben Kanonen, drei Fahnen und 1200 Gefangene. Auf seiten der Preußen zählte man 2500 Tote, darunter Markgraf Friedrich, Vetter des Königs, und 3000 Verwundete. Das erste Gardebataillon, das die Hauptkraft der Feinde auszuhalten hatte, verlor dabei die Hälfte seiner Offiziere, und von den 800 Mann, aus denen es bestand, blieben nur 180 dienstfähig.

Diese Schlacht war eine der merkwürdigsten unserer Zeit, weil darin zwei kleine Armeen über Schlesiens Schicksal entschieden und die Truppen des Königs sich einen Ruhm erwarben, den weder die Zeit noch der Neid ihnen streitig machen kann.

Der Leser wird bei der Erzählung der Eröffnung des Feldzugs gewiß bemerkt haben, daß der König und Feldmar-

schall Neipperg an Fehlern es einander zuvorzutun suchten. Während der österreichische General überlegene Pläne machte, so waren die Preußen in der Ausführung stärker. Der Plan Neippergs war klug und verständig; in Schlesien einrückend, trennt er die Standquartiere des Königs; er dringt nach Neiße vor, wo Lentulus zu ihm stößt, und steht im Begriff, sich nicht bloß der königlichen Artillerie zu bemächtigten, sondern auch den Preußen ihre Magazine in Breslau – die einzigen, die sie hatten – wegzunehmen. Aber Neipperg hätte den König in Jägerndorf überfallen und dadurch allein dem Krieg ein Ende machen können. Von Neiße aus hätte er das Korps des Herzogs von Holstein aufheben müssen, das nur eine Meile von da lag; mit etwas mehr Tätigkeit hätte er den König hindern können, bei Michelau über die Neiße zu gehen; von Grottau aus hätte er Tag und Nacht marschieren müssen, um Ohlau einzunehmen und den König von Breslau abzuschneiden. Statt diese Gelegenheiten zu nützen, ließ er sich in seiner unverzeihlichen Sicherheit überraschen und wurde großteils infolge seiner Fehler geschlagen.

Der König gab noch mehr Anlaß zum Tadel als er. Er war zeitig von den Absichten der Feinde unterrichtet und traf keine rechten Maßnahmen, um sich zu schützen. Statt nach Jägerndorf zu gehen und seine Truppen noch mehr zu verstreuen, hätte er seine Armee sammeln und sie in nahe zusammenliegende Quartiere um Neiße bringen müssen; er ließ sich vom Herzog von Holstein abschneiden und versetzte sich in die Notwendigkeit, in einer Position zu kämpfen, aus der er sich im unglücklichen Fall nicht zurückziehen konnte und also Gefahr lief, seine Armee und sich selbst zugrunde zu richten. Bei Mollwitz angekommen, wo der Feind lag, verliert er, statt lebhaft vorzurücken und die Kantonierungen der Truppen der Königin zu trennen, zwei Stunden, um sich vor einem Dorf, wo kein Feind erschien, methodisch aufzustellen; hätte er nur das Dorf Mollwitz angegriffen, so hätte er da die österreichische Infanterie

gefangengenommen, geradeso, wie 24 französische Bataillone bei Blindheim einst gefangen wurden; allein damals gab es weiter keinen Mann von Kopf und erfahrenen General als den Feldmarschall Schwerin. Viel guter Wille herrschte unter den Truppen; aber sie verstanden sich nur auf Einzelnes, und weil sie noch nicht Krieg geführt hatten, gingen sie nur immer leise zu Werk und fürchteten entscheidende Kämpfe. Was eigentlich die Preußen rettete, war ihre Tapferkeit und ihre Manneszucht. Mollwitz wurde die Schule des Königs und seiner Truppen. Der König dachte reiflich nach über die Fehler, die er gemacht hatte, und suchte diese in der Folge zu vermeiden.

Der Herzog von Holstein hatte Gelegenheit gehabt, einen großen Schlag auszuführen, aber für ihn waren gute Gelegenheiten wertlos. Ohne Order von seiten des Königs war er, ohne recht zu wissen, weshalb, von Ottmachau auf Strehlen marschiert; da befand er sich am Schlachttag und vernahm das Feuer beider Heere. Am 11. zogen alle österreichische Truppen in Unordnung eine Meile von seinem Posten vorbei; er konnte die Überbleibsel ganz vernichten; aber aus Unentschlossenheit ließ er Neipperg freies Feld, der seine Flüchtlinge jenseits Neiße wieder sammelte, und der Herzog von Holstein vereinigte sich ruhig mit der Armee des Königs bei Ohlau. Nach seiner Ankunft und nachdem noch andere Verstärkungen anlangten, bestand das versammelte Korps aus 43 Bataillonen, 66 Kavallerie- und 3 Husarenschwadronen.

Um den Sieg zu nutzen, wurde beschlossen, Brieg zu belagern. General Kalckstein wurde beauftragt, diese Belagerung zu leiten, und die Armee des Königs lagerte bei Mollwitz, um ihn zu decken. Acht Tage nach Eröffnung der Laufgräben kapitulierte der Kommandant der Festung, Piccolomini, ehe noch sein bedeckter Weg genommen war und ehe noch die Werke eine Bresche hatten. Die Armee blieb drei Wochen im Lager bei Mollwitz, um Zeit zu haben, die Laufgräben wieder zuzuwerfen und Brieg, dessen

ganze Vorräte aufgebraucht waren, wieder zu verproviantieren. Der König nützte diese Muße, um seine Kavallerie einzuüben, sie das Manövrieren zu lehren und die Schwerfälligkeit in Schnelligkeit zu verwandeln. Sie wurde mehrmals auf Erkundung ausgeschickt, damit die Offiziere lernten, das Terrain zu benützen, und mehr Selbstvertrauen erlangten.

In dieser Zeit führte Winterfeldt – derselbe, der die Allianz mit Rußland ausgehandelt hatte, mit einer Abteilung eine so große Tat aus, daß er sich den Ruf eines ebenso tüchtigen Offiziers als Unterhändlers erwarb: Er überfiel und schlug General Baranyay bei Rothschloß und nahm ihm 300 Gefangene ab. Da die Preußen die Zuneigung des Landes besaßen, erhielten sie die zuverlässigsten Nachrichten, was ihnen in dem kleinen Krieg manchen Vorteil gewährte. Wir wollen indessen nicht alle ähnlichen Taten berichten, z.B. wie die Österreicher bei Leubus ein neues Husarenregiment von Bademers zugrunde richteten; wie sie 100 Ulanen bei Strehlen gefangennahmen; wie sie Zobten verbrannten; wie die Preußen sie bei Friedewalde und in anderen Treffen schlugen; weil wir nicht die Geschichte der Husaren, sondern die der Eroberung Schlesiens hier zu beschreiben uns vorgenommen haben.

Die Schlacht, die darüber fast entschieden hätte, verursachte allerlei Urteile in Europa. Der Wiener Hof, der auf Siege rechnete, wurde aufgebracht und ärgerlich über seine Verluste. In der Hoffnung auf Vergeltung zog er Truppen aus Ungarn und viel Landmiliz zusammen und verstärkte damit Neipperg. Die Könige von England und von Polen fingen an, die vom Fürsten von Anhalt befehligte Armee, die sie früher verachtet hatten, zu achten. Das Reich war ganz bestürzt, zu vernehmen, daß die alten österreichischen Heere von wenig geübten Truppen geschlagen worden waren.

In Frankreich freute man sich über diesen Sieg. Der Hof schmeichelte sich, durch Einmischung in diesen Krieg noch

zur rechten Zeit anzukommen, um dem österreichischen Haus den Gnadenstoß zu geben. Infolge dieser günstigen Stimmung kam Marschall Belle-Isle, französischer Gesandter beim Wahlreichstag in Frankfurt, ins Lager des Königs nach Mollwitz, um ihm von seiten seines Herrn einen Allianzvertrag anzubieten, dessen Hauptpunkte die Erwählung des bayerischen Kurfürsten zum Kaiser, die Teilung und Zerstückelung der Länder der Königin von Ungarn und die Gewährleistung für den Besitz von Niederschlesien waren, die Frankreich unter der Bedingung geben wollte, daß der König auf die Jülich-Bergsche Erbfolge verzichtete und dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme zusagte. Dieser Vertrag wurde aufgesetzt, und zugleich wurde verabredet, Frankreich solle zwei Armeen ins Reich senden, deren eine dem Kurfürsten von Bayern Beistand leisten, die andere sich in Westfalen festsetzen sollte, um zugleich die Hannoveraner und die Sachsen in Ruhe zu halten, und daß vor allem Schweden den Russen den Krieg erklären sollte, um diese innerhalb ihrer Grenzen zu beschäftigen.

So vorteilhaft dieser Vertrag auch erschien, so wurde er doch nicht unterzeichnet. Der König wollte in Schritten von so großer Wichtigkeit nichts übereilen, und behielt sich den Entschluß darüber als letztes Mittel vor. Marschall Belle-Isle überließ sich oft zu sehr seiner Einbildungskraft; wenn man ihn hörte, waren alle Länder der Königin von Ungarn leicht zu haben. Eines Tages, als er sich beim König befand und ungewöhnlich geschäftig und nachdenklich aussah, fragte ihn der König, ob er etwa eine unangenehme Nachricht erhalten habe.

»Keine«, erwiderte der Marschall. »Aber was mich noch beunruhigt, Sire, ist, daß ich nicht weiß, was wir mit Mähren anfangen!«

Der König schlug ihm vor, es Sachsen zu geben und den König von Polen durch diese Lockspeise ins große Bündnis zu ziehen. Der Marschall fand den Gedanken herrlich und führte ihn später aus.

Karl Ludwig August Fouquet, Graf Belle-Isle,
Marschall von Frankreich, Kupferstich von Moitte nach La Tour

Nicht auf Frankreich allein beschränkten sich die Unterhandlungen der Preußen – sie erstreckten sich auch über Holland, England und ganz Europa. Infolge einiger vom König in einem Brief an den König von England hingeworfenen Vorschläge hatte dieser erwidert, daß ihn zwar seine Verpflichtungen nötigten, die Unteilbarkeit der Erbschaft Karls VI. aufrechtzuerhalten, daß er die Störung des guten Vernehmens zwischen Preußen und Österreich mit Schmerz wahrnehme, daß er aber gern zur Vermittlung einer Aussöhnung beider Höfe seine Dienste anbiete. Er sandte Lord Hyndfort als englischen Minister und Schwicheldt als hannoverschen Minister an den König. Beide Männer waren, obgleich im Dienst eines und desselben Fürsten, mit verschiedenen Instruktionen versehen. Der Hannoveraner forderte für die zu leistende Neutralität seines Herrn die Gewährleistung für die Bistümer Hildesheim und Osnabrück und die ihm im Magdeburgischen verpfändeten Ämter; man gab ihm dagegen ein anderes Projekt, worin mehr das Interesse Preußens berücksichtigt wurde. Der Engländer bot die Dienste seines Herrn an, um die Königin von Ungarn zur Abtretung einiger Fürstentümer Niederschlesiens zu veranlassen. Indessen vermied man, hierüber eine Unterhandlung einzuleiten, bevor die Gesinnung des Wiener Hofes ermittelt wäre. Jene Minister waren im Lager des Königs, und es erschien seltsam, daß Schwicheldt weit mehr Mißtrauen gegen Lord Hyndfort zeigte als gegen Marschall Belle-Isle; besonders daß der Hannoveraner vor allem verlangte, seine Unterhandlungen vor dem englischen Minister geheimzuhalten.

Sowohl der Engländer als auch der Hannoveraner, die dem König in seinem Lager schmeichelten, wollten ihn nur einschläfern. Sie verfuhren anders an den übrigen europäischen Höfen. In Rußland fachte der englische Minister Finch den Krieg an; die Ränke des Marchese Botta und die Reize des schönen Lynar stürzten den tapferen Münnich. Der Prinz von Braunschweig, Rußlands Höchstkommandierender,

angetrieben von seiner Großmutter, der Kaiserinwitwe, und von diesen fremden Ministern, die alle das Feuer anbliesen, wollte sogleich Rußland dahin bringen, Preußen den Krieg zu erklären. Die Truppen versammelten sich bereits in Livland. Der König wurde davon benachrichtigt und durch diese Meldung von Mißtrauen gegen die Engländer erfüllt, deren Doppelzüngigkeit er entdeckte. Ihre Intrigen hatten auch vom Großpensionär von Holland einen von Ginkel am 15. Juni vorgelegten Brief erzwungen, worin er den König aufforderte, seine Truppen aus Schlesien zurückzuziehen.

Alle diese Anschläge der Engländer, und besonders die Sorge wegen Rußland, bestimmten endlich den König, seinen Traktat mit Frankreich unter den mit Marschall Belle-Isle verabredeten Bedingungen abzuschließen. Man fügte noch folgende zwei Artikel hinzu: Die Franzosen sollten vor Ende August ihre Operationen beginnen, und der Traktat sollte so lange geheim bleiben, bis seine Veröffentlichung sonst keinen weiteren Nachteil bringen könnte. Man beeilte sich, diese Allianz zu schließen. Die Umstände waren dringend, da sich die feindlichen Absichten Rußlands zeigten; man sah 6000 Dänen und 6000 Hessen, durch englische Subsidien erhalten, mit den Hannoveranern verbunden, die seit dem April schlagfertig standen; die Sachsen rüsteten sich ebenfalls, und es war die Rede davon, daß sie zu den Hannoveranern stoßen sollten. Demnach mußte bloß so viel Zeit gewonnen werden, bis die Franzosen ankamen, und zu dem Zweck mußten Lord Hyndford und Schwicheldt so gut wie möglich hingehalten werden, damit sie von dem mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag keine Ahnung hätten. Dies gelang dem König und seinen Ministern so gut, daß die Unterhandlung, die immer der Beendigung nahe schien, immer auf neue Umstände stieß, die den Engländer nötigten, weitere Instruktionen von seinem Hof zu fordern; man war immer bereit abzuschließen und wurde doch nicht fertig.

Das Feldlager des Königs hatte das Aussehen eines Friedenskongresses; aber das Heer setzte sich in Bewegung und nahm eine kriegerische Miene an. Sobald Brieg mit Lebensmitteln versehen war, marschierte die Armee und lagerte bei Grottkau. Neipperg stand drei Meilen davon hinter Neiße, wo er ein uneinnehmbares Lager bezogen hatte. Man wechselte den Lagerort wegen bequemerer Anschaffung der Lebensmittel; die Armee besetzte die Höhen bei Strehlen, von wo aus sie sich Breslau nähern und während des ganzen Feldzuges die Lebensmittel beziehen und die Kavallerie mit trockenem Futter versehen konnte. Auf diesem Posten befand sie sich gleich weit von Brieg und Schweidnitz und deckte ganz Niederschlesien. Die acht Wochen, die man in dieser Stellung blieb, wurden benützt, um die Infanterie zu ergänzen und für die Kavallerie neue Pferde anzuschaffen, was mit solchem Erfolg ausgeführt wurde, daß die Armee am Anfang des Feldzuges nicht vollständiger war als damals.

Während der König sich damit beschäftigte, seine Armee schlagkräftiger zu machen, entwarf Neipperg Kriegspläne, die gefährlich werden konnten, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, sie auszuführen. Wir halten es nicht für unwesentlich zu berichten, auf welche Weise der König sie entdeckte. In Breslau lebten eine große Menge alte Damen aus Österreich und Böhmen, die aber schon lange in Schlesien ansässig waren. Deren Verwandte waren in Wien, in Prag, und einige dienten in Neippergs Heer. Aus Fanatismus für die katholische Religion und österreichischem Nationalstolz waren sie der Königin von Ungarn sehr ergeben. Der bloße Name Preußen brachte sie in Wut; sie arbeiteten im stillen, schmiedeten Pläne und unterhielten Briefwechsel mit dem Neippergschen Heer durch Mönche und Priester, die sich als Boten gebrauchen ließen. Sie waren von allen Absichten der Feinde unterrichtet. Diese Frauen hatten, um sich untereinander zu stärken, ihre sogenannten »Vereine«, wo sie sich alle Abende versammelten, Neuigkeiten austauschten und

über die Mittel beratschlagten, die man anwenden könnte, um die ketzerische Armee aus Schlesien zu verdrängen und alle Sünder zu vernichten. Der König erhielt allgemeine Kunde von dem, was in diesen Konventikeln vorging, und bot alles auf, um in diese Vereine eine falsche Schwester einzuführen, die unter angeblichem Haß gegen die Preußen dort gern aufgenommen würde und Auskunft über alles, was dort angezettelt wurde, geben könnte. Durch diesen Kanal erfuhr man, daß Neipperg vorhabe, durch seine Bewegungen den König von Breslau abzuziehen, sich dann auf Eilmärschen dahin zu begeben und diese Hauptstadt mittels der darin unterhaltenen Beziehungen zu besetzen. Dadurch hätten die Preußen alle Magazine verloren und wäre ihnen die Kommunikation, die sie auf der Oder mit der Kurmark unterhielten, abgeschnitten worden.

Sogleich wurde beschlossen, dem Feind zuvorzukommen und den mit der Stadt Breslau abgeschlossenen Neutralitätsvertrag zu brechen, den der Magistrat ohnehin schon mehrere Male beeinträchtigt hatte. Hierauf wurden die Syndici und Schöffen, die am meisten dem österreichischen Haus zugetan waren, ins Lager des Königs beschieden; man lud auch die fremden Minister dahin ein, um ihre Personen vor den Unordnungen zu schützen, die eine Überrumpelung zur Folge haben würde. Gleichzeitig wurden mehrere Bataillone ausgesandt, die auf verschiedenen Wegen am 7. August in die Vorstadt kamen. Die Stadt wurde aufgefordert, einem Regiment den Durchzug zu gestatten. Während es durch ein Tor einzog, blieb ein Wagen in einem anderen Tor stecken; drei Bataillone und fünf Schwadronen benützten den Augenblick, um in die Stadt einzudringen; die Infanterie besetzte die Wälle, die freien Plätze und sperrte die Tore; die Reiterei hielt die Straßen frei. In weniger als einer Stunde hatte man sich der Stadt bemächtigt. Es wurde keine Ausschreitung begangen, nicht geplündert, nicht gemordet. Die Bürgerschaft leistete den Huldigungseid. Drei Bataillone blieben als Besatzung da (General Marwitz wurde Gouver-

neur der Stadt), und die übrigen kehrten zur Armee zurück.

Neipperg, der nicht ahnte, daß er verraten worden sei, war auf Frankenstein marschiert, in der Hoffnung, der König werde gleich auf Neiße losgehen und er mittlerweile seinen Plan auf Breslau ausführen können; aber als er wahrnahm, daß sein Anschlag mißlungen war, wollte er sich durch Wegnahme der preußischen Magazine in Schweidnitz entschädigen. Allein auch dies schlug fehl, denn man kam ihm zuvor. Der Vortrab des Königs kam mit ihm zugleich in Reichenbach an; der österreichische kehrte um und ging nach Frankenstein zurück. In Reichenbach trafen beim König neue Truppen ein, nämlich zehn Dragoner- und dreizehn Husarenschwadronen. Neipperg hatte seine Stellung sehr geschickt gewählt. Er unterhielt sich in Verbindung mit der Festung Neiße über Patschkau, bezog seine Lebensmittel aus Böhmen über Glatz und fouragierte in einem Land, das er doch nicht behaupten konnte. Sein rechter Flügel lehnte sich an Frankenstein, sein linker an Hügel unweit Silberberg, und zwei Bäche deckten seine Front und machten sie unangreifbar. Diese Schwierigkeiten ermutigten den König; er wollte den Ruhm erlangen, die Österreicher aus ihrem Lager vertrieben und nach Oberschlesien gedrängt zu haben.

Ehe wir aber auf diese Operation kommen, wird es nicht unzweckmäßig sein, auf das, was im übrigen Europa vorging, einen Blick zu werfen. Die Königin von Ungarn fing damals an, die Gefahr, die sie bedrohte, wahrzunehmen. Die Franzosen gingen über den Rhein und zogen in großen Tagesmärschen längs der Donau herab. Sie ließ aus Furcht von ihrem Trotz ab und sandte Robinson, den englischen Minister an ihrem Hof, um Vorschläge zu einer gütlichen Beilegung zu versuchen. Dieser Robinson nahm einen stolzen Ton an und sagte dem König, die Königin wolle das Vergangene gern vergessen und biete ihm Limburg, das spanische Geldern und zwei Millionen Taler als Entschädigung

für seine Ansprüche auf Schlesien an, unter der Bedingung, daß er Frieden schließe und seine Truppen sogleich Schlesien räumten. Er war eine Art Enthusiast für die Königin von Ungarn; er unterhandelte mit dem Pathos, mit dem er im Unterhaus gesprochen hätte.

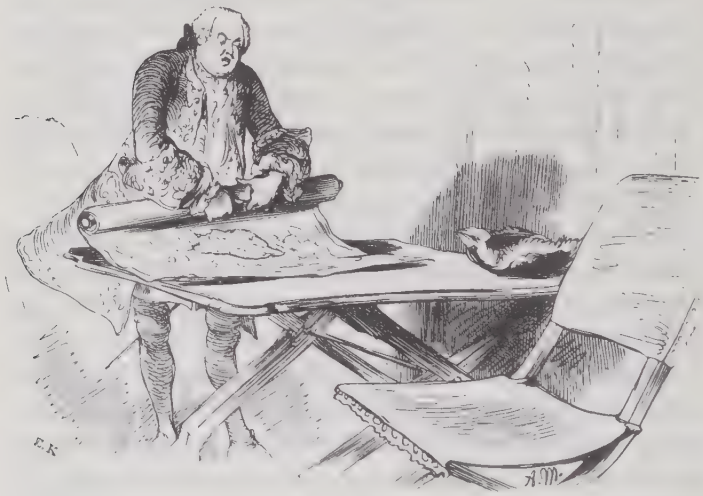
Der König, der geneigt war, Lächerliches durchzuziehen, nahm denselben Ton an und antwortete ihm: »Nur ehrlose Fürsten verkaufen ihre Ansprüche für Geld«; dieses Anerbieten sei für ihn noch beleidigender als das hochmütige Benehmen des Wiener Hofes, und den Ton erhebend sprach er: »Meine Armee würde mich unwert finden, sie anzuführen, wenn ich durch einen schimpflichen Vertrag die Vorteile fahren ließe, die sie mir durch unsterbliche Taten der Tapferkeit verschafft hat. Ich erkläre Ihnen überdies, daß ich nicht, ohne den schwärzesten Undank zu begehen, meine neuen Untertanen – all jene Protestanten, die mich durch ihre Wünsche hierher berufen haben – verlassen kann. Verlangen Sie, daß ich sie als Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger preisgebe, die sie ihrer Rache hinopfern würden? Oh, wie sollte ich doch an einem einzigen Tag die Gesinnungen der Ehre und Rechtschaffenheit verleugnen, mit denen ich geboren bin? Und wenn ich einer so niedrigen, entehrenden Tat fähig wäre, so würde ich glauben, meine Ahnherren aus ihren Gräbern steigen zu sehen, und diese würden mir zurufen: ›Nein, du bist nicht von unserem Geblüt! Du sollst für die Rechte, die wir dir überliefert haben, kämpfen, und du verkaufst sie! Du befleckst die Ehre, die wir dir als den köstlichsten Teil unseres Erbes hinterlassen haben; unwert, ein Fürst, ein König zu sein, bist du nur ein schändlicher Handelsmann, der den Gewinn dem Ruhm vorzieht.‹ Nein! Niemals, niemals will ich solche Vorwürfe verdienen; ich will mich mit meiner Armee lieber in den Ruinen Schlesiens begraben lassen, als zugeben, daß die Ehre und der Ruhm des preußischen Namens im mindesten befleckt werden. Das ist die einzige Antwort, die ich Ihnen, mein Herr, zu geben habe.«

Robinson war über diese unerwartete Rede betroffen. Er kehrte nach Wien zurück, um zu berichten. Aber während der König den Eiferer zurückschickte, fuhr er fort, Lord Hyndford zu schmeicheln und ihn in gänzliche Sicherheit einzuschläfern; es war noch nicht Zeit, offen hervorzutreten. Um die Seemächte hinzuhalten, teilte man ihnen Robinsons Vorschläge mit und entschuldigte des Königs Weigerung dadurch, daß man die angebotene Abtretung von Limburg und Geldern nicht angenommen habe, weil der Königin von Ungarn durch den Grenzvertrag die Hände gebunden seien. In Holland gab man sehr viel auf die Rücksicht, die der König für die Angelegenheiten der Republik nahm, indem er merken ließ, daß er deshalb selbst Brabant, wenn man es ihm anböte, ausschlagen würde.

Um dieselbe Zeit unterzeichnete der König seinen Vertrag mit Bayern, und versprach dem Kurfürsten Preußens Stimme auf dem Wahlreichstag. Beide Fürsten versprachen einander Gewährleistung; der eine wegen Schlesiens für Preußen, der andere wegen Oberösterreichs, Tirols, des Breisgaus und Böhmens für Bayern. Der König kaufte von diesem Kurfürsten die Grafschaft Glatz für 400 000 Taler, und der Bayer verkaufte sie, ohne sie je besessen zu haben.

Aber eine der vorteilhaftesten und entscheidendsten Begebenheiten trug sich jetzt im Norden zu. Schweden erklärte Rußland den Krieg und vereitelte durch diese Diversion alle Pläne des Königs von England, des Königs von Polen und des Prinzen Anton Ulrich gegen Preußen. König August, der seine schönen Hoffnungen, die Staaten des Königs mit dem König von England zu teilen, schwinden sah, ließ sich vom Strom mit fortziehen, und da er nichts Besseres zu tun hatte, verband er sich mit dem Kurfürsten von Bayern, um das österreichische Haus zu vernichten. Marschall Belle-Isle, der nichts mit Mähren und Obermanhartsberg anzufangen wußte, bildete ein Königreich daraus und gab es den Sachsen, die für diesen guten Fund am 31. August den Ver-

trag unterzeichneten. Der Wiener Hof, der nicht mehr auf eine Diversion Rußlands rechnen konnte und von allen Seiten bedrängt wurde, sandte wieder seinen englischen Unterhändler ins preußische Lager. Dieser brachte eine Karte von Schlesien mit, worauf die Abtretung von vier Fürstentümern mit einem Tintenstrich bezeichnet war. Er wurde kalt auf-



genommen, und es wurde ihm zu verstehen gegeben, daß etwas, das zu einer Zeit gut ist, es nicht immer zur anderen sei. Die Höfe von London und Wien hatten zu sehr auf russischen Beistand gezählt; ihrer Berechnung zufolge mußte unfehlbar der gedemütigte, erniedrigte König auf den Knien von ihnen den Frieden erbitten – es fehlte nicht viel zum Eintreffen des Gegenteils. Es ist nun einmal nicht anders mit den Schicksalsspielen des Krieges, die die Wahrscheinlichkeitsberechnung der geschicktesten Politiker zuschanden machen.

Schon waren Franzosen und Bayern in voller Tätigkeit. Österreich wurde angegriffen, die Truppen näherten sich Linz. Nur durch gemeinsame und übereinstimmende

Anstrengungen durfte man hoffen, die Königin von Ungarn zu demütigen. Es war nicht mehr Zeit, mit verschlungenen Armen im Lager zu bleiben. Der König, der vor Begierde nach Taten brannte, machte einen Versuch, Neipperg von der Festung Neiße abzuschneiden und auf dem Marsch zu bekämpfen. Dieses Vorhaben war nicht übel ausgedacht, aber in der Ausführung schlug es fehl. Kalckstein wurde mit 10 000 Mann und Pontons kommandiert, sich eiligst zum Dorf Woitz zu begeben, da eine Brücke zu schlagen, damit die Armee, die ihm auf dem Fuß folgte, sie bei ihrer Ankunft sogleich überschreiten könne. Er ging bei Sonnenuntergang ab, marschierte die ganze Nacht und befand sich am folgenden Morgen nur auf Kanonenschußweite vom Lager. Es mag nun an der Langsamkeit oder schlechten Anstalt gelegen oder die durch Regen verdorbenen und ungangbaren Wege mögen ihn aufgehalten haben – genug, die Armee kam dem Vortrab zuvor und kam mit ihm zugleich im Lager bei Tepliwoda und Siegroth an. Dieser verlorene Tag war nicht wieder aufzuholen. Der König marschierte am 11. September selbst auf Woitz und ließ seine Brücken über die Neiße schlagen; aber die österreichische Armee zeigte sich in Schlachtordnung, ungefähr 800 Schritt vom Fluß. Von einigen Gefangenen erfuhr man, daß Neipperg dem König um einige Stunden vorgeeilt war. Die Armee konnte erst nach einem Marsch von zwei Stunden an der Brücke ankommen. Man hätte sie überschreiten können, wenn der Feind nicht dem König zuvorgekommen wäre; allein es wäre die größte Unbesonnenheit gewesen, einer solchen Armee gegenüber die Brücke zu passieren, da sie ohne Zweifel unsere Truppen im einzelnen, so wie sie sich aufstellten, bekämpft hätte. Dies veranlaßte den Entschluß, für diesen Tag nur die Höhen bei Woitz zu besetzen. Bald darauf schlugen die Preußen ihr Lager bei Neundorf auf, und um Lebensmittel aus Brieg zu beziehen, sicherten sie sich die Verbindung mit dieser Stadt durch Besetzung von Löwen und Michelau.

Die Stürme, die das Haus Österreich bedrohten, und die täglich zunehmenden Gefahren brachten endlich die Königin von Ungarn zu dem ernstlichen Entschluß, sich eines ihrer Feinde zu entledigen, um das furchtbare Bündnis, das sie zu stürzen beabsichtigte, zu trennen. Sie bat ernstlich um Frieden; sie machte keine Einsprüche mehr wegen Breslau und verlangte nur Neiße zu behalten. Lord Hyndford, der für sie unterhandelte, mutete dem König zu, für so bedeutende Abtretungen der Königin von Ungarn mit aller Kraft beizustehen. Der König antwortete, er bedaure, sich in der Notwendigkeit zu befinden, dieses Anerbieten zu verwerfen; könne aber nicht die mit Frankreich und Bayern eingegangenen Verträge verletzen.

Die Betrübnis war in Wien sehr groß; man erwartete jeden Augenblick das Einrücken der Bayern. Die Wege waren von Flüchtlingen bedeckt, der Hof wollte eben auch abgehen. In dieser allgemeinen Bestürzung schrieb die Kaiserinwitwe an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der in des Königs Heer diente, folgenden Brief. Er ist zu bemerkenswert, als daß wir ihn nicht hersetzen sollten:

Wien, den 11. September 1741

Mein lieber Neffe!

Ich unterbreche ein Schweigen, das Ihr Benehmen, gegen uns die Waffen zu führen, mir auferlegt hatte, und würde es noch nicht tun, wenn ich ein anderes Mittel hätte, den König von Preußen zu beschwören, mir in Ihnen einen Neffen wiederzugeben, den ich nach den mir durch Sie beide zugefügten schweren Leiden weder teuer noch achtenswert nennen kann. Der König allein kann mir Trost darüber verschaffen. Meine Tochter, die Königin, bewilligt ihm alles, was niemand anders als sie nachzugeben vermag, wenn er uns beisteht, die Ruhe wieder völlig herzustellen, das Feuer zu löschen, das er selbst angefacht hat, und nicht dahin arbeitet, sich selbst noch mehr Feinde zuzuziehen; denn der pfälzische Kurfürst braucht

nur zu sterben, um ihm neue Feinde zu erwecken; so wie Bayerns und Sachsens Vergrößerung nicht zuläßt, daß er ruhig das besitze, was die Königin ihm in Schlesien abgetreten hat. Überreden Sie daher den König, unser Verbündeter zu werden, die Königin mit Heeresmacht zur Erhaltung der von so vielen Feinden bedrohten Staaten zu unterstützen; denn es gereicht beiden Häusern zum Vorteil, in enger Verbindung zu bleiben, da ihre Länder aneinander liegen, so daß sie ihre Rechte gegenseitig beschützen können. Ich rechne auf Ihre Vertretung und auf die edlen Eigenschaften des Königs, der, nachdem er uns das Unheil zugezogen hat, auch den Ruhm sich erwerben möge, uns zur rechten Zeit vom Abgrund zu retten und einige Achtung für eine betrübte Mutter und Tante zu zeigen, die dann ohne weiteren Groll sich nennen wird Ihre wohlaffektionierte Tante

Elisabeth

Prinz Ferdinand antwortet der Kaiserinwitwe im wesentlichen, der König werde sich von den gegen Frankreich und Bayern eingegangenen Verpflichtungen nicht mit Ehren lossagen können; er beklage aufrichtig die Kaiserin und wünschte, ihre Lage, die er sehr bedauere, ändern zu können; aber daß die Zeiten, als er noch frei gewesen sei, sich mit dem Wiener Hof zu vergleichen, vorüber seien. Wenige Tage darauf fing man einen Brief auf, den die Kaiserinwitwe an Prinz Ludwig von Braunschweig, der damals in Rußland war, geschrieben hatte. Er ist aufrichtiger, obgleich ebenso schlecht stilisiert; hier ist eine genaue Abschrift davon:

21. September 1741

Mein lieber Neffe!

Der Stand unserer Angelegenheiten hat eine so niederschlagende Wendung genommen, daß man den Fall, worin wir uns befinden, eine allgemeine Verlassenheit nennen kann, denn keiner ist mehr für uns. Was uns in unserem Unglück tröstet, ist, daß Gott mehr als einen

Pharao ins Rote Meer stürzen und unsere falschen, heuchlerischen Freunde zuschanden machen wird. Es ist nicht möglich, daß die meisten glauben, es gebe einen Gott. Wahr ist: der falsche Anschein hat mich nicht eingeschläfert, und obgleich der Kurfürst von Bayern uns die Franzosen auf den Hals gezogen hat und mich von hier jagt, so halte ich ihn doch für einen würdigen Fürsten. Er hat nicht geheuchelt und ist nicht falsch gewesen, er hat die Larve gleich anfangs abgenommen und handelt wie ein ehrlicher Mann. Ich bezweifle, daß ich Ihnen nochmals von hier schreibe. Es ist ein trauriges Jahr für mich. Erhalten Sie uns die Allianz, und man möge sich dort vor falschen und heuchlerischen Freunden hüten. Ich verharre als Ihre wohlaffektionierte Tante

Elisabeth

Der Stil dieser Briefe zeigt genug, wie dem Wiener Hof die Fortschritte der Preußen in Schlesien ans Herz gingen. Aber welche Logik! Wer das österreichische Haus angreift, kann nicht an Gott glauben! Den Frieden anbieten, wenn man noch freie Hand dazu hat, und vorgeschlagene Bedingungen wegen anderer unterdessen eingegangener Verträge verwerfen, soll Falschheit, Treulosigkeit heißen! Das ist die Sprache der Eigenliebe und des Stolzes, die die Genauigkeit der Gedankenfolge nicht achtet. So betrachtet man in Wien die gegen die Pragmatische Sanktion gebildete Allianz wie den Krieg der Titanen, die den Himmel erstürmen wollten, um Jupiter abzusetzen.

Die Schweden waren ihrerseits nicht so glücklich wie ihre Bundesgenossen. Eine Abteilung von 12000 Mann war von den Russen bei Willmanstrand in die Pfanne gehauen worden. Dieser Schlag war bedeutend für das seit Karl XII. geschwächte und gesunkene Land. Frankreich empfand dies sehr tief und nahm sich vor, auf einer anderen Seite die Niederlage, die ihre Bundesgenossen betroffen hatte, wieder wettzumachen. Der Marschall Maillebois sollte mit der Armee, die er in in Westfalen befehligte, ins Kurfürstentum

Hannover eindringen, um sich dieser Staaten zu bemächtigen. Der König beging damals den großen Fehler, daß er alles aufbot, um die Franzosen von diesem Vorhaben abzubringen, indem er ihnen vorstellte, sie würden sich durch diese Unternehmung in ganz Europa verhaßt machen, alle deutschen Fürsten gegen sich aufbringen und dadurch, daß sie sich mit einem unwichtigen Gegenstand aufhielten, ihr Hauptziel, die Vernichtung der Königin von Ungarn mit allen Kräften zu bewirken, außer Augen verlieren. Die Franzosen hätten diese schwachen Gründe leicht widerlegen können. Wenn sie damals Hannover besetzt hätten, so hätte der König von England niemals Diversionen am Rhein und in Flandern machen können.

Es fehlte nichts weiter, als die Gewährleistung Frankreichs für den Traktat des Königs mit dem Kurfürsten von Bayern; Valory wurde dringend ersucht, sie herbeizuschaffen. Sein Hof machte noch einige Schwierigkeiten über die Abtretung der Grafschaft Glatz und einiger Teile von Oberschlesien. Zufälligerweise ließ er, als er einst beim König war, ein Billet aus der Tasche fallen. Ohne sich etwas anmerken zu lassen, stellte der König seinen Fuß darauf und entließ den Minister so bald wie möglich. Dieses Billet war von Amelot, dem Sekretär der Auswärtigen Angelegenheiten; es enthielt die Weisung, Glatz und Oberschlesien nur in dem Fall Preußen zuzugestehen, daß etwa aus der Weigerung größeres Übel zu befürchten sei. Nach dieser Entdeckung mußte Valory auf alles eingehen, was man haben wollte.

Die Absichten der Franzosen auf Hannover wurden bekannt und kamen dem König von England zu Ohren. Dieser hielt sein Kurfürstentum für verloren; er hatte nicht die Zeit, diesen ihn so nahe bedrohenden Schlag abzuwehren. Da seine Maßnahmen in Rußland und in Sachsen beiderseits fehlgeschlagen hatten, so wollte er ernstlich daran arbeiten, den Frieden zwischen Preußen und der Königin von Ungarn zu vermitteln. Infolge dieses Entschlusses begab sich Lord Hyndford ins österreichische Lager und machte von da aus

dem Wiener Hof so dringende Vorstellungen und arbeitete mit solchem Nachdruck, diesem auseinandersetzend, daß man, um seine übrigen Staaten zu retten, einen Teil wohl zur rechten Zeit aufgeben müsse, daß dieser Hof sich zur Abtretung Schlesiens, der Stadt Neiße und eines Streifens von Oberschlesien unter Verzichtleistung auf Beistand gegen seine Feinde verstand.

Der König, der die Doppelzüngigkeit der Engländer und der Österreicher kannte, hielt dies für eine Falle. Um sich nicht durch schöne Worte zur Untätigkeit in seinem Lager hinhalten zu lassen, zog er heimlich, ehe der Feind es merkte, aus, ging bei Michelau über die Neiße und lagerte am folgenden Tag bei Kaltecke, während eine Abteilung Oppeln besetzte, wo die Lebensmittel ins Depot gebracht wurden. Diese Bewegungen veranlaßten Neipperg, Neiße zu verlassen und auf Oppersdorf zu marschieren. Der König umging ihn bei Friedland und lagerte bei Steinau.

Vielleicht beschleunigten diese verschiedenen Bewegungen die Unterhandlungen Lord Hyndfords. Er benachrichtigte den König, daß seine Unterhandlungen so weit vorgerückt wären, daß Neipperg bereit sei, Schlesien zu verlassen, sofern der König ihm mündlich erklären wolle, nichts weiter gegen die Königin von Ungarn zu unternehmen. Die Feinde begnügten sich mit einer bloßen Unterredung, die dem Staat ganze Provinzen einbringen und seinen vom elfmonatigen Feldzug ermüdeten Truppen ruhige Winterquartiere verschaffen könnte. Die Versuchung war groß; der König wollte prüfen, was sich aus dieser Beratung ergeben würde. Er begab sich geheim, bloß von Oberst Goltz begleitet, nach Kleinschnellendorf, wo er Feldmarschall Neipperg, General Lentulus und Lord Hyndford antraf.

Nicht ohne reifliche Überlegung hatte der König diesen Schritt getan. Obgleich er Ursache hatte, über Frankreich unzufrieden zu sein, war doch kein hinlänglicher Grund vorhanden, mit Frankreich zu brechen. Er kannte aus Erfahrung die Anordnungen des Wiener Hofes; er durfte nichts

Freundliches davon erwarten. Es war klar, daß sich die Königin von Ungarn zu dieser Übereinkunft nur verstand, um durch deren Verlautbarung unter die Verbündeten Mißtrauen auszustreuen. Man mußte daher den Österreichern als Conditio sine qua non erklären, daß, wenn sie das Geringste von den Bedingungen einer etwaigen Übereinkunft verlauten ließen, der König sich dadurch für berechtigt halten würde, sie zu brechen; der König wußte sehr wohl, daß dieser Fall eintreten würde. Lord Hyndford führte im Namen seines Herrn das Protokoll. Man kam überein, daß Neiße nur dem Anschein nach belagert werden, daß die preußischen Truppen in ihren Winterquartieren, die sie in Schlesien und Böhmen beziehen würden, nicht beunruhigt werden sollten und besonders daß, sofern nicht die strengste Geheimhaltung beachtet würde, alles, was hier eben geordnet worden war, nichtig und ungültig sein solle.

Man muß gestehen: Wenn es ein Verhängnis gibt, so zeigte es sich besonders an Neipperg, der dazu bestimmt schien, die für seine Gebieter schimpflichsten Traktate zu unterzeichnen. Bald darauf ließ Neipperg seine Armee nach Mähren marschieren. Die Belagerung von Neiße wurde sogleich begonnen; die Stadt hielt sich nur zwölf Tage; die österreichische Besatzung war noch nicht ausgezogen, als schon preußische Ingenieure die neuen Werke zeichneten, die sie nachher zu einer Festung ersten Ranges in Europa machten. Als die Stadt erobert war, ließ man die Armee auseinandergehen; ein Teil marschierte unter Prinz Leopold von Anhalt nach Böhmen, einige Regimenter wurden zur Blockade von Glatz verwendet, die übrigen nahmen unter Feldmarschall Schwerin ihr Quartier in Oberschlesien.

Der Herzog von Lothringen, der sich in Preßburg befand, schmeichelte sich mit dem Gedanken, der König werde Rücksprachen als Friedensverträge ansehen, und schrieb ihm, um seine Stimme bei der Kaiserwahl bittend. Er erhielt eine artige Antwort, aber in einem so undeutlichen und verworrenen Stil, daß der Verfasser selbst ihn nicht verstand.

Da der Feldzug nach elf Monaten seit dem Einrücken in Schlesien beendet war, empfing der König die Huldigung seiner neuen Untertanen in Breslau und reiste von da nach Berlin zurück. Durch seine Fehler hatte er das Kriegführen erlernt; aber die Schwierigkeiten, die er überwunden hatte, waren nur ein Teil von denen, die noch besiegt werden mußten, um ein großes Werk, das zu vervollkommnen er sich vorgenommen hatte, gänzlich zu vollenden.

Politische Gründe zum Waffenstillstand
Krieg der Franzosen und Bayern in Böhmen
Spanien erklärt sich gegen Österreich · Reichstag
Staatsumwälzung in Rußland
Verschiedene Unterhandlungen

Um nicht den Faden der militärischen Ereignisse zu zerreißen, haben wir nur ganz kurz die Ursachen berührt, die diese Art von Waffenstillstand zwischen Preußen und Österreich verursachten. Dieser Gegenstand ist zarter Natur. Der Schritt des Königs war bedenklich; es ist nötig, dessen geheimste Gründe zu entwickeln. Der Leser verzeihe uns, wenn wir etwas weit ausholen, um sie besser zu beleuchten.

Das Ziel, das der König bei Beginn des Krieges vor Augen hatte, war Schlesien zu erobern. Wenn er mit Bayern und Frankreich Verpflichtungen einging, so geschah es nur, um diesen großen Zweck zu erreichen; aber Frankreich und seine Bundesgenossen zielten auf ganz andere Absichten. Das Ministerium in Versailles war der Überzeugung, daß es um Österreichs Macht geschehen sei und man diese für immer vernichten würde. Es wollte auf den Trümmern die-

ses Reiches vier neue Königreiche errichten, deren Kräfte einander die Waage halten könnten: die Königin von Ungarn sollte Ungarn, Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain behalten; der Kurfürst von Bayern Böhmen, Tirol und den Breisgau haben; dann Preußen mit Niederschlesien und endlich Sachsen mit Hinzufügung Oberschlesiens und Mährens. Diese vier Nachbarn hätten sich auf die Dauer niemals vertragen können, und Frankreich schickte sich an, die Schiedsrichterrolle zu spielen und über Despoten zu herrschen, die es selbst eingesetzt hätte. Auf diese Weise wäre das politische Verfahren der Römer in den blühendsten Zeiten der Republik wieder erneuert worden.

Dieser Plan war mit der Freiheit Deutschlands unverträglich und gefiel dem König ganz und gar nicht, da dieser für die Erhebung seines Hauses arbeitete und nicht im entferntesten daran dachte, seine Truppen hinzuopfern, um sich Nebenbuhler zu verschaffen und zu ernennen. Wenn der König sich zum dienstbaren Werkzeug der französischen Politik gemacht hätte, so hätte er sich das ihm dann auferlegte Joch selbst geschmiedet, so hätte er alles für Frankreich und nichts für sich selbst getan, und es wäre vielleicht Ludwig XV. gelungen, jene Universalmonarchie herzustellen, dergleichen eitles Vorhaben auch Karl V. zugeschrieben wird. Dazu kommt noch, um nichts zu verschweigen, daß, wenn der König die Operationen der französischen Truppen zu stark unterstützt hätte, ihr übermäßiges Glück ihn unterjocht haben würde; vom Verbündeten wäre er zum Untertanen herabgesunken; man hätte ihn weiter, als er wollte, mit fortgerissen, und er hätte in alle Wünsche Frankreichs miteinstimmen müssen, weil er nicht hätte widerstehen oder Verbündete finden können, um aus der Knechtschaft gezogen zu werden.

Die Klugheit schien also den König zu einem gemäßigten Verfahren aufzufordern, das zwischen den beiden Häusern Österreich und Bourbon eine Art Gleichgewicht herstellte. Die Königin von Ungarn befand sich am Rande des

Abgrunds; durch einen Waffenstillstand erlangte sie Mittel, frei zu atmen, und der König war mit sich einig, ihn, sobald es ihm recht schiene, zu brechen, weil die Politik des Wiener Hofes sich beeilte, das Geheimnis zu veröffentlichen. Zur größeren Rechtfertigung dient noch, daß er geheime Verbindungen entdeckt hatte, die Kardinal Fleury mit Stainville, dem Minister des Großherzogs von Toskana, in Wien unterhielt; er wußte, daß der Kardinal sehr geneigt war, die Bundesgenossen Frankreichs im Stich zu lassen, wenn der Wiener Hof ihm Luxemburg und einen Teil Brabants überlassen wollte. Es kam also nur darauf an, auf geschickte Weise zu verfahren, besonders sich nicht von einem alten Politiker täuschen zu lassen, der im letzten Krieg mit mehr als einem gekrönten Haupt gespielt hatte.

Der Erfolg rechtfertigte bald die Erwartungen des Königs über den Mangel an Verschwiegenheit des Wiener Hofes. Dieser ließ den angeblichen Vertrag mit Preußen in Sachsen, Bayern, Frankfurt am Main und überall, wo er Abgeordnete hatte, verlauten. Graf Podewils, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, war beauftragt worden, bei seiner Rückkehr aus Schlesien durch Dresden zu reisen, um den Hof dort zu sondieren, der immer viel Eifersucht gegen Preußen gezeigt hatte. Er traf dort den Marschall Belle-Isle an, der wütend war über das, was er von einem gewissen Koch, einem Abgeordneten des Wiener Hofes, erfahren hatte, der dem Marschall Friedensvorschläge gemacht und, als der Marschall sie verwarf, ihm erklärt hatte, sein Hof hätte sich um jeden Preis mit dem König von Preußen verglichen. Noch mehr: ganz Dresden war überflutet von Handschreiben, die den Sachsen rieten, ihre Truppen nicht nach Böhmen marschieren zu lassen, weil der mit der Königin von Ungarn versöhnte König von Preußen sich anschickte, in die Lausitz einzufallen. Die argwöhnische Schüchternheit des Grafen Brühl wurde durch die kühne Entschlossenheit des Grafen Podewils beschwichtigt, und die Sachsen marschierten nach Böhmen. Währenddessen teilte der Kurfürst

von Bayern dem König einen Brief der Kaiserin Amalia mit, die ihn aufforderte, sich mit der Königin von Ungarn vor dem Dezember zu vergleichen, widrigenfalls diese sich genötigt sehen würde, die Präliminarien, über die sie sich mit Preußen geeinigt hätte, zu unterzeichnen. Dieses Benehmen des Wiener Hofes entband den König aller Verpflichtungen. Man wird im Verlaufe dieses Werkes sehen, wie teuer diese Ausplauderei den Wiener Hof zu stehen kam.

Der Krieg hatte während dieser Verhandlungen den Schauplatz öfter gewechselt; die Armeen schienen alle Böhmen als Sammelplatz bestimmt zu haben. Der Kurfürst von Bayern war schon bis auf zwei Tagesmärsche vor Wien gewesen; wenn er vorgerückt wäre, wäre er vor den Toren jener Hauptstadt gestanden, die, mit Truppen nicht hinlänglich versehen, ihm nur schwachen Widerstand geleistet hätte. Dieses wichtige Unternehmen gab der Kurfürst auf, aus kindischer Sorge, die Sachsen könnten, da sie sich allein in Böhmen befanden, dieses Königreich erobern und behalten. Die Franzosen waren in ihrer übel verstandenen Politik der Ansicht, die Bayern könnten durch die Eroberung Wiens zu mächtig werden, und bestärkten sie daher, um sie davon abzubringen, in ihrem Mißtrauen gegen Sachsen.

Dieser Hauptfehler wurde die Quelle aller Unglücksfälle, die später über Bayern ergingen. Die französische und die bayerische Armee teilten sich; man übergab Ségur 15000 Mann, um damit Österreich und das Kurfürstentum zu dekken; der Kurfürst zog mit seiner Hauptmacht ab, besetzte Tabor und Budweis und marschierte gerade auf Prag los, wo die Sachsen sowie auch General Gassion zu ihm stießen – jene von Sachsen, dieser von Pilsen kommend. Feldmarschall Törring und General Leuville, die in Tabor und Budweis befehligten, verließen, als die Österreicher anrückten, diese Städte. Die Feinde fanden darin nicht bloß ansehnliche Magazine, sondern dadurch, daß sie diese Stellung einnahmen, sah sich Ségur auch von der böhmischen Armee abge-

schnitten. Neipperg und Füst Lobkowitz, die beide aus Mähren kamen, befestigten sich auf diesem Posten.
Der Kurfürst von Bayern, der sich damals vor Prag befand – wegen der rauhen Jahreszeit nicht imstande, diese Stadt regelmäßig zu belagern –, entschloß sich, sie zu überrumpeln. Die Stadt hatte einen weiten Umfang und wurde von einer zu schwachen Besatzung verteidigt. Durch Angreifen an vielen Punkten zugleich mußte man wohl irgendeinen Punkt finden, der nicht Widerstand leistete, und dies genügte zur Einnahme. Prag wurde also von drei verschiedenen Seiten bestürmt. Graf Moritz von Sachsen erstieg die flankierten Winkel der Bastion St. Nikolaus am Neutor, ließ die Zugbrücken herab und führte so durch dieses Tor die Kavallerie herein, die die Straßen säuberte und die Besatzung nötigte, das Karlstor zu verlassen, das Graf Rutowski vergebens zu sprengen versucht hatte. Er ließ erst Sturm laufen, als die Feinde den Wall verlassen hatten. Die Österreicher, von der Überzahl überwältigt, waren gezwungen, die Waffen zu strecken. Ein dritter Angriff, den Polastron leitete, schlug ganz und gar fehl.
Herzog Franz von Lothringen, Großherzog von Toskana, wollte sich jetzt an die Spitze der Armeen stellen und rückte in Eilmärschen vor, um Prag zu entsetzen. Kaum in Königssaal angelangt, erfuhr er, daß sich die Bundesgenossen bereits der Stadt bemächtigt hatten. Das war ihm ein Donnerschlag; er kehrte eiligst auf demselben Weg zurück; es war mehr eine Flucht als ein Rückzug. Die Soldaten zerstreuten sich, plünderten in den Dörfern und gingen scharenweise zu den Franzosen über. Neipperg und Lobkowitz flüchteten mit ihren mutlosen Truppen hinter die Moräste von Budweis, Tabor, Neuhaus und Wittingau, berühmte Lagerplätze, von wo aus der Hussitenanführer Ziska allen feindlichen Heeren Widerstand geleistet hatte.
Marschall Belle-Isle, den, während in Böhmen alles unentschieden war, die Gicht in Dresden festgehalten hatte, begab sich sogleich, nachdem Prag eingenommen war, dahin.

Er schickte Polastron nach Deutsch-Brod und den Grafen Moritz von Sachsen nach Pischely, um die Ufer der Sazawa von Feinden zu säubern, und d'Aubigné marschierte an die Wottawa mit 20 Bataillonen und 30 Schwadronen. Die Absicht des Marschalls war, bis Budweis vorzudringen, aber aus Vorsicht hielt er bei Pisek an. Durch die Untätigkeit dieser Generale gewannen die Österreicher Zeit, sich zu erholen und sich in ihren Standquartieren zu befestigen. Marschall Belle-Isle, der mehr Gefallen an der Vertretung der Gesandtschaft als am Oberbefehl der Armee fand, ersuchte den Kardinal, ihn ablösen zu lassen, weil angeblich sein Gesundheitszustand die Mühseligkeiten eines Feldzugs nicht mehr aushalte. Der Kardinal übergab den Oberbefehl dem Marschall Broglie, der schon durch wiederholten Schlagfluß geschwächt war, aber, weil er sich in Straßburg als Gouverneur befand, von allen Generalen sich am schnellsten zur böhmischen Armee begeben konnte.

Sowie er ankam, zerstritt er sich mit Belle-Isle. Broglie änderte alle Anordnungen seines Vorgängers; er versammelte eine Menge Truppen und begab sich nach Pisek. Der Großherzog machte Miene, ihn anzugreifen; sein Versuch war unnütz. Lobkowitz richtete bei Frauenberg ebensowenig aus. Die Österreicher kehrten endlich nach vergeblicher Bemühung in ihre Quartiere zurück. Den Franzosen, die Bequemlichkeit liebten, war es gar nicht recht, daß die Österreicher sie oft beunruhigten; sie hätten lieber gesehen, daß die Preußen sich vorschöben, um sie zu bedecken. Allein man hätte dumm sein müssen, solchem Ansinnen nachzugeben. Valory, französischer Minister in Berlin, ließ sich in Klagen aus und meinte, die Deutschen, die nur zum Schlagen zu gebrauchen wären, müßten sich mit den Österreichern tummeln, um den ihnen in allem überlegenen Franzosen Ruhe zu schaffen. Man hörte ihn ruhig an, und er wurde endlich des lästigen Geredes selbst überdrüssig.

Die vielen Mächte, die sich gegen Österreich verbündet hatten, um dessen Eigentum unter sich zu teilen, hatten die

Habsucht derjenigen Fürsten, die sich bis dahin ruhig verhalten hatten, gereizt. Spanien wollte nicht müßig bleiben, während jeder sich zu vergrößern strebte. Die spanische Königin, eine Prinzessin von Parma, machte Ansprüche auf Parma und auf Piacenza, das sie ihren Unterrock nannte, um ihren zweiten Sohn Philipp dort unterzubringen. Sie ließ 20 000 Mann unter dem Befehl von Montemar über Neapel vordringen, während Don Philipp mit einem anderen Korps durch die Dauphiné und Savoyen zog, um in die Lombardei einzufallen. Auf diese Weise verbreitete sich das Feuer, das zuerst nur als ein Funke in Schlesien erschien, immer weiter, und bald stand ganz Europa in Flammen.

Während alle diese Armeen einander gegenüber mehr Fehler machten als schöne Taten entwickelten, verlor der zur Kaiserwahl in Frankfurt versammelte Reichstag seine Zeit mit unnützen Beratungen. Statt ein Oberhaupt zu wählen, stritten sie sich über die Brokatkleider und Spitzen herum, die die Gesandten vom zweiten Rang ebensogut tragen wollten als die vom ersten. Der Reichstag zerfiel in zwei Parteien: in eifrige Anhänger der Königin von Ungarn und in ihre leidenschaftlichsten Gegner. Die ersteren wollten den Großherzog zum Kaiser, die anderen bestanden hartnäckig auf dem Kurfürsten von Bayern. Das Glück, das die Waffen der Bundesgenossen begünstigte, siegte endlich, und ihre Partei gewann die Oberhand, die der Erfolg bringt. Der Reichstag in Frankfurt kam trotzdem nicht näher zum Ziel.

Um sich von dieser Versammlung und der Langsamkeit ihrer Beratungen einen Begriff zu machen, wird es nicht undienlich sein, hier eine Skizze davon zu geben. Die Goldene Bulle wird in Deutschland als das Grundgesetz betrachtet; man beruft sich auf sie bei jeder Gelegenheit, und wenn es Zänkereien gibt, so entstehen sie aus der Art, wie sie ausgelegt wird. Die Fürsten wählen daher ihre gelehrtesten Kenner dieses Gesetzes, die schwerfälligsten Pedanten, die die Formalitäten bis ins kleinste wissen, um sie in diese allgemeine Versammlung als ihre Vertreter zu senden. Diese

Juristen haben die Formen zu erwägen und sind viel zu engherzig, um die Gegenstände im großen aufzufassen; sie sind trunken von der Ehre der Vertretung und glauben noch dasselbe Ansehen zu haben, das diese erhabene Versammlung zur Zeit Karls von Luxemburg behauptete. Kurz, man war auf dem Reichstag am 1. Dezember 1741 noch nicht weiter gekommen als vor der Einberufung dieser erlauchten Versammlung. Wenn die Österreicher etwas Glück gehabt hätten, so hätte der Großherzog die Mehrzahl der Stimmen für sich gehabt. Man mußte also unter diesen Umständen die Wahl beeilen und die vorhandene Mehrheit der Stimmen benützen, um mittels Erhebung einer anderen Familie auf den Kaiserthron zu verhindern, daß diese Würde im neuen österreichischen Haus wieder erblich würde. Um dies zu erzielen, trug der König darauf an, einen Termin zum Wahltag festzusetzen. Dies fand Beifall, und der Reichstag bestimmte zur Wahl den 24. Januar 1742.

Dieser Reichstag mit seinen Beratungen machte auf den König von England geringeren Eindruck als das, was ihn näher anging. Die Furcht vor der sein Kurfürstentum bedrohenden Armee von Maillebois war so lebhaft, daß er sich entschloß, in Versailles um Gewährleistung für seine Besitzungen vorzusprechen. Er sandte den Grafen Hardenberg als seinen Minister dahin, um einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich abzuschließen. Kardinal Fleury fragte beim König an, was er von dieser Unterhandlung hielte. Der König erwiderte, es sei gefährlich, halb zu beleidigen; wer drohe, müsse zuschlagen. Der Kardinal, der mehr leise als fest auftrat, hatte nicht männlichen Charakter genug, um entscheidende Maßnahmen zu ergreifen. Er glaubte nichts zu wagen, wenn er alles zweifelhaft ließe, und unterzeichnete den Vertrag. Solch gemäßigte Gesinnung und solch gelindes Verfahren hat Frankreich oft geschadet; allein die Natur teilt die Talente nach Belieben aus; wem die Kühnheit als Los zugefallen ist, der kann nicht schüchtern sein, und wer mit zuviel Vorsicht geboren ist, kann nicht kühn sein.

Dieses Jahr war die Zeit großer Ereignisse. Ganz Europa befand sich im Krieg, um eine streitige Erbschaft zu teilen. Man versammelte sich, um einen Kaiser aus einem anderen als aus dem österreichischen Haus zu wählen; in Rußland setzte man einen jungen Zaren, der noch in der Wiege lag, ab; eine Revolution erhob die Prinzessin Elisabeth auf den Thron. Ein aus Frankreich gebürtiger Chirurg (Lestocq), ein deutscher Musiker (Schwartz), ein russischer Kammerjunker (Woronzow) und hundert Mann Preobrashenskischer Garde, durch französisches Geld bestochen, geleiteten Elisabeth zum kaiserlichen Palast, überfielen die Wachen und entwaffneten sie. Der junge Zar, sein Vater, Prinz Anton von Braunschweig, und seine Mutter, die Prinzessin von Mecklenburg, wurden verhaftet. Man versammelte die Truppen; diese leisteten Elisabeth als ihrer Kaiserin den Eid. Die unglückliche Familie wird in Gefängnisse nach Riga gebracht; Ostermann wird erst schmählich behandelt, dann nach Sibirien geschickt. All dies ist das Werk einiger Stunden. Frankreich, das diese Revolution herbeigeführt hatte und davon Nutzen zu ziehen hoffte, fand sich bald in seinen Erwartungen getäuscht.

Kardinal Fleury beabsichtigte, Schweden aus der Verlegenheit, in die es durch Frankreich geraten war, wieder herauszuziehen. Er war der Meinung, daß im Fall einer Regierungsänderung der neue Regent leichter einen für Schweden günstigen Frieden abzuschließen bereit sein würde. Zu diesem Zweck hatte er einen gewissen d'Avennes mit mündlichen Aufträgen an Marquis La Chétardie, den Gesandten in Petersburg, abgeschickt, daß dieser alle Mittel anwenden möge, die Regentin und den Generalissimus zu stürzen. Solche Unternehmungen, die in anderen Regierungen tollkühn scheinen würden, lassen sich in Rußland bisweilen zustande bringen; der Nationalgeist ist zu Empörung geneigt. Die Russen haben das mit anderen Völkern gemein, daß sie mit der Gegenwart unzufrieden sind und alles von der Zukunft erhoffen.

Die Regentin hatte sich durch ihre Schwäche gegen einen Fremden, den schönen Grafen Lynar, den sächsischen Gesandten, verhaßt gemacht; allein ihre Vorgängerin, die Kaiserin Anna, hatte noch weit öffentlicher Biron, einen Kurländer und ebenso fremd wie Lynar, ausgezeichnet. So sind dieselben Dinge nicht mehr dieselben, wenn sie zu anderer Zeit und von anderen Personen geschehen. Die Liebe stürzte die Regentin; die populärere Liebe, die die Prinzessin Elisabeth der Preobrashenskischen Garde an den Tag legte, erhob sie auf den Thron. Beide Prinzessinnen hatten denselben Sinn für Wollust. Die Mecklenburgerin deckte den Schleier der Sprödigkeit darüber, und nur ihr Herz verriet sie; Prinzessin Elisabeth trieb die Wollust bis zur Ausschweifung. Jene war launenhaft und bösartig; diese heuchlerisch, aber leicht lenkbar. Beide haßten die Arbeit, beide waren nicht zum Regieren geboren.

Wenn Schweden die Gelegenheit zu nützen verstanden hätte, so hätte es irgendeinen großen Schlag geführt, während Rußland durch innere Unruhen bewegt wurde. Alles verkündete Schweden einen glücklichen Erfolg, aber dessen Schicksal wollte, daß es seine Feinde nicht besiegte. Schweden blieb in einer Art Starre während und nach dieser Revolution. Die Gelegenheit, die Mutter großer Taten, verging ungenützt; der Verlust der Schlacht bei Pultawa war für Schweden nicht so verderblich wie die damalige schlaffe Untätigkeit der Armee.

Sobald Kaiserin Elisabeth sich auf dem Thron sicher glaubte, vergab sie die ersten Stellen des Reiches an ihre Anhänger. Die beiden Brüder Bestushew, Woronzow und Trubetzkoi traten in den Staatsrat, Lestocq, der Förderer der Erhebung Elisabeths, wurde eine Art Unterminister, obgleich er Chirurg war. Dieser war französisch gesinnt, Bestushew englisch; daraus entstanden im Staatsrat Streitigkeiten und unaufhörliche Intrigen am Hof. Die Kaiserin hatte für keine der Mächte besondere Vorliebe, aber abgeneigt war sie sowohl dem Wiener als dem Berliner Hof.

Alexej Graf Bestuschew, russ. Grosskanzler,
Bleistiftzeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin.

Anton Ulrich, der Vater des von ihr abgesetzten Zaren, war der leibliche Vetter der Königin von Ungarn, Neffe der Kaiserinwitwe und Schwager des Königs von Preußen; sie fürchtete daher, die Bande des Blutes könnten diese Mächte zugunsten der Familie handeln lassen, auf deren Ruin sie ihre Größe errichtet hatte. Ihre Freiheit den nach ihrer Denkart zu tyrannischen Gesetzen der Ehe vorziehend, berief sie den jungen Herzog von Holstein als Nachfolger und ließ ihn in Petersburg als Großfürsten von Rußland erziehen.

Die Leute glauben sehr leicht, daß Ereignisse, die manchen Fürsten zum Vorteil gereichen, die Wirkung ihrer Voraussehung und Geschicklichkeit seien: Infolge dieses Vorurteils hatte man den König in Verdacht, bei dieser in Rußland stattgefundenen Revolution die Hand im Spiel gehabt zu haben – das war aber nicht der Fall. Der König hatte keinen Anteil daran und erhielt erst gleichzeitig mit aller Welt Nachricht davon. Einige Monate früher, als Marschall Belle-Isle sich im Lager bei Mollwitz befand, kam die Rede auf Rußland. Der Marschall schien sehr unzufrieden über das Benehmen des Prinzen Anton und seiner Gemahlin, der Regentin; und da sein Unwille recht lebhaft wurde, fragte er den König, ob er es ungern sehe, wenn eine Revolution in Rußland zugunsten Elisabeths und zum Nachteil des jungen Zaren Iwan, ihres Neffen, ausbräche. Der König erwiderte darauf, er kenne unter den Fürsten keine Verwandten, außer die zugleich seine Freunde wären. So endete die Unterredung, und das ist alles, was vorfiel.

Berlin war diesen Winter der Mittelpunkt der Unterhandlungen. Frankreich drängte den König, seine Armee handeln zu lassen; England mahnte ihn, Frieden mit Österreich zu schließen; Spanien bewarb sich um seine Freundschaft, Dänemark verlangte Rat, um seinen Entschluß zu ändern; Schweden bat um Beistand, Rußland um Vermittlung in Stockholm, und das Deutsche Reich, das sich nach dem Frieden sehnte, machte die dringendsten Vorstellungen, damit die Unruhen aufhörten.

Lange blieben die Dinge nicht so. Die preußischen Truppen brachten kaum zwei Monate in ihrem Winterquartier zu. Das Schicksal Preußens riß den König wieder mit fort auf den Schauplatz, den so viele Schlachten mit Blut düngen sollten und wo der Glückwechsel nacheinander von beiden kriegführenden Parteien empfunden wurde. Der Hauptvorteil, den der König aus diesem Waffenstillstand mit Österreich zog, bestand darin, daß er seine Kriegsmacht auf einen noch furchtgebietenderen Stand brachte. Die Eroberung Schlesiens verschaffte ihm eine vermehrte Einnahme von 3 600 000 Taler. Das meiste von diesem Geld wurde auf die Verstärkung des Heeres verwendet. Dieses bestand damals aus 106 Bataillonen und 191 Schwadronen, darunter 60 Husarenschwadronen. Wir werden bald sehen, welchen Gebrauch der König davon machte.

**Einfall der Österreicher in Bayern · Abreise des Königs
Vorgänge in Dresden, Prag und Olmütz
Pfütschners Unterhandlung
Feldzug in Mähren, Österreich und Ungarn
Unterhandlungen Gianninis · Einschließung Brünns
Der König verläßt Mähren
und geht zur böhmischen Armee nach Chrudim
Was in Mähren nach seiner Abreise vorging
Ministerwechsel in London
Fruchtlose Unterhandlungen in Chrudim,
die den Entschluß hervorbringen,
die Österreicher durch eine Schlacht zum Frieden
zu veranlassen**

Obgleich die Franzosen Prag erobert hatten und die Ufer der Wottawa, Moldau und Saltana besetzt hielten, verzweifelten die Österreicher doch nicht an ihrer Rettung. Sie hatten 10000 Mann aus Italien, 7000 aus Ungarn herbeigezogen, zu denen sie noch 3000 aus dem Breisgau stellten, die über Tirol ankamen. Dieses Korps von 20000 Mann wurde von Feldmarschall Khevenhüller befehligt. Dieser General faßte sogleich den Plan, über die Quartiere Ségurs herzufallen und ihn von den Ufern der Enns zu verjagen.

Wir können hier nicht umhin, einen Aufsatz, datiert vom 30. Juni 1741, mit einzurücken, den der König dem Kurfürsten von Bayern schickte. Der Leser wird daraus ersehen, daß alles Unglück, das sich ereignete, schon vorhergesehen worden war, und daß die Fürsten, die nicht eiligst die fehlerhaften Anordnungen ihrer Kriegsoperationen berichtigen, dafür immer bestraft werden; denn ein Feind ist ein schlechter Höfling; statt zu schmeicheln bestraft er ernst die Fehler seines Gegners, er sei König oder Kaiser. Der Aufsatz lautete:

Gründe, die den Kurfürsten von Bayern veranlassen müssen, den Krieg ins Österreichische hinüberzuspielen

Da die Stellung der preußischen Truppen einen ansehnlichen Teil der österreichischen Truppen beschäftigt, so hält man den Feldmarschall Neipperg in Schlesien auf. Die Armee der Bundesgenossen, die keinen Feind vor sich hat, müßte ihre Operationen längs der Donau herabführen und Österreich schnell gewinnen. Der Kurfürst findet den Feind unvorbereitet; er kann ohne Widerstand Passau, Linz und Enns nehmen und von da auf Wien losrükken, ohne ein Hindernis zu finden. Wenn diese Hauptstadt erobert wird, so wird dadurch sozusagen die österreichische Macht an der Wurzel abgeschnitten. Böhmen, durch diesen Marsch abgesondert, ohne Truppen und Hilfsheer, muß von selbst fallen. Der Kriegsschauplatz muß nach Mähren, Österreich und sogar nach Ungarn verlegt werden. In den gegenwärtigen Umständen ist diese Operation ebenso leicht als gut auszuführen, und es ist sicher, daß sie die Königin von Ungarn zwingen wird, die Bedingungen ohne Verzug anzunehmen, die man ihr vorzuschreiben für gut findet. Schiebt es der Kurfürst auf, die günstigen Zeitumstände, die sich ihm jetzt darbieten, zu nützen, so läßt er dem Feind Zeit, seine Truppen zu sammeln. Was heute gewiß ist, wird es morgen nicht mehr sein. Dadurch, daß sich der Kurfürst nach Böhmen wendet, setzt er seine Erbstaaten dem Zufall der Begebenheiten aus und legt den Feinden eine lockende Beute hin, die sie nicht verschmähen werden. Meine Meinung ist, man könne die Römer nur in Rom besiegen und man solle die Gelegenheit, Wien zu erobern, nicht entschlüpfen lassen. Dies ist das einzige Mittel, diesen Zwist zu beenden und einen ruhmvollen Frieden zu erlangen.

Dieser Aufsatz wurde gelesen und bald wieder vergessen. Der Kurfürst, durchaus kein Kriegsmann, glaubte, aus

höheren Gründen einen anderen Entschluß fassen zu müssen. Khevenhüller nützte dergleichen Fehler. Gegen Ende Dezember 1741, ging er an drei Punkten über die Enns. Statt über eines dieser drei Korps herzufallen und sie einzeln zu schlagen, zog Ségur sich nach der Stadt Enns zurück; selbst dort hielt er sich noch nicht für sicher. Ein panischer Schrekken beschleunigte seine Flucht; er lief in einem Atemzug nach Linz, wo er sich befestigte. Khevenhüller ließ ihm nicht Zeit, sich zu erholen, sondern verfolgte ihn lebhaft, und man erfuhr mit Erstaunen, daß 15000 Österreicher vor Linz 15000 Franzosen blockierten. So kann ein einzelner Mann seinen Truppen die Überlegenheit über die feindlichen verschaffen.

Der Kurfürst von Bayern, bestürzt über ein Mißgeschick, das er nicht vorhergesehen hatte, wandte sich an die Freundschaft des Königs; er beschwor ihn in den liebreichsten Ausdrücken, ihn nicht im Stich zu lassen und durch eine starke Diversion seine Staaten und Truppen zu retten; er verlangte, die Preußen sollten aus Mähren in Österreich eindringen, um Ségur Gelegenheit zu geben, sich Luft zu machen.

Wir müssen uns hier erst wieder einen Augenblick der Stellung der Armee erinnern. Die Stellung der Hauptarmee der Königin von Ungarn war verständig gewählt; ihr Rücken war zur Donau gekehrt, ihr rechter Flügel von den Morästen bei Wittingau geschützt, ihr linker von der Moldau und Budweis, ihre Front von Tabor. Die Bundesgenossen beschrieben mit ihren Truppen gleichsam einen Halbkreis um diese Standquartiere, so daß sie in ihren Operationen auf dem Bogen zu marschieren hatten, während die Österreicher, die sich im Mittelpunkt befanden, nur die Sehne bildeten; überdies deckten ihre in den Standquartieren nahe aneinanderschließenden Truppen die Operationen Khevenhüllers gegen die Franzosen; sie standen ferner dicht an Österreich, woher sie Lebensmittel und frische Truppen bezogen; sie behielten auch festen Fuß in Böhmen, so daß sie sich beim Beginn des Feldzugs schmeicheln durften, ihre

Angelegenheiten wieder zu verbessern. Um diese Armee aus einer so vorteilhaften Stellung zu verdrängen, war es unumgänglich nötig, daß die Bundesgenossen eine allgemeine Anstrengung machten, damit die von allen Seiten zugleich angegriffenen Österreicher der Menge der Feinde unterlägen. Dieser Plan wurde Marschall Broglie vorgeschlagen; er konnte aber durchaus nicht dazu überredet werden.

Obgleich Mangel an Übereinstimmung und gutem Verständnis unter den Bundesgenossen herrschte und deshalb der entscheidende Schritt, der den französischen und bayerischen Heeren das Übergewicht gegeben hätte, verhindert wurde, so war es doch darum nicht minder wichtig, den Kurfürsten, der im Begriff stand, die Kaiserkrone zu erlangen, zu unterstützen. Sanfte Maßnahmen waren nicht mehr an der Zeit. Entweder mußte der mündliche Waffenstillstand, der nichts sicherte und den die Österreicher offenbar verletzt hatten, gehalten werden, oder die Bundesgenossen mußten durch irgendeine auffallende Tat allen Verdachtes gegen Preußen enthoben werden. Der Feldzug nach Mähren war das einzige, was die Umstände zu unternehmen gestatteten, weil dadurch der König unentbehrlicher wurde und sich beide Parteien um seine Freundschaft bewerben mußten. Der König entschloß sich dazu, indem er sich jedoch zugleich vornahm, so wenig als möglich von seinen eigenen Truppen, dagegen so viel, als er irgend von seinen Bundesgenossen erlangen konnte, dazu anzuwenden.

Die Sachsen, die damals die Ufer der Sazawa inne hatten, konnten sich am leichtesten einem preußischen Korps, das in Mähren einrückte, anschließen. Von da konnte das kleine Heer auf Iglau marschieren, den dort kommandierenden Fürsten Lobkowitz verdrängen und bis Horn in Niederösterreich treiben. Diese Bewegung sollte entweder Khevenhüller zwingen, von Ségur abzulassen, oder die Hauptarmee der Königin nötigen, von Wittingau, Tabor und Budweis abzuziehen, worauf dann Marschall Broglie keinen Feind mehr vor sich hätte, also Linz zu Hilfe kommen konnte.

Was diesem Plan noch im Weg stand, war, daß man den Dresdener Hof dafür gewinnen mußte, seine Truppen mit den preußischen zu vereinigen. Fürs erste erhielt Feldmarschall Schwerin Befehl, sich der Stadt Olmütz mit dem Heereshaufen, der in Oberschlesien überwintert hatte, zu bemächtigen. Hierauf setzte der König dem Marquis Valory das Ziel dieser Unternehmung und den daraus für Frankreich entspringenden Nutzen auseinander. Da dieses Mittel das einzige war, um die in Linz blockierten Truppen zu retten, so wollte der König nach Dresden reisen. Er ließ Valory einen Tag vorher abreisen, um dort die Gesinnung zu sondieren und auf die zu machenden Vorschläge vorzubereiten. Es wurde verabredet, Valory sollte bei der Ankunft des Königs mit dem Kopf nicken. Dies geschah, und sobald der König die üblichen Komplimente gemacht hatte, unterhielt er sich mit dem Grafen Brühl über sein Vorhaben. Hier nun ein Abriß davon; um ihn jedoch zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Der verstorbene König von Polen, August II., hatte einen Plan zur Teilung der Erbschaft Karls VI. entworfen. Der Wiener Hof hatte davon Wind erhalten. Als Fürst Liechtenstein im Jahre 1735 unter der Regierung Augusts III., mit dessen Minister und Günstling, Graf Sulkowski, er unzufrieden war, durch Dresden reiste, versicherte er dem Grafen Brühl, daß, wenn er ihm den Teilungsplan verschaffen könnte, er und sein Hof alles aufbieten würden, um Sulkowski zu stürzen und Brühl an seine Stelle zu bringen. Dieser beging die Treulosigkeit, den Vorschlag anzunehmen. Er ließ die Schrift abschreiben und überreichte sie dem Fürsten von Liechtenstein. Als sich nun die Sachsen gegen Österreich gerade vor der Ankunft des Königs erklärt hatten, hatte die Königin von Ungarn ein altes Fräulein von Kling nach Dresden geschickt, eine ränkevolle Person, die, früher bei der Erziehung der Königin von Polen mitwirkend, ihren Auftrag mit dem Vorwand einer gewöhnlichen Reise verhüllte, deren Absicht wäre, eine Fürstin wiederzu-

sehen, mit der sie lange Zeit in Verbindung gestanden hatte. Kaum in Dresden angelangt, begab sie sich zu Brühl, holte den Teilungsplan aus der Tasche und sprach zu ihm: »Kennen Sie dies? Versprechen Sie mir auf der Stelle, zu bewirken, daß die Sachsen Böhmen räumen, oder ich entdecke Ihren Verrat und mache Sie unglücklich.«

Brühl versprach, was sie verlangte. Daneben wollte er nur aus Zaghaftigkeit den König nicht unwillig machen; aber es war ihm zuwider, die sächsischen Truppen einem benachbarten Fürsten in die Hände zu geben, den er sechs Monate zuvor seiner Länder hatte berauben wollen. Auch war es ihm nicht recht, dem Kurfürsten von Bayern, dem er die Kaiserkrone mißgönnte, zur Vergrößerung die Hand zu bieten. Nachdem in ihm diese verschiedenen Empfindungen eine Zeitlang gekämpft hatten, siegte die Furcht. Aus Feigheit übergab er dem König die sächsischen Truppen, entschlossen, sie so bald als möglich wieder zurückzuziehen.

Nachmittags hatte er eine Konferenz mit dem König, in der sich Graf Brühl, Graf Moritz von Sachsen, Valory, Desalleurs und Graf Rutowski einfanden. Der König setzte ihnen die ihm am zweckmäßigsten scheinenden Mittel zur Rettung Ségurs und Bayerns auseinander; er hatte dabei eine Karte von Mähren, worauf er ihnen den Plan des Feldzugs erklärte. Seine Absicht ging dahin, die Standquartiere der Österreicher von allen Seiten anzugreifen. Demgemäß sollte Broglie den Prinzen von Lothringen, der die feindliche Armee befehligte, von Frauenberg her angreifen, während die Preußen und Sachsen ihnen bei Iglau in die Flanke fallen würden. Graf Moritz von Sachsen wandte dagegen ein, daß Marschall Broglie nur 16000 Mann habe und daß der Zug nach Iglau aus Mangel an Fourage und Lebensmitteln fehlschlagen müsse. Auf den ersteren Einwand war nichts zu erwidern; was aber den zweiten betraf, so machte sich der König anheischig, nach Prag zu reisen, um mit Séchelles, dem Intendanten der Armee, die Mittel zu verabreden, die Sachsen mit Nahrung zu versorgen.

Heinrich Graf Brühl, churs. Premierminister,
Bleistiftzeichnung Menzels in der Nationalgalerie zu Berlin, nach Silvestre.

Während dieser Verhandlungen trat der König von Polen ins Zimmer. Nach einigen Höflichkeiten wollte der König ihm wenigstens die Ehre antun, ihm zu eröffnen, zu welchem Zweck seine Truppen gebraucht werden sollten. Graf Brühl legte geschwind die Karte von Mähren zusammen. Der König forderte ihm diese wieder ab, breitete sie abermals aus und spielte nun sozusagen den Hausierer, indem er seine Ware so gut als möglich anpries. Er legte besonders darauf Gewicht, daß der König von Polen niemals Mähren erhalten würde, wenn er sich nicht die Mühe gäbe, es zu nehmen. August III. sagte zu allem ja und sah dabei aus, als leuchtete es ihm ein, während sich in seinem Blick Langeweile merken ließ. Brühl, den die Unterhaltung ungeduldig machte, unterbrach sie mit der Bemerkung, die Oper werde sogleich anfangen. Zehn zu erobernde Königreiche hätten den König von Polen nicht eine Minute länger zurückgehalten. Man ging also in die Oper, und der König erlangte, ungeachtet aller Widerreden, eine endliche Entschließung.

Man muß alles beeilen, wenn man eine Festung mit Sturm nehmen will; dasselbe Mittel war an diesem Hof nötig. Am

folgenden Tag, um 6 Uhr morgens, ließ der König den Pater Guarini einladen, der gleichzeitig eine Art Günstling, Minister, Hofnarr und Beichtvater war. Der König sprach mit ihm so, daß er ihn überredete, er wolle nur durch ihn sein Ziel erreichen; die Schlauheit dieses Italieners wurde diesmal von seinem Hochmut überlistet. Pater Guarini begab sich vom König sogleich zu seinem Herrn, den er in dem gefaßten Beschluß vollends bestärkte. Endlich reiste der König von Dresden ab, nachdem er alle Hindernisse beseitigt hatte: den bösen Willen des Grafen Brühl, die Unentschlossenheit Augusts III. und die Einwände des Grafen Moritz von Sachsen, der, wenig nach Bayern fragend, immer noch die Schimären von Kurland im Kopf hatte und meinte, um seinen Hof zu machen, den Preußen, soviel an ihm lag, auf alle mögliche Weise entgegenarbeiten zu müssen.

Als der König in Prag ankam, hielt sich Linz noch; aber Graf Törring hatte sich aus Unvorsichtigkeit von den Österreichern schlagen lassen. Man versuchte nochmals, Marschall Broglie zur Tätigkeit zu bewegen, aber ohne Erfolg. Sogleich verabredete sich der König mit Séchelles wegen der den Sachsen zu liefernden Lebensmittel, und dieser sprach: »Ich will das Unmögliche möglich machen« – Worte, die mit goldenen Buchstaben über den Schreibtisch jedes Armee-Intendanten geschrieben werden sollten. Séchelles begnügte sich nicht damit, es zu versprechen, sondern er hielt auch Wort.

Von Prag begab sich der König nach den Standquartieren in Böhmen, erfuhr unterwegs, daß sich Glatz ergeben hatte, und nahm nun seinen Weg nach Mähren. Er hatte den Ritter von Sachsen und Polastron nach Landskron beschieden, um mit ihnen den Feldzug, den er vorhatte, zu verabreden. Polastron war ganz in Andacht versunken und schien mehr geeignet, seinen Rosenkranz abzubeten, als in den Krieg zu ziehen. Der König begab sich von da nach Olmütz, das Feldmarschall Schwerin schon besetzt hatte. Dort sollten die Magazine angelegt werden, aber Séchelles fehlte dabei. Der

König hielt sich in dieser Stadt zu kurze Zeit auf, um dem Übel zu steuern, und man traf in der Eile die möglichsten Maßnahmen.

Während sich der König in Olmütz befand, kam ein gewisser Pfütschner, Geheimer Rat des Großherzogs von Toskana, an; er hatte Aufträge, von seiten des Wiener Hofes Vorschläge zu machen. Der König überließ sich zu sehr seiner Lebhaftigkeit, und ohne anzuhören, was Pfütschner zu sagen hatte, sprach er zu ihm, ohne Punkt und Komma in seiner Rede anzubringen; ein unverzeihlicher Fehler bei Unterhandlungen, in denen die Klugheit gebietet, den Gegner ruhig zu vernehmen und nur abgewogen und gemessen zu antworten. Er hielt ihm vor, daß sein Hof den Waffenstillstand von Kleinschnellendorf auf alle Weise verletzt habe, und ermahnte die Königin, sich bald mit ihren Feinden zu vergleichen. Pfütschner setzte den König von der schimpflichen Kapitulation, die Ségur in Linz unterzeichnet hatte, in Kenntnis, wovon der König Gelegenheit nahm, neue Gründe zur Beschleunigung des Friedens vorzubringen, indem er ihm sagte, daß die Engländer nur ihren eigenen Vorteil im Auge behielten und die Königin dem Gewinn, den sie aus ihrem Handel zögen, opfern würden. Pfütschner verschluckte daraufhin alles, was er vorzubringen beauftragt war, und man kam beiderseits überein, durch einen Kanonikus Giannini einen geheimen Briefwechsel zu unterhalten.

Während dieser Vorfälle kam die Nachricht von Frankfurt am Main an, daß der Kurfürst von Bayern gewählt und unter dem Namen Karl VII. als Kaiser gekrönt worden sei.

Der Wiener Hof blieb unterdessen nicht müßig. Er unterhandelte fleißig, verabsäumte aber auch nichts, um sich durch die möglichste Kraftentwicklung der vielen Feinde zu entledigen. In Ungarn wurden 15 000 Mann reguläre Truppen ausgehoben; außerdem wurde die Insurrektion ausgeschrieben, und etwa 40 000 Mann wurden aufgeboten. Man beabsichtigte, daraus zwei Heereshaufen zu bilden, deren

einer über Hradisch in Mähren eindringen, der andere durch den Paß bei Jablunka in Oberschlesien der preußischen Armee in den Rücken kommen sollte, während der Prinz von Lothringen aus Böhmen vordringen würde, um des Königs Truppen von vorn anzugreifen. Der König hatte nur die Hälfte der Truppen, die in Oberschlesien überwintert hatten – 15 000 Mann –, mitgenommen und stieß mit ihnen zu den Franzosen und Sachsen bei Trebitsch. Ein anderes Korps beorderte er nach Wischau, Hradisch, Kremsier und den ungarischen Grenzen, um seine Operationen zu decken.

Durch die Langsamkeit und den schlechten Willen der Sachsen gingen dabei Tage und sogar Wochen verloren, was der Ausführung sehr zum Nachteil gereichte. Ein einziges Beispiel wird genügen, dies zu beweisen. Budischau ist ein reiches, schön eingerichtetes Lustschloß, einem Grafen Paar gehörig; aus Höflichkeit wurde dieses Quartier den Sachsen überwiesen. Graf Rutowski und der Ritter von Sachsen gefielen sich dort so sehr, daß man sie nicht bewegen konnte, ihre Truppen marschieren zu lassen. Sie blieben drei Tage. Dieser Aufenthalt verursachte, daß Fürst Lobkowitz Zeit gewann, seine Magazine aus Iglau fortzuschaffen, und als die Bundesgenossen anrückten, wich er auf Wittingau zurück. Die Sachsen besetzten Iglau, aber es war unmöglich, sie zum Vorrücken zur Thaya hin oder gegen Horn in Österreich zu bewegen. Die meisten Generale, die Hilfsheere befehligen, kommen in die Lage, daß ihre Pläne an Ungehorsam und Unpünktlichkeit scheitern. Die Sachsen, die bei diesem Feldzug am meisten beteiligt waren, waren eben diejenigen, die die größte Unzuverlässigkeit zeigten, um ihn mißlingen zu lassen.

Diese Hindernisse nötigten den König, seine Dispositionen zu ändern. Er gab den Sachsen die Quartiere nahe bei Böhmen, und die Preußen besetzten die Ufer der Thaya von Znaim an bis Göding, welches Städtchen an der ungarischen Grenze liegt. Bald darauf ging eine Abteilung von 5000

Mann von Znaim ab und fiel in Oberösterreich ein; der Schrecken darüber verbreitete sich bis vor Wien. Der Hof rief sogleich 10 000 Mann aus Bayern zurück, um die Hauptstadt zu schützen. Zietens Husaren drangen bis Stokkerau vor, eine Poststation vor Wien. Dieser Einbruch machte den Truppen Freude, weil sie Überfluß an Lebensmitteln fanden. Die Sachsen hingegen waren in ihren Quartieren unmutig; sie sahen überall den Feind, die Furcht malte ihnen alles größer vor, sie baten, man möge Preußen in diese Quartiere verlegen, und dies wurde ihnen bewilligt.

Polastron, der durch Befehle Marschall Broglies aus Böhmen abberufen worden war, hatte die Armee verlassen, so daß sie sich nur noch auf kaum 30 000 Mann belief.

Der König entdeckte durch aufgefangene Briefe, daß die Ungarn anfingen, sich an den Grenzen Mährens zu sammeln. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren, man mußte diese Truppen zerstreuen, ehe ihre Zahl zu ansehnlich wurde. Diesen Auftrag erhielt Prinz Dietrich von Anhalt, der mit zehn Bataillonen, ebenso vielen Schwadronen und 1000 Husaren in Ungarn einfiel, drei Quartiere der Panduren aufhob, 1200 Mann gefangennahm, und über das Königreich so großen Schrecken verbreitete, daß ein Teil der Miliz auseinanderlief.

Als dieser Zug so glücklich beendet war, kam der Prinz in der Gegend von Brünn wieder zur Armee zurück, denn die Sachsen befanden sich jetzt in Znaim, Laa, Nikolsburg und die Preußen in Pohrlitz, Austerlitz, Seelowitz und in der Gegend von Brünn. Man hatte den König von Polen um grobes Geschütz ersucht, um diese Stadt zu belagern; dieser verweigerte es aber aus Mangel an Geld. Er hatte eben 400 000 Taler ausgegeben, um einen großen grünen Diamanten zu kaufen; er wollte die Sache, versagte aber die Mittel dazu.

Der Feldzug des Königs scheiterte also durch eine Menge Ursachen: Ségur ließ sich fangen, ehe man ihm zu Hilfe kommen konnte; Broglie war wie gelähmt; Brühl fürchtete

mehr das Fräulein von Kling, als er sich um Mähren kümmerte, und August III. wollte ein Königreich haben, aber sich nicht die Mühe geben, es zu erobern. Ohne Brünn einzunehmen, konnten sich aber die Bundesgenossen nicht in Mähren halten. Das Schlimmste war, daß der König durchaus nicht auf die Treue der Sachsen bauen konnte und zu erwarten hatte, daß sie ihn bei Annäherung des Feindes im Stich lassen würden. An einem schönen Tag, als man auf nichts weniger gefaßt war, verließen die Sachsen ihre Quartiere und warfen sich eiligst auf die Standorte der Preußen; 1000 österreichische Husaren hatten ihnen einen panischen Schreck eingejagt. Man verschaffte ihnen Quartiere, und Brünn wurde noch enger eingeschlossen.

Der Kommandant dieser Festung war ein einsichtsvoller Mann. Er schickte verkleidete Leute aus, um die Dörfer, in denen die Truppen lagen, in Brand zu stecken. Jede Nacht gab es Feuersbrünste; mehr als 16 Vorwerke, Dörfer und Weiler wurden so ein Raub der Flammen. Eines Tages griffen 3000 Mann von der Brünner Besatzung das Regiment Truchseß im Dorf Lösch an. Dieses Regiment verteidigte sich fünf Stunden mit einer bewundernswerten Standhaftigkeit und Tapferkeit. Das Dorf wurde abgebrannt, aber die Feinde wurden zurückgeworfen, ohne den geringsten Vorteil davonzutragen. General Truchseß, Oberstleutnant Varenne und einige Offiziere wurden dabei verwundet und bedeckten sich mit Ruhm.

Die Anstrengungen, die man gemacht hatte, um Ségur zu befreien, zogen natürlich die Österreicher nach Mähren hin; der Herzog von Lothringen setzte sich in Bewegung, um Brünn zu entsetzen. Man mußte einen Sammelplatz für die Truppen wählen, der zugleich ein vorteilhafter Lagerplatz war; diese Eigenschaften fanden sich vereinigt im Terrain bei der Stadt Pohrlitz. Der König teilte dem Ritter von Sachsen seinen Plan mit, den Feind in dieser Position zu erwarten, und er konnte mit um so größerer Sicherheit ausgeführt werden, als der König durch sechs Bataillone und 30 Schwadro-

nen verstärkt wurde. Der Ritter gab eine zweideutige Antwort, die schon auf Entschuldigung etwaigen Ungehorsams vorbereitete. Der scheinbare Grund, den er anführte, stützte sich auf die Zahl seiner Truppen, die er nur mit 8000 Mann angab. Da auf die sächsischen Truppen nicht sehr zu bauen war, so erwog der König genau die Lage, in der er sich befand. Seine eigenen Truppen bestanden nur aus 26 000 Mann; das waren die einzigen, auf die er rechnen konnte, und sie waren zuwenig, um dem Herzog von Lothringen die Spitze zu bieten. Wozu sollte man am Ende darauf bestehen, Mähren zu erobern, da der König von Polen, der es haben sollte, sich so gleichgültig zeigte? Es blieb also nichts weiter zu tun, als sich zu den preußischen Truppen, die in Böhmen standen, zurückzuziehen. Um Olmütz und Oberschlesien zu decken, konnte man sich der Armee des Fürsten von Anhalt bedienen, die bei Brandenburg überflüssig wurde. Dieser erhielt sogleich Order, sein Heer zu teilen und einen Teil nach Chrudim in Böhmen abzusenden und 17 Bataillone und 35 Schwadronen nach Oberschlesien zu führen, wo sein Sohn, Prinz Dietrich, mit den Truppen, die der König in jenen Gegenden lassen würde, zu ihm stoßen sollte.

Aller dieser Dispositionen ungeachtet, befand sich der König in einer mißlichen Lage. Er hatte alle Ursache zum Mißtrauen gegen die Sachsen; aber ihre Treulosigkeit war noch nicht offenbar genug. Broglie zog ihn aus dieser Verlegenheit, indem er die sächsischen Truppen zu seiner Verstärkung forderte, und zwar, wie er vorgab, gegen den Prinzen von Lothringen, der ihn auf dem Zug nach Mähren angreifen wollte. Der König tat, als ob er dem falschen Bericht Marschall Broglies Glauben schenke, um seine verdächtigen Bundesgenossen loszuwerden.

Der Rückzug aus Mähren wurde beschlossen. 15 Schwadronen und 12 Bataillone folgten dem König nach Böhmen, 25 Schwadronen und 19 Bataillone blieben unter dem Befehl des Prinzen Dietrich in einem vorteilhaften Lager bei

Olmütz, wo der Prinz sich hätte halten können, wenn Feldmarschall Schwerin für die Herbeischaffung hinlänglicher Lebensmittel für die Truppen gehörig gesorgt hätte. Bülow, der als sächsischer Minister den König begleitete, sprach zu ihm, als dieser im Begriff war, Mähren zu verlassen: »Aber Sire, wer wird denn meinem Herrn die Krone von Mähren aufsetzen?«

Der König erwiderte ihm, Kronen seien nur mit grobem Geschütz zu erwerben, und die Schuld liege nur an Sachsen, das kein Geschütz geliefert habe, um Brünn einzunehmen.

Nunmehr fest entschlossen, künftig nur Truppen anzuführen, über die er verfügen könnte und die zu gehorchen verstünden, setzte der König seinen Zug über Zwittau und Leitomischl fort und langte am 17. April in Chrudim beim Prinzen Leopold an, wo er seinen Truppen Erholungsquartiere verschaffte. Auf diesem Rückzug erlitten die Sachsen einen kleinen Unfall: die feindlichen Husaren nahmen ihnen ein Bataillon, das die Nachhut bildete, gefangen. Vergebens wollte man sie überreden, zu den Franzosen zu stoßen; sie zogen durch die preußischen Quartiere durch, um im Saazer Kreis an den Grenzen des Kurfürstentums zu kantonnieren. Durch ihren Abfall geschwächt, blieben die Franzosen in Pisek ohne Hilfe. Die Last des Krieges lag allein auf den Schultern der Preußen, und die Feinde schöpften aus der Schwächung der Bundesgenossen die angenehmsten Hoffnungen auf Erfolg.

Während sich die Preußen in Böhmen von ihren Strapazen erholten, die Franzosen in Pisek schlummerten und die Sachsen sich aufs schleunigste von den Kriegsgefahren entfernten, rückte der Prinz von Lothringen wieder in Mähren ein. Prinz Dietrich von Anhalt bot ihm bei Wischau die Schlacht an. Seine Stellung war so gut gewählt, daß die Truppen der Königin nicht wagten, auf ihn einzudringen. In dieser Position blieben die Preußen und verließen sie erst, als die letzte Tonne Mehl aus ihren Magazinen aufgezehrt war.

Nun zog Prinz Dietrich über die mährischen Gebirge und schlug sein Lager zwischen Troppau und Jägerndorf auf, ohne daß die feindliche Armee die Absicht blicken ließ, ihm zu folgen. Auf diesem Rückzug hatten die neu ausgehobenen Nassauer Dragoner ein Gefecht bei Napagedl mit den österreichischen Husaren, worin sie sich durch Tapferkeit und gute Haltung auszeichneten. Gleichzeitig schlug sich das Regiment Kannenberg zwischen Prerau und Grätz durch 3000 Feinde durch und erwarb sich großen Ruhm. Die kantonierenden Gendarmen wurden in der Nacht in einem Dorf angegriffen, das der Feind in Brand gesteckt hatte. Die Hälfte der Schwadronen schlug sich zu Fuß inmitten der Flammen, um den anderen Zeit zu verschaffen, aufzusitzen; dann fielen sie über die Österreicher her, schlugen sie und nahmen ihnen Gefangene ab; ein Major Bredow befehligte sie.

Diese Begebenheiten sind von keinem Belang; aber warum soll man so tapfere Taten der Vergessenheit überlassen, besonders in einem Werk, das die Dankbarkeit dem Ruhm jener tapferen Truppen widmet?

Wenn man aber das schlechte Einverständnis unter den Bundesgenossen, die erbärmlichen Generale, die die Franzosen befehligten, die Schwäche ihrer Armee gegen die noch schwächere kaiserliche genauer betrachtete – was ließ sich von einem solchen Krieg wohl anders denken, als daß die weiten Pläne des Kabinetts von Versailles, die im vorigen Jahr in Erfüllung zu gehen schienen, jetzt mehr als zweifelhaft waren?

Solche Ahnungen, die sich auf Tatsachen gründeten, erinnerten den König, sich nicht zu tief in dieses Labyrinth einzulassen, sondern den Ausweg so bald als möglich zu suchen. Noch viele andere Gründe kamen zu den angegebenen hinzu, um die Friedensunterhandlungen mit der Königin von Ungarn wieder anzuknüpfen. Lord Hinford wurde mit der Vermittlung dieses Ausgleichs beauftragt. Er war dazu geeigneter als jeder andere, weil er schon an der Ver-

söhnung beider Mächte gearbeitet hatte und weil seine Eigenliebe dabei beteiligt war, das Werk zu krönen. Er fand den Wiener Hof weniger nachgiebig als früher. Der Vorfall bei Linz, die Räumung Mährens und der Abfall der Sachsen gaben ihm seinen alten Trotz wieder; auch faßte er durch geheime Unterhandlungen in Versailles wieder weitschauende Pläne. Immer hat der Geist des Wiener Hofes dem rohen Natureindruck nachgegeben. Übermütig im Glück und kriechend im Unglück, hat er sich nie die Mäßigung angeeignet, die die Menschen gegen die Güter und die Leiden, die der Zufall austeilt, stark macht. Diesmal hatten Hochmut und Verschmitztheit die Oberhand. Der schlechte Erfolg dieses Versuchs Lord Hyndfords bestärkte den König mehr als je in seiner Ansicht, daß eine Friedensunterhandlung mit Österreich nicht eher gelingen könne, als bis man es erst recht geschlagen hätte. Ein starkes und erfrischtes Heer lud ihn ein, das Glück der Waffen zu versuchen. Es bestand aus 34 Bataillonen und 60 Schwadronen, in allem ungefähr 33 000 Mann.

Bevor man zu diesem entscheidenden Schritt kam, gab es einen Ministerwechsel in England. Diese unruhige und freie Nation war mit der Regierung unzufrieden, weil der westindische Krieg zu ihrem Nachteil ausfiel und weil Großbritannien auf dem Festland nicht die angemessene Rolle spielte. Man schlug die Minister und meinte den König; er wurde genötigt, Walpole zu entlassen, und Lord Carteret trat an seine Stelle. Ein ähnlicher Ausbruch der Unzufriedenheit kostete im vorigen Jahrhundert Karl I. das Leben; jener war das Werk des Fanatismus, der Fall Walpoles darf nur einer Parteikabale zugeschrieben werden. Alle großen Herren wollten gern ins Ministerium treten; Walpole hatte seine Stelle lange Zeit inne. Nach seinem Sturz bewirkte die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges eine neue Gärung in der Herrschsucht der Großen. Daher kam es, daß nunmehr das Ministerium aus einer Hand in die andere ging und von allen Ämtern jenes Reiches das unbeständigste wurde.

Kardinal Fleury war über diesen Wechsel sehr unzufrieden; er einigte sich leicht mit Walpoles gemäßigtem Verfahren und fürchtete alles von Carterets Heftigkeit, der, ein zweiter Hannibal, allem, was Franzose hieß, den unversöhnlichsten Haß geschworen hatte. Dieser Engländer bestätigte vollkommen die Meinung, die man von ihm hatte; er zahlte der Königin von Ungarn Subsidien, nahm sie unter seinen Schutz, ließ englische Truppen nach Flandern übersetzen, und um die Zahl der Feinde Österreichs zu vermindern, bot er dem König an, ihm einen vorteilhaften Frieden zu verschaffen. Dieses Anerbieten wurde mit Dank aufgenommen, obgleich der König fest entschlossen war, den Frieden nur der Tapferkeit seiner Truppen verdanken zu wollen, um

nicht auf ungewisse Unterhandlungen seine Hoffnungen zu setzen.

Broglie, der sich mit einem Dutzend Herzögen und Pairs und 10 000 Mann in Pisek befand, bewirkte durch seine Vorstellungen, daß der Kardinal sich entschloß, ihm einige Hilfstruppen zu senden. Man berief sie erst im April, und sie kamen zu spät an; ein oft den Franzosen vorgeworfener Fehler, nicht zeitig genug ihre Vorkehrungen zu treffen. Als Freunde Österreichs waren sie schuld, daß diese Belgrad verloren; jetzt, als Feinde, taten sie ihnen nichts; jener Frieden glich einem Krieg, und dieser Krieg einem Frieden. Durch dieses kraftlose Benehmen richteten sie die Angelegenheiten des Kaisers zugrunde und brachten es dahin, daß ihre Bundesgenossen sie aus Klugheit verließen. In dieser Zeit besaß Frankreich keine großen Männer; die eines Ludwig XIV. hatte deren eine Menge hervorgebracht. Die Staatsverwaltung eines Priesters vernichtete die Armee. Unter Mazarin wuren es Helden, unter Fleury sybaritische Höflinge.

Begebenheiten vor der Schlacht bei Chotusitz
Schlachtplan · Schlacht bei Sahay
Belle-Isle kommt ins preußische Lager
und reist nach Sachsen ab
Breslauer Friede

Die Armee des Königs in Böhmen war in drei Abteilungen geteilt: 16 Bataillone und 20 Schwadronen deckten das Hauptquartier in Chrudim; 10 Bataillone und 20 Schwadronen unter dem Oberbefehl von Jeetze standen in der Gegend von Leitomischl, und mit einer gleichen Anzahl hielt Kalckstein Kuttenberg besetzt. Die drei Korps konnten in zweimal 24 Stunden zusammenrücken. Außerdem waren noch zwei Bataillone in der Festung Glatz, ein Bataillon bewachte die Magazine in Königgrätz und drei andere deckten die Vorräte zu Pardubitz, Podiebrad und Nimburg, so daß die Elbe in Parallellinie hinter den preußischen Quartieren hinlief; und die Magazine waren so verteilt, daß die Armee, von welcher Seite auch der Feind kommen mochte, ihm entgegenrücken konnte. Der Fürst von Anhalt, stärker, als nötig war, da er keinen Feind vor sich hatte, behielt 18 Bataillone und 60 Schwadronen, um Oberschlesien zu decken, und schickte den General Derschau mit 8 Bataillonen und 30 Schwadronen ab, um die böhmische Armee zu verstärken.
Diese Verstärkung war noch auf dem Marsch, als man erfuhr, daß der Prinz von Lothringen aus Mähren aufgebrochen sei, und durch Deutsch-Brod und Zwittau marschierte, um in Böhmen einzudringen. Man erfuhr sogar, Feldmarschall Königsegg, der dieses Heer eigentlich befehligte, habe geäußert, man müsse geradezu auf Prag losrücken und die Preußen unterwegs bekämpfen. Er hielt sie nur 15 000 Mann stark und seine Übermacht für ansehnlich genug, ein so schwaches Korps ohne Gefahr anzugreifen. Viele Leute ver-

urteilten den Feldmarschall, daß er, in den eigenen Staaten der Königin Krieg führend, doch so schlecht unterrichtet war. Der Fehler lag nicht bloß an ihm; Böhmen war damals mehr bayerisch als österreichisch gesinnt; auch waren die Preußen sehr wachsam und beobachteten aufmerksam alle Personen, die sie verraten könnten, und überhaupt kamen bald Truppen an, bald zogen Truppen ab, so daß diese verwickelten Operationen von Landleuten oder dem gemeinen Volk nicht klar verstanden werden konnten. Königsegg wurde auch von den Spionen schlecht bedient; aber man darf doch sein Verfahren nicht leichthin beurteilen. Dieser General glaubte vielleicht, wenn Neipperg infolge begangener Fehler bei Mollwitz geschlagen worden sei, gebe dies noch keinen Grund ab, die Preußen für unüberwindlich zu halten, und sein Plan war gut, die Preußen so unterwegs abzufertigen und Prag eiligst einzunehmen.

Als die Österreicher sich näherten, hatte der König die Wahl, entweder hinter die Elbe zu rücken oder dem Fürsten von Lothringen entgegenzugehen und ihm eine Schlacht zu liefern. Das letztere wurde vorgezogen, nicht bloß als der ruhmvollste, sondern auch als der nützlichste Entschluß, weil er den Frieden beschleunigen sollte; die Unterhandlungen machten, wie gesagt, einen entscheidenden Schlag nötig. Die Armee des Königs wurde sogleich (13. Mai) bei Chrudim, das deren Mittelpunkt bildete, zusammengezogen; der rechte Flügel lehnte sich an Medleschitz und der linke an das Flüßchen Chrudimka. Die Kundschafter, die Spione und die Überläufer des Feindes berichteten, der Prinz von Lothringen werde diesen Tag in Setsch und Bojanow lagern und wolle da bis zum 15. bleiben. Man erfuhr aus anderen Quellen, daß eine Abteilung des Feindes Czaslau besetzt hatte und ein anderes Korps auf Kuttenberg marschierte, wie auch, daß dessen Husaren die Brücke in Kolin besetzt hätten.

Der Plan Königseggs schien zu sein, das preußische Magazin zu Nimburg wegzunehmen und dann auf Prag zu marschie-

ren. Um dies zu vereiteln, rückte der König am 15. mit dem Vortrab, dem die Armee folgte, aus, um den Posten bei Kuttenberg als erster zu erreichen. Dieser Marsch mußte beschleunigt werden, um die Bäckerei für die Armee zu Podiebrad einzurichten. Dieser Vortrab bestand aus zehn Bataillonen, ebenso vielen Dragoner- und ebenso vielen Husarenschwadronen. Der König lagerte seine Truppen auf den Höhen von Podhorschau bei Chotieborsch, wo sich dieses Korps, obwohl es schwach war, doch auf einem nicht zu erobernden Posten befand. Um das Terrain näher kennenzulernen, ritt der König auf Entdeckung aus und bemerkte von einer Anhöhe herab ein Korps von etwa 7000–8000 Mann, das eine halbe Meile entfernt bei Wilimow lagerte. Aus dem Marsch des Prinzen von Lothringen auf dieses Korps zu schließen, war zu vermuten, daß dies Fürst Lobkowitz sein könne, der von Budweis käme, um zur großen Armee zu stoßen. Prinz Leopold, der hinter dem König nachzog, erhielt Befehl, am folgenden Tag vorzurükken, damit beide Korps bei der Hand wären, einander beizustehen.

Indessen erblickte man in der Gegend von Podhorschau viele kleine Abteilungen, die der Feind wahrscheinlich ausschickte, um diesen Lagerplatz zu rekognoszieren. Die preußischen Patrouillen waren die ganze Nacht in Bewegung, die Kavalleriepferde gesattelt und die Soldaten in ihren Kleidern, so daß der Vortrab vor einem Überfall gesichert war. Am folgenden Morgen (16. Mai) bei Tagesanbruch berichteten die Husaren, daß das gestern bei Wilimow gesehene Lager verschwunden sei. Die Truppen, die man für die des Fürsten Lobkowitz gehalten hatte, waren in Wirklichkeit der Vortrab des Prinzen von Lothringen, der, um nichts aufs Spiel zu setzen, sich bei der Annäherung der Preußen zurückgezogen hatte.

Sobald Erbprinz Leopold durch das Defilee bei Herschmanmiestetz gekommen war, setzte der Vortrab seinen Marsch fort. Der König wählte unterwegs eine Position für die

Armee und wies den Prinzen Leopold an, den rechten Flügel in Czaslau und den linken an das Dorf Chotusitz zu lagern. Der Vortrab war nur um eine halbe Meile vor der Armee; er nahm sein Quartier zwischen Neuhof, zur Rechten der preußischen Armee, und Kuttenberg; man fand in dieser Stadt gebackenes Brot, das für die Österreicher bereitet war, und allerlei Bedarf für die Truppen. Der Vortrab sollte sich auf ein durch drei Kanonenschüsse gegebenes Zeichen auf den Höhen von Neuhof versammeln, was leicht auszuführen war, weil die entferntesten Regimenter nicht einmal eine Viertelmeile von den anderen standen. Prinz Leopold sandte gegen Abend einen Offizier, der dem König berichtete, da der Marsch der Armee durch die Artillerie und das Gepäck aufgehalten worden sei, so wäre er erst bei untergehender Sonne beim Lager angelangt, was ihn gehindert habe, Czaslau zu nehmen, und daß er erfahren habe, Prinz Karl von Lothringen lagere bei Wilimow, eine Meile vom preußischen Lager.

All dies bereitete die Schlacht vor, die geliefert werden sollte. In dieser Absicht rückte der König am 17. früh um 4 Uhr aus, um zum Prinzen Leopold zu stoßen. Als man auf die Höhen von Neuhof kam, entdeckte man die ganze österreichische Armee, die während der Nacht Czaslau erreicht hatte und in vier Kolonnen vorrückte, um die Preußen anzugreifen. Die Preußen standen auf einer Ebene, die links an den Sbislauer Tiergarten stößt; zwischen diesem und dem Dorf Chotusitz war der Boden sumpfig und von mehreren kleinen Bächen durchschnitten. Die rechte Seite endete in der Nähe von Neuhof und lehnte sich an eine Reihe Teiche mit einer Anhöhe vorn. Der König ließ dem Feldmarschall Buddenbrock sagen, er solle mit seiner Kavallerie jene Anhöhe besetzen. Prinz Leopold erhielt Befehl, schleunigst die Zelte abzubrechen, zwei Drittel der Infanterie in das erste Treffen zu stellen und auf der rechten Seite der zweiten Linie Raum zu lassen, um dort die Infanterie des Vortrabs aufzustellen. Der ganze Vortrab – sowohl Infanterie als

Kavallerie – kam in größter Eile herbei, um sich der Armee anzuschließen. Die Dragoner wurden in der zweiten Linie zum Flügel, den Feldmarschall Buddenbrock befehligte, und die Husaren an den Seiten aufgestellt; in der dritten Linie bildete die Infanterie die Flanke und die zweite Linie des rechten Flügels; denn die Preußen hatten in der Schlacht bei Mollwitz erfahren, wie wichtig es sei, die Flanken zu schützen.

Kaum war der Vortrab bei der Armee, als die Kanonade begann. 82 Geschütze unterhielten von seiten der preußischen Armee ein ziemlich lebhaftes Feuer. Feldmarschall Buddenbrock hatte auf der Höhe, die vor ihm lag, seinen Flügel Kavallerie aufgestellt, so daß dieser rechts über den Prinzen von Lothringen hinausreichte. Er griff den Feind mit solcher Heftigkeit an, daß er alles, was er vor sich fand, niederwarf. Der Staub war ungeheuer und verursachte, daß seine Reiterei nicht die Vorteile, wie man erwarten durfte, nützen konnte.

Die neu errichteten Bronikowskischen Husaren gehörten zum Vortrab des Königs; die Kavallerie kannte sie nicht; sie waren grün gekleidet und man hielt sie für Feinde. Da erhob sich ein Geschrei: »Wir sind abgeschnitten!«, und das erste siegreiche Treffen floh in großer Unordnung.

Graf Rothenburg, der bei den Dragonern der zweiten Linie war, schlug unterdessen ein zahlreiches feindliches Korps, das noch standgehalten hatte; dann fiel er der österreichischen Infanterie in die Flanke, richtete sie übel zu und hätte sie in die Pfanne gehauen, wenn nicht einige Kürassiere und Husaren ihm in den Rücken und in die Seite gefallen wären. Rothenburg wurde verwundet, und seine in Verwirrung geratene Schar zog sich mit Mühe aus dem Handgemenge zurück. Die Kavallerie sammelte sich unterdessen wieder, und als sich der Staub gelegt hatte, sah man auf dem Schlachtfeld, wo sich so viele Truppen geschlagen hatten, nur noch fünf feindliche Schwadronen: nämlich Württemberg-Dragoner, die Bretlach befehligte.

Während des Reitergefechts zeigte sich ein gewisses Schwanken in der feindlichen Infanterie, das deren Unentschlossenheit deutlich machte, als Königsegg beschloß, mit seinem rechten Flügel auf den linken preußischen einzudringen. Dieser Entschluß war verständlich, weil Prinz Leopold zu sehr gezörgert hatte, seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen, und daher nicht Zeit hatte, für diesen linken Flügel ein vorteilhaftes Terrain zu wählen. In der Eile hatte er das Dorf Chotusitz mit Truppen belegt; das Regiment Schwerin besetzte es, aber nicht gehörig und ohne Beachtung der Regeln; sein Regiment stand links von diesem Dorf, aber ins Freie auslaufend, weil er, ohne erst die Beschaffenheit des Bodens zu untersuchen, voraussetzte, die Kavallerie des linken Flügels würde den Raum zwischen seinem Regiment und dem Sbislauer Tiergarten einnehmen; allein da dieser Boden von Bächen sehr durchschnitten ist, so war es der Kavallerie unmöglich, ihn zu besetzen, und daher war der linke Flügel ohne Deckung.

Dennoch versuchte die Kavallerie aus Eifer das Unmögliche; sie zog teilweise durch das Dorf Chotusitz, teilweise über Brücken, um sich aufzustellen. Als sie in freies Gelände kam, fand sie Batthyany mit der österreichischen Kavallerie in voller Stellung vor sich. Jetzt drangen die Regimenter Prinz August Wilhelm, Alt-Waldow und Bredow durch die erste und zweite feindliche Linie, hieben die ungarischen Infanterieregimenter Palffy und de Vettes, die die österreichische Reserve bildeten, zusammen, und als sie wahrnahmen, daß ihr Eifer sie zu weit getrieben hatte, schlugen sie sich wieder durch die zweite und dann durch die erste Linie der feindlichen Infanterie und kehrten so mit Siegeszeichen beladen zur Armee zurück.

Das zweite Treffen des linken Flügels der preußischen Kavallerie wurde durch ein österreichisches Korps angegriffen, sowie es aus Chotusitz herauskam. Es hatte nicht Zeit, sich aufzustellen, und wurde einzeln geschlagen. Als Königsegg merkte, daß durch das Zurückdrängen der Kavallerie das

Regiment Leopolds sich an nichts mehr stützte, leitete er alle Anstrengungen seiner Infanterie auf diese Seite. Das Regiment wurde genötigt, zurückzuweichen; der Feind nützte diese Bewegung, um Chotusitz in Brand zu stecken. Damit beging er eine große Torheit, weil man kein Dorf verbrennen soll, das man einnehmen will, da die Flammen dies dann verhindern; es ist nur klug, ein Dorf in Brand zu stecken, wenn man es verläßt, damit der verfolgende Feind dadurch aufgehalten wird. Das Regiment Schwerin bemerkte schnell genug das Feuer, verließ das Dorf und bildete nun die Flanke des linken Flügels; das Feuer wurde gleichsam eine Scheidewand, die die beiden Armeen von dieser Seite abhielt, einander anzugreifen. Ungeachtet dieses Hindernisses griff der Feind den linken Flügel der Preußen rechts vom Dorf an. Unter anderem wollte ein ungarisches Infanterieregiment mit gezogenem Säbel in dieses Treffen eindringen; dieser Versuch gelang so übel, daß Soldaten und Offiziere sowie das Regiment Leopold Daun vor den preußischen Bataillonen niederstürzten, als wenn sie die Waffen gestreckt hätten; solch furchtbare Gewalt übte jetzt das Gewehrfeuer aus. Diesen Augenblick nützte der König, um schnell auf die linke Flanke der österreichischen Infanterie loszugehen, und diese Bewegung entschied den Sieg. Die Feinde wichen auf ihren rechten Flügel zurück, wo sie sich an die Doubrawa gedrängt sahen; sie waren so auf ein Terrain geraten, auf dem sie nicht fechten konnten, und so entstand bei ihnen allgemeine Verwirrung. Das ganze Feld war mit Flüchtlingen bedeckt, Feldmarschall Buddenbrock verfolgte sie lebhaft auf dieser Flucht und setzte ihnen mit 40 Schwadronen und 10 Bataillonen bis eine Meile weit vom Schlachtfeld nach.

Die Siegeszeichen der Preußen bestanden in 18 Kanonen und 2 Fahnen; sie machten auch 1200 Gefangene. Obgleich diese Schlacht nicht zu den größten gehört, so verlor doch der Feind eine Menge Offiziere, und wenn man ihren Verlust an Toten, Gefangenen, Verwundeten und Überläufern

schätzen wollte, so dürfte man ihn ohne Übertreibung auf 7000 veranschlagen. Man hätte ihnen auch viele Standarten abgenommen, wenn sie diese nicht hinten unter der Obhut von 300 Reitern gelassen hätten. Die Preußen verloren deren elf, was um so weniger überraschen kann, als die österreichische Kavallerie damals geübt war, zu Pferd zu schießen. Sie wurde immer geschlagen, aber die Angreifer verloren dabei viele Pferde. Die Zahl der Toten auf preußischer Seite betrug 900 Mann Kavallerie und 700 Mann Infanterie; etwa 2000 waren verwundet. Die Generale Werdeck und Wedell, die Obersten Bismarck, Malzahn, Kortzfleisch und Pritz verloren dabei das Leben auf ruhmvolle Weise, und die Truppen vollbrachten Wunder der Tapferkeit.

Der Kampf hatte nur drei Stunden gedauert. Die Schlacht bei Mollwitz war lebhafter, erbitterter und in Hinsicht der Folgen wichtiger gewesen. Wenn die Preußen bei Chotusitz geschlagen worden wären, so hätte es dem Staat nicht an Rettungsmitteln gefehlt, aber durch den errungenen Sieg wurde der Friede erreicht.

Die Anführer beider Parteien machten Fehler, die zu untersuchen nützlich ist, um nicht ähnliche wieder zu begehen. Beginnen wir mit Königsegg. Er faßte den Plan, die Preußen zu überfallen, besetzte in der Nacht Czaslau, und seine leichten Truppen scharmützelten bis Sonnenaufgang mit den preußischen Feldwachen. Beabsichtigte er damit, sie munter zu erhalten und vor Überraschung zu schützen oder ihnen seinen Plan zu entdecken? Am Schlachttag (dem 17.) konnte er mit Tagesanbruch auf das Lager des Prinzen Leopold eindringen, wohin der König erst um 6 Uhr gelangte. Was tat er? Er wartete bis 8 Uhr morgens, ehe er sich in Bewegung setzte, und unterdessen war der Vortrab schon da. Welche Fehler machte er in der Schlacht selbst? Er ließ den Feldmarschall Buddenbrock eine vorteilhafte Anhöhe besetzen, von der her die preußische Reiterei auf seinen linken Flügel eindrang und ihn niederstreckte; er nahm Chotusitz, und statt dies zu nützen, um ganz die linke Flanke seines

Feindes zu schlagen, gab er diesen Vorteil auf, indem er es in Brand steckte und selbst seine Truppen hinderte, durchzuziehen. Dadurch wurde der linke Flügel der Preußen geschützt. Er heftete seine ganze Aufmerksamkeit auf seinen rechten Flügel und vernachlässigte den linken, worauf der König diesen überflügelte und bis zur Doubrawa zurückdrängte, wo die Verwirrung dieses Flügels sich auf die ganze Armee übertrug. So ließ er den Sieg, den er schon in Händen hatte, fahren und sah sich gezwungen, die Flucht zu ergreifen, um nicht schimpflich die Waffen strecken zu müssen.

Am Verhalten des Königs läßt sich tadeln, daß er nicht bei der Armee im Lager war; er konnte seinen Vortrab einem anderen Offizier anvertrauen, der ihn ebensogut wie er nach Kuttenberg führen konnte. Aber der Tadel über die Art, das Terrain zu besetzen, trifft nur den Erbprinzen Leopold. Er hätte die ihm vom König vorgeschriebenen Dispositionen buchstäblich ausführen müssen; er hätte, als ihm die Absichten der Feinde durch die fortwährenden Scharmützel, die die ganze Nacht dauerten, klar wurden, aus seiner Sicherheit heraustreten müssen. Er hatte nicht verstanden, das Terrain, wo gekämpft werden sollte, richtig zu nützen. Seine Fehler bestanden darin, daß er nicht einiges Fußvolk in den Sbislauer Tiergarten warf, der seinen linken Flügel deckte; dies hätte Batthyany wohl gehindert, sich mit seiner Kavallerie zu nähern; seine Reiterei hätte sich an den Tiergarten anlehnen müssen; war er nicht wachsam genug, dies zeitig zu tun, so war es unnötig. Seine Schlachtordnung auf dem rechten Flügel war weniger fehlerhaft; hätte er die besagten Veränderungen gemacht, so hätte seine Reiterei vom linken Flügel jene kleinen Bäche, die sie angesichts der Feinde hatte passieren müssen, weit hinter sich gelassen und hätte sich auf einem Boden befunden, wo nichts sie gehindert hätte, frei zu handeln. Dazu kommt, daß das Dorf Chotusitz höchstens den Schein eines Postens hatte; der einzige haltbare Ort darin war der Kirchhof, aber er war von

hölzernen Hütten umringt, die beim ersten Infanteriefeuer in Brand geraten mußten. Das einzige Mittel, das Dorf zu verteidigen, wäre gewesen, es zu verschanzen, und da die Zeit dazu fehlte, durfte man nicht daran denken, es zu behaupten. Der Hauptfehler, den Prinz Leopold vor diesem Treffen beging, war, daß er nicht eher glauben wollte, die Feinde kämen, ihn anzugreifen, bis daß er ihre Kolonnen sich vor seiner Front ausbreiten sah. Da war es aber zu spät, um an gute Dispositionen zu denken. Die Tapferkeit der Truppen aber siegte über die Feinde, über die Hindernisse des Bodens und über die Fehler, die ihre Anführer sich zuschulden kommen ließen. Ein solches Heer kann einen General wohl aus der Verlegenheit ziehen, und der König selbst gesteht, ihr mehr als einmal auf diese Art verbunden worden zu sein.

Die Österreicher hielten nach ihrer Niederlage erst drei Meilen vom Schlachtfeld beim Dorf Habern wieder an, wo sie ein festes Lager auf dem Gebirgskamm bezogen. Der Prinz von Lothringen empfing dort eine Verstärkung von 4000 Mann; der König wurde durch 6000 Mann verstärkt, die ihm der Fürst von Anhalt von Oberschlesien unter General Derschau schickte. Die Preußen zogen den Feinden nach, aber als sich ihr Vortrab gegen Abend in der Gegend von Habern blicken ließ, zog der Prinz von Lothringen in derselben Nacht weiter, und gelangte durch die Wälder auf den Weg nach Deutsch-Brod. Die preußischen Truppen, die aus Mangel an Lebensmitteln nicht tiefer in Böhmen einrücken konnten, lagerten bei Kuttenberg, um in der Nähe ihrer Magazine zu bleiben.

Während der Prinz von Lothringen sich von den Preußen schlagen ließ, ging Fürst Lobkowitz mit 7000 Mann über die Moldau und machte sich dreist an die Belagerung Frauenbergs, dessen Schloß sich acht Tage halten konnte. Broglie, der 10 000 Mann Verstärkung erhalten hatte und zu dem Marschall Belle-Isle kam, weil der Frankfurter Reichstag beendet war – Broglie also schickte sich an, dieser Stadt zu

Hilfe zu kommen. Er ließ sein ganzes Korps durch den sehr engen Paß bei Sahay ziehen, wohin Lobkowitz einiges Fußvolk gestellt hatte. Die ersten französischen Truppen, die ohne Ordnung und Plan herauskamen, griffen die Kürassierregimenter Hohenzollern und Bernes an, die den Nachtrab des Fürsten Lobkowitz bildeten, und schlugen sie. Die Österreicher hatten im Rücken ein Gehölz, in dem sie sich zu wiederholten Malen wieder sammelten; aber da die Anzahl der Franzosen immer wuchs, so drangen sie so sehr auf den Feind ein, daß Fürst Lobkowitz sich erst für sicher hielt, als er eiligst Budweis erreichte. Die österreichischen Kürassiere galten als die Pfeiler des Reiches; die Schlachten bei Grocka und Mollwitz beraubten sie ihrer besseren Offiziere, und diese wurden schlecht ersetzt. Damals pflegte diese Reiterei ungeordnet zu schießen oder anzugreifen, weshalb sie oft geschlagen wurde. Sie verlor das Vertrauen auf ihre Kraft, die der eigentliche Trieb zur Tapferkeit ist.
Die Franzosen gaben das Treffen bei Sahay für den größten Sieg aus. Die Schlacht bei Pharsalus machte nicht so viel Aufsehen in Rom, wie dieses kleine Treffen in Paris erregte. Die Schwachheit des Kardinals Fleury bedurfte der Stärkung durch irgendeinen glücklichen Erfolg, und die beiden Marschälle, die sich bei diesem Kampf befanden, wollten das Andenken an ihren alten Ruhm erneuern. Marschall Belle-Isle, trunken vom Glück seiner Bemühungen – sowohl zu Frankfurt am Main, als bei Sahay – und eitel darüber, daß er Deutschland einen Kaiser gegeben hatte, reiste ins Lager des Königs, um mit diesem die Mittel, die Sachsen aus ihrer Untätigkeit zu wecken, zu verabreden. Belle-Isle hatte keinen guten Zeitpunkt gewählt; der König war weit davon entfernt, auf seine Ansichten einzugehen. Die verschiedenen geheimen Unterhandlungen, die die Österreicher mit dem Kardinal Fleury gepflogen hatten, und allerlei Anekdoten, die seine Doppelzüngigkeit deutlich machten, hatten des Königs Vertrauen gänzlich vernichtet. Man wußte, daß La Chétardie zur Kaiserin von Rußland gesagt hatte, das sicher-

ste Mittel, sich mit Schweden zu versöhnen, sei, dieser Macht in Pommern auf Kosten des Königs von Preußen, Entschädigung zu verschaffen. Die Zarin wies diesen Vorschlag ab und teilte ihn dem preußischen Minister an ihrem Hof mit. Gleichzeitig erklärte der Kardinal Tencin dem Papst im Namen seines Hofes, er brauche sich über Preußens Emporkommen keine Sorgen zu machen, denn zu seiner Zeit und am richtigen Ort werde Frankreich schon einzugreifen und die Ketzer ebensogut zu erniedrigen wissen, wie es sie erhöht hätte. Besonders erweckte der Kardinal das stärkste Mißtrauen durch sein heimliches Treiben. Er unterhielt einen gewissen du Fargis in Wien als seinen Abgeordneten und Unterhändler. Es war also unerläßlich nötig, ihm zuvorzukommen, zumal, wenn man zu so vielen politischen Gründen noch das finanzielle Verhältnis erwägt, das von allen das stärkste Gewicht hat und entscheidend ist. Es waren kaum noch 150 000 Taler im Schatz, und damit war es durchaus unmöglich, mit solch einer mäßigen Summe die Zurüstungen zu einem neuen Feldzug zu bestreiten. Auch zu Anleihen war nicht Zuflucht zu nehmen, noch zu anderen Mitteln, die in Ländern, wo Wohlstand und Reichtum herrschen, aushelfen können.

All dies bewog den König, dem Grafen Podewils, der damals in Breslau war, Vollmachten zu senden, um ihn zum Abschluß des Friedens mit Lord Hyndford zu ermächtigen, der vom Wiener Hof mit Vollmachten versehen war. Daher ließ sich der König auch auf keine der Maßnahmen ein, die Marschall Belle-Isle ihm vorschlug, und dessen Audienzen vergingen mit Komplimenten und Artigkeiten.

Man konnte aus der Stellung, die Broglie eingenommen hatte, voraussehen, daß er Gefahr lief, ein Unglück zu erleiden, und es lag im preußischen Interesse, zu verhindern, daß die Österreicher durch neue Vorteile wieder aufgeblasen würden, ehe der Friede unterzeichnet wäre. Um solchem Unfall vorzubeugen, benachrichtigte der König Marschall Broglie von den Bewegungen des Prinzen von Lothringen,

die dahin gingen, sich mit Fürst Lobkowitz zu vereinigen, und stellte ihm vor, er habe zu erwarten, von der vereinten ganzen Heeresmacht der Österreicher angegriffen zu werden, und er müsse, wenn er nicht den Fürsten Lobkowitz vor der Ankunft des Prinzen von Lothringen kräftig fortdrängen wolle, wenigstens Frauenberg mit Lebensmitteln versehen. Broglie machte sich über die Winke des jungen Mannes lustig, kümmerte sich nicht darum und blieb ruhig in Frauenberg, ohne recht zu wissen, warum. Bald langten die Österreicher an; sie hoben eine von ihm ausgeschickte Abteilung bei Tein auf, gingen über die Moldau und plünderten das Gepäck der Franzosen. Broglie, erstaunt über diese Vorfälle, wußte nichts Besseres, als nach Pisek zu fliehen, und ohne weitere Anordnung zu treffen als den Befehl: »Die Armee soll marschieren!«, zog er sich nach Beraun zurück, von wo ihn 3000 Kroaten wieder verjagten und bis unter die Kanonen von Prag verfolgten.

Die üblen Nachrichten hiervon veranlaßten die Absendung eines Kuriers nach Breslau, um den Friedensschluß zu beschleunigen. Lord Hyndfords Beredsamkeit, unterstützt durch eine gewonnene Schlacht, erschien den österreichischen Ministern jetzt kräftiger als früher; sie gaben den Ratschlägen des Königs von England Gehör, und folgendes sind die in Breslau unterzeichneten Punkte der Friedenspräliminarien:

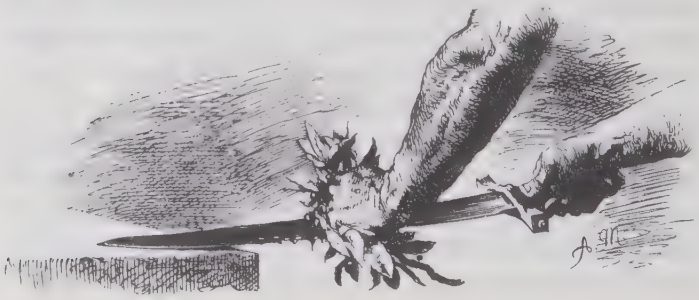
1. Die Königin von Ungarn tritt dem König von Preußen ab: Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz, mit Ausnahme der Städte Troppau und Jägerndorf und der hohen Gebirge jenseits der Oppa. 2. Preußen zahlt an England 1 700 000 Taler Vorschuß, wofür Schlesien als Hypothek verschrieben war.

Die übrigen Artikel betrafen die Einstellung der Feindseligkeiten, den Austausch der Gefangenen, Religions- und Handelsfreiheit.

Auf diese Weise wurde Schlesien mit Preußen vereinigt. Ein zweijähriger Krieg reichte hin, um diese wichtige Provinz zu

erobern. Der Schatz, den der verstorbene König hinterlassen hatte, war erschöpft, aber Staaten um 7–8 Millionen zu kaufen ist noch immer wohlfeil. Die Umstände begünstigten das Unternehmen sehr; Frankreich mußte sich in diesen Krieg hineinziehen lassen, Rußland von Schweden angegriffen werden, die Hannoveraner und Sachsen untätig bleiben; die Treffen mußten immer glücklich ausfallen, und der König von England, sonst Feind der Preußen, mußte gegen seinen Willen das Werkzeug zu ihrer Vergrößerung werden. Was den Sieg am meisten förderte, war ein seit 22 Jahren durch bewundernswerte Ordnung gebildetes Heer, das alles europäische Kriegsvolk übertraf; vaterländisch gesinnte Generale, gescheite und unbestechliche Minister und ein gewisses glückliches Geschick, das oft der Jugend beisteht und sich vom Alter abwendet. Wäre diese große Unternehmung fehlgeschlagen, so wäre der König als ein Unbesonnener, der seine Kräfte überschätzte, getadelt worden. Der Erfolg ließ ihn als vom Glück begünstigt ansehen. In der Tat ist es nur das Glück, das über den Ruf entscheidet; wen es anlächelt, der wird gepriesen, und wen es verschmäht, der wird getadelt.

Nach dem Austausch der Ratifikationen zog der König seine Truppen aus Böhmen zurück. Ein Teil ging durch Sachsen, um in die Erbstaaten zu gelangen; ein anderer Teil marschierte nach Schlesien, mit der Bestimmung, diese neue Eroberung zu beschützen.



Siebentes Kapitel

Der Friede · Mitteilung an die Verbündeten Krieg in Italien · Vereinigung der Hannoveraner mit den Engländern in Flandern · Krieg in Finnland Übergabe von Friedrichshamn · Berufung des Herzogs von Holstein zum schwedischen Thronfolger Maillebois rückt in Böhmen und Bayern ein Unterhandlungen der Franzosen und Engländer in Berlin und andere Begebenheiten bis 1743

Der Anstand forderte, daß die bisherigen Verbündeten Preußens von dem eben geschlossenen Frieden in Kenntnis gesetzt würden. Der König hatte gute Gründe gehabt, so zu verfahren; allein einige waren von der Art, daß man sie nicht veröffentlichen durfte, und andere konnten nicht ausgesprochen werden, ohne Frankreich arge Vorwürfe zuzuziehen. Der König, weit von der Absicht entfernt, diese Macht zu beleidigen, wollte vielmehr den äußeren Anstand gegen diese sehr beachten; nur beschränkte er sich darauf, die gefährliche Laufbahn, die sie eingeschlagen hatte, nicht mit

zu betreten und aus einem Mitwirkenden ein bloßer Zuschauer zu werden. Es war leicht vorherzusehen, wie sehr diese Änderung des Systems dem Kardinal empfindlich sein würde, da seine geheimsten Pläne dadurch scheiterten. Diese waren weit verschieden von denen, die er öffentlich aushängte; sein wahrer Ideengang war vielmehr folgender: Er hatte vom französischen Namen einen so hohen Begriff, daß er meinte, eine Handvoll Franzosen genüge, um Böhmen zu behaupten. Seine Absicht war, die ganze Last des Krieges seinen Bundesgenossen aufzubürden und die Kriegsoperationen nach dem Interesse Frankreichs zu beschleunigen oder hinzuhalten, um die Friedensverhandlungen dadurch zum größten Vorteil Ludwigs XV. zu lenken. Dieses Benehmen wich sehr ab von dem, das er dem Bundesvertrag zufolge hätte leisten müssen.

Von allen Bundesgenossen Frankreichs war der Kaiser am meisten zu bedauern, weil Broglie kein Catinat oder Turenne war, und man sich auf Feldmarschall Törring und die bayerischen Truppen nicht verlassen konnte. Was den Kurfürsten von Sachsen betrifft, so konnte er es dem König, sosehr er auch Brandenburgs Vergrößerung mit scheelen Augen sah, doch danken, daß er ihn in den Breslauer Frieden mit einschloß; denn dadurch zog er sich ehrenvoll aus der Verlegenheit. Übrigens war August III. so wenig mit dem Gebrauch bekannt, der von seinen Truppen gemacht wurde, daß er, als Wartensleben zu ihm gesandt wurde, um ihm im Namen seiner Bundesgenossen den Sieg bei Czaslau anzuzeigen, diesen fragte, ob seine Truppen sich dabei gut gehalten hätten. Wartensleben antwortete ihm, sie wären nicht dabeigewesen und hätten sich lange vor der Schlacht in den Saazer Kreis an die sächsische Grenze zurückgezogen. Der König schien darüber erstaunt und beschied Brühl zu sich, der ihn mit fadenscheinigen Gründen beruhigte.

Bei so wenig gutem Willen von seiten seiner Verbündeten wurde es dem König nicht schwer, sich zu rechtfertigen. Folgenden Brief schrieb er an Kardinal Fleury am 10. Juni 1742:

Mein Herr Vetter!

Es ist Ihnen bekannt, daß ich, seit wir uns miteinander verbanden, mit unverletzter Treue alle Pläne des Königs, Ihres Herrn, unterstützt habe. Durch Vorstellungen habe ich beigetragen, die Sachsen von der Partei der ungarischen Königin abzuziehen; ich habe dem Kurfürsten von Bayern meine Stimme gegeben; ich habe seine Krönung beschleunigt; ich habe Ihnen aus allen Kräften beigestanden, den König von England ruhig zu halten; ich habe den König von Dänemark für Ihre Sache gewonnen und überhaupt durch Unterhandlung und das Schwert, soviel mir möglich war, beigetragen, die Sache meiner Bundesgenossen zu verteidigen, ohne daß die Wirkungen davon meinen Wünschen und meiner guten Freundschaft hinlänglich entsprochen hätten. Obgleich meine durch anhaltende Beschwerden des Feldzugs von 1741 erschöpften Truppen einige Ruhe verlangten, die ihnen wohl zukam, habe ich dennoch dem dringenden Verlangen des Marschalls Belle-Isle nicht versagt, sie in Böhmen zu beschäftigen, um dort den linken Flügel der Verbündeten zu dekken. Noch mehr: Um den in Linz eingeschlossenen Herrn von Ségur zu befreien, hat der Eifer für die gemeinsame Sache mich nach Sachsen geführt und nur durch eindringliche Vorstellungen dies vom König von Polen erlangt, daß seine Truppen, mit den meinigen vereint, eine Diversion nach Mähren machten. Wir rückten auf Iglau, woraus Fürst Lobkowitz sich in Eile zurückzog. Diese Diversion würde einen entscheidenden Erfolg gehabt haben, wenn Herr von Ségur Geduld gehabt hätte, den Fortgang dieser Operation abzuwarten, und wenn Herr von Broglie an der Wottawa stark genug gewesen wäre, um meine Bemühungen zu unterstützen; allein die Übereilung des ersteren, die geringe Truppenzahl des anderen und der schlechte Wille der sächsischen Generale und schließlich Mangel an Geschütz, um Brünn zu belagern, haben mich

gezwungen, eine Provinz zu verlassen, die den Sachsen zufallen sollte, während diese keine Lust hatten, sie zu erobern. Zurückgekehrt nach Böhmen, marschierte ich gegen den Prinzen von Lothringen; ich griff ihn an, um Prag zu retten, das er belagert hätte, wenn er nicht in die Flucht geschlagen worden wäre; ich verfolgte ihn so lange, als meine Lebensmittel ausreichten. Sobald ich erfuhr, daß der Prinz von Lothringen den Weg nach Tabor und Budweis einschlug, benachrichtigte ich Herrn von Broglie und riet ihm, den Fürsten Lobkowitz, den er bei Sahay geschlagen hatte, zu verdrängen, ehe die Armee der Königin von Ungarn zu ihm stoßen könne. Herr von Broglie hielt es nicht für angemessen, sich dazu zu entschließen, und statt nach Pisek zurückzukehren, wo das Terrain günstig war, teilte er seine Truppen in verschiedene Detachements. Sie wissen, welche Folgen dies gehabt hat und welch bedauernswerte Ergebnisse daraus hervorgingen. Jetzt ist Bayern von Böhmen abgeschnitten, und die Österreicher, die Pilsen besetzt halten, fangen gewissermaßen die Hilfstruppen, die Marschall Broglie von Frankreich erwarten kann, auf. Ungeachtet der Versprechungen, die die Sachsen dem Marschall von Belle-Isle machten, vernehme ich, daß sie, statt jene zu erfüllen und zu den Franzosen zu stoßen, vielmehr Böhmen verlassen und ins Kurfürstentum zurückkehren. In dieser Lage der Dinge, da dieses Verhalten der Sachsen mehr als verdächtig war und man von Herrn von Harcourt nichts zu erwarten hatte, zeigt mir die Zukunft nur einen langen und unendlichen Krieg, dessen Hauptlast ich zu tragen haben würde. Auf einer Seite bringt englisches Geld ganz Ungarn unter Waffen, auf der anderen bewirken die Bemühungen der Königin von Ungarn, daß alle Provinzen Soldaten aussenden. Die Ungarn stehen im Begriff, in Schlesien einzufallen. Die Sachsen können bei der bösen Gesinnung, die sie mir dargetan haben, wohl gar mit den Österreichern gemeinsame Sache machen und

in meine von Truppen entblößten Erbstaaten eine Diversion unternehmen. Die Zukunft bietet mir nur traurige Aussichten dar; daher habe ich in dieser verzweifelten Lage (obwohl nur mit innigstem Schmerzgefühl) mich in der Notwendigkeit gesehen, mich aus dem Schiffbruch zu retten und ein Asyl zu suchen. Wenn mißliche Verhältnisse mich genötigt haben, einen Entschluß zu fassen, den die Dringlichkeit rechtfertigt, so werden Sie mich dennoch bereit finden, treu die Verpflichtungen zu erfüllen, deren Ausführung nur von mir abhängt. Ich werde die von mir unterschriebene Verzichtleistung auf Jülich und Berg niemals widerrufen; ich werde nie unmittelbar oder mittelbar die in jener Erbfolge festgestellte Ordnung stören; eher würden meine Waffen sich gegen mich selbst kehren als gegen Frankreich. Man wird mich stets von gleichem Eifer beseelt finden, wenn es gilt, dem König, Ihrem Herrn, oder dem Wohl seines Reiches zu nützen. Der Gang des gegenwärtigen Krieges ist nur ein Gewebe von Freundschaftszeichen, die ich meinen Bundesgenossen gegeben habe; Sie müssen sich ebensosehr davon überzeugt haben wie von der Richtigkeit der Tatsachen, die ich oben erwähnt habe. Ich hegte die Überzeugung, mein Herr, daß Sie mit mir die Laune des Schicksals beklagen, die unsere für Europa so heilsamen Pläne vereitelte. Ich bin usw.

Folgendes antwortete der Kardinal am 20. Juni 1742:

Sire!

Eure Majestät werden sich leicht den schmerzlichen Eindruck denken, den Allerhöchstdero Zuschrift, womit Eure Majestät geruht haben, mich am 10. d. M. zu beehren, auf mich gemacht hat. Der traurige Vorfall, der alle unsere Pläne betreffend Deutschland umwirft, wäre nicht ohne Rettung gewesen, wenn Eure Majestät hätten dem

Heer von Broglie zu Hilfe kommen und wenigstens Prag retten können; allein Allerhöchstdieselben haben dies unmöglich gefunden, und wir müssen uns in Dero Einsicht und Klugheit fügen. Freilich sind große Fehler begangen worden, es ist unnötig, sie zu wiederholen; aber wenn wir unsere Truppen vereint hätten, so wäre dem Übel wohl abzuhelfen gewesen. Daran dürfen wir nun nicht weiter denken, jetzt haben wir nur auf den Frieden zu sehen, da Eure Majestät ihn nötig finden und der König ihn nicht minder wünscht als Eure Majestät. Allerhöchstdieselben wollen nun die Bedingungen ordnen, und wir werden dem Marschall Belle-Isle Vollmacht senden, alles, was Eure Majestät beschlossen haben werden, zu unterzeichnen. Ich kenne zu sehr Eurer Majestät treue Gesinnung und Großmut, um nur dem geringsten Verdacht Raum zu geben, daß Höchstdieselben beabsichtigen könnten, uns nach so vielen unwidersprechlichen Beweisen unserer Treue und unseres Eifers für das Interesse Eurer Majestät zu verlassen. Eure Majestät werden jetzt Schiedsrichter über Europa, und das ist die ruhmreichste Rolle, die Eure Majestät je spielen können. Geruhen Sie, Sire, diese gehörig durchzuführen, indem Sie Ihre Bundesgenossen und die Sache des Kaisers so gut als möglich berücksichtigen. Dies ist alles, was ich in dem Schmerz, der mich überwältigt, Eurer Majestät zu sagen die Ehre habe. Ich werde nicht aufhören, für Eurer Majestät Gedeihen zu beten und in tiefer Ehrfurcht zu verharren usw.

So endete das Bündnis, in dem jeder, der ihm beitrat, die feinste Rolle spielen wollte; in dem die Truppen der verschiedenen Landesherren den Anführern so ungehorsam waren, als ob man sie zur Widerspenstigkeit versammelt hätte; die Lager durch Anarchie zerrüttet waren und alle Pläne der Generale der Durchsicht eines alten Priesters unterworfen wurden, der ohne Kenntnis vom Krieg und von den Ortsverhältnissen die wichtigsten Pläne, über die er ent-

scheiden sollte, zweckwidrig verwarf oder billigte. Dies war das eigentliche Wunder, das Österreich rettete; ein klügeres Benehmen hätte dessen Untergang unvermeidlich gemacht.

Sobald die Friedenstraktate zwischen Preußen und Österreich ausgewechselt waren, verbürgte sich dafür der König von England aufs strengste persönlich, wie auch mit Zustimmung des Parlaments und des Volkes das ebenfalls den Frieden wünschte. Lord Carteret war es vor allem der dieses Friedenswerk betrieb, weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, Preußen bald in den Krieg, den er gegen Frankreich vorhatte, mit zu verwickeln. Er hatte, wie gesagt, in Flandern bereits 16 000 Mann Engländer und ebenso viele Hannoveraner zusammengezogen, zu denen 6000 Hessen stießen. Der schwedische König und Landgraf von Hessen hatte eine gleiche Anzahl im Dienst des Kaisers, und es hätte leicht kommen können, daß Hessen gegen Hessen durch Ehrenpflicht gezwungen gewesen wären, einander zu zerstören. So sehr verblendet der schmutzige Geiz die Menschen!

Diese Truppen, die sich in Brabant versammelten, machten den Franzosen nicht so viel Sorge, daß sie darum verabsäumt hätten, Broglie zu retten. Man schickte Maillebois mit seiner Armee nach Böhmen, um dem Marschall und seinem in Prag belagerten Heer zu Hilfe zu kommen. Die Pariser, die sich gern über alles lustig machen, nannten diese Armee die Mathuriner, weil sie Gefangene befreien sollte. Maillebois ging bei Mannheim über den Rhein und nahm seinen Weg auf Eger zu.

Seitdem Preußen Frieden geschlossen hatte und die Sachsen in ihre Heimat zurückgekehrt waren, hatte sich das Glück ganz und gar für die Königin von Ungarn erklärt. Der Prinz von Lothringen hatte Pilsen genommen und sich vor Prag gelagert.

Broglie hatte bei Bubenetsch eine sehr unvorteilhafte Position genommen. Das feindliche Geschütz zwang ihn, sie zu

verlassen und mit seinen Truppen nach Prag zu flüchten. Bald sah er sich hier belagert. Die deutschen Truppen der Königin schlossen die Stadt von der Klein-Seite ein, die Ungarn, Kroaten und unregelmäßigen Truppen vom Hradschin an bis an das Neu-Tor, wo sie Verbindungsbrücken ober- und unterhalb der Moldau schlugen. Als die wichtigste Begebenheit dieser Belagerung betrachtet man den großen Ausfall der Franzosen, in dem diese dem Feind 3000 Mann teils töteten, teil gefangennahmen und die Kanonen, die die Feinde in den Batterien hatten, vernagelten. Die Marschälle Belle-Isle und Broglie rückten von diesem Zug triumphierend in Prag ein, mit den Gefangenen und den erbeuteten Siegeszeichen hinter sich her.

Wenn die Franzosen durch ihre kräftige Verteidigung sich den Österreichern furchtbar zeigten, so waren sie doch im Innern ihrer Armee beklagenswert. Ihre Lage konnte Mitleid erregen, sowohl wegen der Uneinigkeit ihrer Häupter, als wegen des schrecklichen Mangels, dem sie ausgesetzt waren. Die Hungersnot war so groß, daß sie ihre Pferde töteten und aßen, weil kein Fleisch mehr zu haben war, als kaum für den Tisch der Marschälle. In dieser verzweifelten Lage, wo sie von der Zukunft nichts zu erwarten hatten als Tod oder Schande, kam Maillebois, um sie zu befreien. Hätte man diesem Marschall freie Hand gelassen, so hätte Böhmens Schicksal eine andere Gestalt annehmen können; aber von Versailles aus leitete ihn der Kardinal am Gängelband. Die Gelegenheiten gingen für ihn vorbei, weil er sie nicht zu nützen wagte.

Der Wiener Hof merkte den Schlag, den der Kardinal ihm beibringen konnte; zu schwach, um ihn abzuwehren, nahm er Zuflucht zur List, die den Mangel an Kraft ersetzte. Graf Ulfeld, Außenminister der Königin von Ungarn, der den Charakter des Kardinals kannte, wußte ihn durch Unterhandlungen so hinzuhalten, daß Khevenhüller Zeit gewann, aus Bayern herbeizueilen und zum Prinzen von Lothringen zu stoßen. Die Franzosen ließen sich so schön hinhalten,

daß die Österreicher noch einen Marsch vorausgewannen und Maillebois in die Lage brachten, zwischen Kampf und Rückzug zu wählen. Man tadelte ihn allgemein, daß er nicht dem Prinzen Karl eine Schlacht lieferte; allein er war unschuldig; wir wissen zuverlässig, daß er von seinem Hof Befehl hatte, nichts zu wagen. Maillebois gehorchte also, und da es nicht möglich war, sich Prag zu nähern, ohne eine allgemeine Schlacht zu liefern, so kehrte er denselben Weg zurück und näherte sich Eger. Diese Diversion war nun zwar unvollkommen gelungen, hatte aber doch vorteilhafte Wirkungen für die in Prag eingeschlossenen Truppen. Die Marschälle Belle-Isle und Broglie, jetzt von der österreichischen Armee nicht bedrängt, schickten starke Abteilungen aus, um Vorräte zu sammeln und die Stadt mit Lebensmitteln zu versehen. Maillebois, der in Böhmen nichts nützen konnte, ging über Regensburg und Straubing und vereinigte sich mit Marschall Seckendorff, der die Truppen des Kaisers in Bayern befehligte. Wenn das Heer Maillebois' länger das des Prinzen Karl von Lothringen in Böhmen hätte beschäftigen können, so hätte Seckendorff Passau, Straubing und alle anderen österreichisch gesinnten Städte wieder einnehmen können. Maillebois versuchte vergeblich, Braunau wieder zu erobern. Der Prinz von Lothringen war ihm nach Bayern nachgezogen, und da die Jahreszeit bereits vorgerückt und die beiderseitigen Truppen erschöpft waren, so bezogen sie beide ihre Winterquartiere.

In Italien stand es mit den österreichischen Angelegenheiten noch unentschieden. Die Spanier waren unter Führung von Montemar bis ins Herzogtum Ferrara vorgedrungen. Als Feldmarschall Traun sie ein wenig zurückdrängte, schickte die spanische Königin, die nicht wollte, daß ihre Generale nachgäben, Gages nach Italien, um Montemar abzulösen.

Das Jahr 1742 kann das Jahr der Diversionen heißen; diese waren: der Einfall Khevenhüllers in Bayern, der des Königs in Mähren, das Zusammenziehen der englischen Armee in Flandern, der Zug Maillebois' nach Böhmen, die Flotte des

Admirals Matthew, der drohte, Neapel zu bombardieren, um den König zur Neutralität zu zwingen, der Zug Don Philipps durch Savoyen, um den sardinischen König zu nötigen, seine Truppen von der österreichischen Armee am Panaro zurückzuziehen. Keine dieser Diversionen entsprach ganz dem Zweck, den ihre Urheber vor Augen hatten. Seit dem Rückzug Maillebois' wurde Prag enger eingeschlossen durch ein Korps leichter kroatischer und ungarischer Truppen, die die Belagerung unternahmen.

Während all dies im Süden Europas vorging, festigte sich die Regierung der neuen Zarin in Petersburg. Ihre Minister waren so gewandt, mit ihren Unterhandlungen den französischen Gesandten und den Anführer der schwedischen Truppen in Finnland, Lewenhaupt, einzuschläfern. Die Zeit nützten die Russen geschickt, ihre Armeen sehr zu verstärken. Sobald Lacy, der die russischen Truppen befehligte, sich stark genug sah, setzte er sich in Bewegung; er brauchte sich nur zu zeigen, so wichen die Schweden überall zurück. Der russische Name, den sie zur Zeit der Schlacht bei Narva (1700) nur mit Verachtung aussprachen, war für sie ein Gegenstand des Schreckens geworden. Die unangreifbaren Posten schienen ihnen nicht mehr sicher. So von Posten zu Posten fliehend, sahen sie sich endlich in Friedrichshamn von den Russen eingesperrt, die ihnen den einzigen bleibenden Weg zum Rückzug abschnitten. Endlich begingen die Schweden den Fehler, die Waffen zu strecken, und unterzeichneten eine schimpfliche und schmähliche Kapitulation, die dem Ruhm der Nation einen Schandfleck aufdrückte; 20 000 Schweden gingen durchs Joch vor 27 000 Russen. Lacy entwaffnete die gebürtigen Schweden und entließ sie in ihre Heimat, und die Finnen leisteten den Eid der Treue. Welch ein demütigendes Beispiel für den Stolz und die Eitelkeit der Völker! So werden König- und Kaiserreiche nach ihrem Aufstieg wieder schwächer und eilen ihrem Fall zu. Hierbei kann man recht sagen: O Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel!

Elisabeth, Kaiserin von Russland,
Kupferstich von Schmidt, nach Tocqué

Die politische Ursache dieser Veränderungen liegt wahrscheinlich in den verschiedenen Regierungsverfassungen, die Schweden gehabt hatte. Solange es eine Monarchie bildete, war der Kriegsstand in Ehren, denn er war zur Verteidigung des Staates nützlich und konnte ihm nie gefährlich werden. In einer Republik ist es umgekehrt: Die Regierung muß ihrem Wesen nach friedfertig sein, der Wehrstand darf nicht hochgestellt werden; man hat von Anführern, die die Truppen auf ihrer Seite haben, alles zu fürchten; von ihnen kann eine Revolution bewirkt werden. In Republiken bedient die Herrschsucht sich der geheimen Umtriebe, um zum Ziel zu gelangen; Bestechung erniedrigt die Leute nach und nach, und das Ehrgefühl geht verloren, weil man durch Mittel, die gar kein Verdienst erforderlich machen, zu hohen Stellen steigen kann. Übrigens wird in Republiken niemals ein Geheimnis bewahrt; der Feind erhält im voraus Nachricht von den Plänen und kann diese vereiteln. Aber die Franzosen weckten zur Unzeit die noch nicht ganz erloschene Eroberungssucht der Schweden, um sie gegen die Russen zu reizen, als die Schweden weder Geld noch tüchtige Soldaten und vor allem keine guten Feldherren besaßen.

Die damalige Überlegenheit der Russen nötigte die Schweden, einige Senatoren nach Petersburg zu senden, um die Nachfolge ihrer Krone dem jungen Großfürsten, Prinzen von Holstein und Neffen der Zarin, anzutragen. Nichts war demütigender für diese Nation als die abschlägige Antwort des Großfürsten, der diese Krone für sich zu gering fand. Marchese Botta, österreichischer Gesandter in Petersburg, machte dem Großfürsten ein Kompliment: »Ich wünschte, daß es der Königin, meiner Gebieterin, ebenso leicht würde, ihre Königreiche zu behalten, als es Ihrer Hoheit wird, Königreiche auszuschlagen.«

Nach der Absage des Großfürsten verlangten die auf den Wahltagen mitstimmende Geistlichkeit und der Bauernstand, daß man den Kronprinzen von Dänemark zum Nachfolger ihres Königs wähle; die französisch gesinnten Senato-

ren gaben ihre Stimme dem Pfalzgrafen von Zweibrücken; aber die Zarin erklärte sich für den Bischof von Lübeck, Oheim des Großfürsten, und ihr Wille siegte über den Einfluß der anderen Parteien. Die Wahl dieses Fürsten geschah erst 1743; so lange hielten die Umtriebe in Stockholm den Reichstag im Schwanken.

Seit dem Breslauer Frieden hörten die Unterhandlungen nicht auf. Die Engländer wollten den König in den Krieg, den sie zu unternehmen vorhatten, hineinziehen; die Franzosen wollten ihn in Maßnahmen verwickeln, die mit der Neutralität, zu der er sich verbindlich gemacht hatte, nicht verträglich waren; der Kaiser forderte ihn zur Vermittlung auf; aber der König blieb unerschütterlich. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr erschöpfte Österreich seine Mittel, und je länger Preußen in Frieden blieb, desto mehr erwarb es Kräfte. Das Schwierigste in diesen verwickelten Umständen war, die Waage zwischen den kriegführenden Parteien zu halten, daß keine von ihnen ein zu großes Übergewicht erhielt. Es mußte dafür gesorgt werden, daß der Kaiser nicht abgesetzt und die Franzosen nicht aus Deutschland gejagt würden, und obgleich der Friede von Breslau den Preußen nicht untersagte, tätig einzuschreiten, so konnte man durch geschickte Unterhandlung das Ziel ebensogut wie durch die Waffen erreichen. Gelegenheit dazu bot sich bald: Der König von England hatte sich vorgenommen, seine flandrischen Truppen der Königin von Ungarn zum Beistand zu schicken: dieser Beistand hätte die Sache des Kaisers und Frankreichs völlig zugrunde gerichtet. Eine so dringende Gefahr versetzte den König in die Notwendigkeit, die stärksten Vorstellungen anzuwenden; er ging so weit, daß er dem König von England mit einem Einbruch in sein Kurfürstentum Hannover drohte, wenn er es wagte, fremde Truppen über den Rhein zu senden, um sie ohne Zustimmung der Reichsstände ins Deutsche Reich eindringen zu lassen. Durch sanftere Vorstellungen ließen sich die Holländer überreden, ihre Truppen nicht zu den Bundesge-

nossen der Königin von Ungarn zu stellen, und so gewannen die Franzosen Zeit, für ihre Verteidigung zu sorgen.
Nicht so glücklich war Preußen in einem Plan, den es zur Aufrechterhaltung des Kaisers entwarf; das Ziel war, dessen Truppen in Bayern vor Unfällen zu schützen. Die Franzosen hatten zwei Gründe, damit übereinzustimmen: erstens, weil sie genötigt waren, Bayern zu verlassen und zur Verteidigung des eigenen Heeres über den Rhein zu gehen; zweitens, weil sie selbst den Kaiser aufgestellt hatten und es eine Schande für sie gewesen wäre, ihn im Stich zu lassen und der Willkür seiner Feinde preiszugeben. Aber ihre Anführer hatten den Kopf verloren, und der Schreck, der stärker ist als alles Nachdenken, überwältigte sie. Um nun ihre Truppen gewissermaßen zu ersetzen, wurde der Plan entworfen, einen Bund der Reichskreise zu bilden, der eine Neutralitätsarmee stellen sollte; unter diesem Vorwand hätte der König seine Truppen dazustoßen lassen können, und diese Armee hätte Bayern geschützt. Dieses Vorhaben mißlang, weil die Reichsfürsten sich vor dem Haus Österreich knechtisch fürchteten. Die Königin von Ungarn drohte, die Fürsten zitterten, und der Reichstag kam zu keinem Entschluß. Wenn Frankreich durch einige richtig angebrachte Summen mitgewirkt hätte, wäre die Sache gelungen. Es ist tadelnswerte Sparsamkeit, wenn ein Fürst nicht versteht, in dringenden Umständen Geld auszugeben.
So ging das Jahr 1742 zu Ende, dessen Ereignisse nur ein Vorspiel zu einem Krieg abgaben, der nunmehr mit größerer Erbitterung geführt wurde. Die Franzosen waren die einzigen, die den Frieden wünschten. Der König von England, erfüllt von dem Vorurteil, die französische Regierung sei schwach, glaubte mit einem Feldzug Frankreich niederschlagen zu können. Die Königin von Ungarn bedeckte ihre Herrschsucht mit dem Schleier der rechtmäßigen Verteidigung. Wir werden in der Folge sehen, wie sie aus der kriegführenden Partei die beistehende Macht ihrer Bundesgenossen wurde.

Preußen suchte den Frieden, der ihm zuteil geworden war, zur Herstellung der Finanzen zu nützen; die Geldmittel waren verbraucht; man mußte mühsam neue sammeln, das Mangelhafte in den Einnahmen Schlesiens (was in der Eile nicht hatte geschehen können) vervollkommnen und die Schulden Österreichs an England bezahlen. Man unternahm es gleichzeitig, fünf Festungen neu zu befestigen: nämlich Glogau, Brieg, Neiße, Glatz und Kosel. Die Truppen wurden um 18 000 Mann vermehrt.

All dies erforderte Geld und große Sparsamkeit, um es schnell auszuführen. Schlesien wurde den 32 000 Mann anvertraut, die zu dessen Eroberung gedient hatten. Und so wurde der Friede, weit entfernt, durch Ruhe eine Verweichlichung zu bewirken, für die preußischen Truppen eine Schule des Krieges. In den Festungen wurden Magazine angelegt, die Reiterei erwarb sich Beweglichkeit und Umsicht, und alle Teile des Soldatenstandes arbeiteten gemeinsam mit gleichem Eifer zur Festigung jener inneren Ordnung, die einst die Römer zu Besiegern aller Nationen machte.

Begebenheiten der Jahre 1743 und 1744 und alles, was vor dem preußischen Krieg vorfiel

Nicht mit Unrecht gilt Vertrauen zu einem versöhnten Feind als Kardinalfehler in der Politik – aber es ist ein noch weit größerer, wenn eine schwächere Macht zu lange gegen ein mächtiges Reich kämpft, das Hilfsquellen besitzt, die jenem fehlen. Diese Betrachtung dient im voraus zur Abweisung der Tadler, die des Königs Benehmen mißbilligten. War es recht, sprach man, sich an die Spitze einer Verbindung zu stellen, um das Haus Österreich zu zerschmettern, und dieses dann wieder die Oberhand gewinnen zu lassen, so daß die Franzosen aus Deutschland verjagt wurden? Was war denn aber des Königs Absicht? Doch wohl Schlesien zu erobern? Nun, wie war das ausführbar, wenn der Krieg länger gewährt hätte, da er nicht die erforderlichen Mittel besaß? Alles, was er tun konnte, bestand in der Unterhandlung und in der Sorge, zwischen den kriegführenden Mächten nach Kräften das Gleichgewicht zu erhalten. Der Friede verschaffte ihm Zeit, sich zu erholen und zum Krieg vorzubereiten. Zudem war die feindselige Stimmung zwischen Frankreich und Österreich so stark, und ihre Interessen waren einander so entgegengesetzt, daß eine Aussöhnung zwischen diesen feindlichen Mächten noch sehr entfernt schien. Der König mußte wichtigere Gelegenheiten abwarten.

Die schlechten Erfolge der französischen Armeen hatten auf das Gemüt Kardinal Fleurys einen so starken Eindruck gemacht, daß seine Gesundheit darunter litt; eine Krankheit raffte ihn zu Anfang dieses Jahres hin. Er war ehemals Bischof von Fréjus, Hofmeister Ludwigs XV., Kardinal der römischen Kirche und seit 17 Jahren Premierminister gewe-

sen. Er hatte sich in dieser Würde, in der so wenige Minister lange bleiben, durch die Kunst, seinen Herrn zu fesseln, und durch Entfernung aller derjenigen vom Hof, die ihm durch Geist Besorgnis einflößen konnten, zu erhalten gewußt. Er linderte die Wunden, die der Sukzessionskrieg und Laws System Frankreich beigebracht hatten. Seine Sparsamkeit war dem Land ebenso nützlich, wie die Erwerbung Lothringens ihm zur Ehre gereichte. Wenn er das Kriegs- und Seewesen vernachlässigte, so wollte er desto mehr durch Unterhandlung ausrichten, wozu er Talent besaß. Sein Geist erlag endlich wie sein Körper der Last der Jahre. Man sprach während seines Lebens von ihm zu gut und tadelte ihn zu sehr nach seinem Tod. Er besaß nicht den hohen Sinn eines Richelieu, nicht den arglistigen Geist eines Mazarin; das waren Löwen, die Schafe zerrissen. Fleury war ein verständiger Hirte, der seine Herde wachsam beschützte. Ludwig XV. wollte zum Andenken des Kardinals ein Denkmal errichten; es wurde entworfen, kam aber nicht zur Ausführung. Kaum war er tot, so war er vergessen.

Chauvelin, den Kardinal Fleury hatte verbannen lassen, glaubte aus seinem Verbannungsort den verwaisten Posten erlangen zu können, und schrieb an Ludwig XV., indem er die Verwaltung seines Feindes tadelte und sich selbst sehr herausstrich. Dieser voreilige Schritt bewirkte, daß ihm ein vom Hof noch entfernterer Ort als Bourges, wohin er verwiesen war, zum Aufenthaltsort zugewiesen wurde.

Der König von Frankreich zeigte den Tod seines Ministers ungefähr in dem Stile, in dem ein Fürst seine Thronbesteigung eröffnet, den auswärtigen Höfen an. Dies ist der Brief, den er an den König schrieb; wir teilen ihn wörtlich mit:

Mein Herr Bruder!

Nachdem ich den Kardinal Fleury, dem ich die Verwaltung meiner Geschäfte mit vollem Vertrauen überließ und dessen Weisheit und Umsicht ich sehr schmerzlich ver-

misse, verloren habe, will ich nicht zögern, Eurer Majestät die Versicherungen, die er Höchstdenselben in meinem Namen gegeben und die zu wiederholen ich ihm oft aufgetragen habe, betreffend die vollkommene Freundschaft, die ich für die Person Eurer Majestät hege, und den aufrichtigen Wunsch, den ich stets habe, mit Eurer Majestät alle unsere gemeinsamen Angelegenheiten zu verabreden, hiermit zu erneuern. Ich zweifele nicht, daß Eure Majestät Ihrerseits meinem Wunsch entsprechen, und können Eure Majestät darauf rechnen, in mir bei jeder Gelegenheit dieselbe Bereitwilligkeit zu finden, zu Höchstdero Ruhm und Vorteil beizutragen und zu beweisen, wie sehr ich bin usw.

Das Departement der Auswärtigen Angelegenheiten zeigte gleichzeitig an, daß der König beschlossen habe, von nun an persönlich zu regieren, und daher wünsche, daß man sich geradezu an ihn wende. Ludwig XV. war der Lehrling, und Kardinal Fleury war sein Hofmeister gewesen. Nach Mazarins Tod trug Ludwig XIV. selbst Trauer über seinen Minister; für Fleury trug niemand Trauer, er war, noch ehe seine Leichenrede gehalten wurde, schon vergessen. Während der Regierung des Kardinals liefen alle verschiedenen Zügel der Staatsverwaltung in seine Hand; er war der Bindepunkt und verband die Verwaltung der Finanzen, des Kriegs- und Marinewesens und die auswärtige Politik, alles zu einem Ziele hinlenkend. Nach dessen Tod wollte der König selbst mit den Ministern dieser vier Fächer gemeinschaftlich arbeiten. Sein Eifer erkaltete nach dem Verlauf von acht Tagen, und Frankreich wurde nun von vier Unterkönigen, die voneinander unabhängig waren, regiert.

Diese gemischte Verwaltung erzeugte eine größere Genauigkeit in den einzelnen Fächern, aber der allgemeine Überblick, der das Wohl und den Vorteil des Staates im großen auffaßt und ergreift, fehlte in den Beratungen. Um sich einen Begriff von der Wahl seiner Minister zu machen, stelle

man sich einen Kanzler des Herzogs von Orléans vor, der zu einer Zeit, wo ganz Europa in Flammen steht, Kriegsminister wird, und einen ehemaligen Dragonerhauptmann namens Orry, den man an die Spitze der Finanzen stellte. Maurepas glaubte Ludwig XV. zum Herrn über das Meer zu machen, und der König wäre es geworden, wenn der schöne Vortrag eines liebenswürdigen Mannes dieses Wunder hätte bewirken können. Amelot gehörte zu den beschränkten Geistern, die wie kurzsichtige Augen kaum die nächsten Gegenstände unterscheiden. Dieser Areopagus also regierte Frankreich; es war gewissermaßen eine Aristokratie oder richtiger ein Schiff, das, ohne Kompaß auf einem stürmischen Meer treibend, nur dem Eindruck der Winde folgt.

Die Armeen gediehen nicht unter dieser neuen Verwaltung. Obgleich die Armee Maillebois' noch mit der bayerischen an der österreichischen Grenze stand, so hielt doch Fürst Lobkowitz mit 16 000 Ungarn noch immer den Marschall Belle-Isle mit 16 000 Franzosen in Prag eingesperrt. Das Korps von Belle-Isle bestand fast nur aus Fußvolk und das österreichische aus Reiterei. Diese Lage der Dinge beunruhigte d'Argenson; war es nun Ungeduld oder Verdruß der Unüberlegtheit – genug, er schickte Marschall Belle-Isle die Order zu, Prag zu räumen. Ein solcher Befehl war leichter gegeben als ausgeführt. Marschall Belle-Isle traf hiernach seine Vorkehrungen; er ließ am 16. Dezember abends bei sehr empfindlicher Kälte die Besatzung ausrücken, kam dem Fürsten Lobkowitz um drei Märsche zuvor, schlug einen beschwerlichen Weg ein, der der feindlichen Kavallerie wenig Spielraum ließ, zog die Eger entlang und kam am zehnten Tag seines Ausrückens nach Eger. 4000 Mann kamen vor Mangel und Kälte in den forcierten Märschen um, die sie machen mußten, und dieses zerrüttete Heer, nur noch 8000 Kampffähige zählend, wurde geteilt. Was noch imstande war zu dienen, stieß zu Maillebois in Bayern, und die Korps, die gänzlich zerstört waren, wurden nach dem Elsaß geschickt, um ergänzt zu werden.

Böhmen war auf diese Weise erobert und wieder verloren, ohne daß irgendein Sieg der Franzosen oder Österreicher über das Schicksal der Reiche entschieden hätte. In jedem anderen Land als in Frankreich hätte ein Rückzug wie der von Belle-Isle eine allgemeine Bestürzung verursacht; in Frankreich, wo man kleine Dinge mit Würde und große mit Leichtsinn behandelt, lachte man nur darüber, und Belle-Isle wurde besungen. Liedchen verdienen zwar nicht in ein so ernstes Werk wie unseres eingerückt zu werden, aber da diese Art Züge den Geist der Nation bezeichnen, so können wir das folgende nicht auslassen:

Als Belle-Isle sich jüngst bei Nacht
Still aus Prag davongemacht,
Zu dem Mond er also spricht:
»Luna, meiner Lage Licht,
meines Glückes Stern und Hort,
Leite du mich immerfort!«

Bei solcher Gelegenheit hätte man in London gefastet, in Rom das Sakrament ausgestellt, in Wien Köpfe abgeschlagen – es war klüger, sich durch ein Epigramm zu trösten.

Der Rückzug Marschall Belle-Isles hatte das Los aller menschlichen Taten. Es gab Enthusiasten, die ihn mit dem Rückzug Xenophons und seiner zehntausend verglichen; andere behaupteten, diese schmähliche Flucht könne nur mit der Niederlage bei Guinegate verglichen werden. Beide hatten unrecht: 16 000 Mann, die aus Prag rücken und sich vor 16 000 Mann Verfolgern aus Böhmen ziehen, haben weder solche Gefahren zu bestehen noch solche langen Wege zu machen wie Xenophons Truppen, die tief aus Persien nach Griechenland zurückgingen; man muß aber auch nichts übertreiben und einen Marsch, auf dem die Franzosen von den Feinden nicht angegriffen werden konnten, als eine gänzliche Niederlage schildern. Belle-Isles Vorkehrungen waren gut, nur ist er zu tadeln, daß er auf seinem Zug die Truppen nicht genug geschont hat.

Seitdem nahm das Glück der Königin ein freundlicheres Aussehen an. Feldmarschall Traun schlug in Italien Gages, welcher über den Panaro ging, um ihn anzugreifen. Dieser Sieg befriedigte den Wiener Hof nicht. Er fand, daß Feldmarschall Traun noch nicht genug getan habe; er verlangte Schlachten von umfassenderen Folgen – kurz, der Feldmarschall wurde wie Apollo von Midas beurteilt, und doch war er der erste ihrer Generale, der die Feinde besiegt hatte. Das österreichische Haus fing an, verlorene Provinzen wiederzuerobern, und sicherte die bedrohten. Dennoch litt es sehr unter den Lasten dieses Krieges und würde vielleicht erlegen sein, wenn diese ersten Lichtstrahlen des Glücks nicht den guten Willen seiner Bundesgenossen wieder belebt hätten.

Der König von England gab Beweise des größten Eifers für die Erhaltung der Königin von Ungarn. Der Beweggrund, der ihn so handeln ließ, war größtenteils ein eingefleischter Haß gegen Frankreich. Er hatte in seiner Jugend gegen diese Macht gedient; er hatte der Schlacht bei Oudenaarde beigewohnt, worin er eine hannoversche Schwadron zum Angriff anführte und sich durch Tapferkeit auszeichnete; er setzte einen Wert darein, Armeen anzuführen, um Heldenruhm zu ernten. Die Gelegenheit bot sich: Er hatte Truppen in Flandern; wenn er sich für die Königin erklärte und über das Meer setzte, konnte niemand ihm den Oberbefehl über seine Truppen streitig machen; außerdem konnte er den hannoverschen Schatz mit den Subsidien, die die Engländer ihm für seine Hannoveraner bezahlen würden, bereichern.

Was Lord Carteret betrifft, so benötigte er den Krieg, um sich bei seinem Herrn und bei der englischen Nation zu behaupten. Der Handel dieser Inselbewohner war, seitdem sie mit Spanien Krieg hatten, sehr behindert. Damit ein großer Schlag diese Handelsangelegenheit entscheidend ordnete, mußte er zu Lande und in Europa getan werden. Frankreich hielt man für halb zugrunde gerichtet durch die Anstrengungen, die es zur Behauptung Bayerns und Böhmens gemacht hatte; es war mit Spanien verbündet. Schwächte

man eine dieser Mächte, so schwächte man die andere mit. Man mußte also die Franzosen entweder in Deutschland oder in Flandern schlagen, um zur See eine Überlegenheit zu erlangen, die dem englischen Handel wirklichen Nutzen gewährte. Da der König, sein Minister und die Nation – obgleich aus verschiedenen Gründen – dasselbe wünschten, so wurde beschlossen, die englischen, hannoverschen und hessischen Truppen, die sich in Flandern befanden, mitten in Deutschland einrücken zu lassen.

Je mehr dieses Vorhaben dem König von England zusagte, desto weniger gefiel es dem König von Preußen. Dieser durfte das Gleichgewicht, das sein Interesse selbst während des Krieges zwischen den streitenden Parteien zu erhalten erforderte, nicht aus den Augen verlieren. Wenn Österreich im Deutschen Reich ein entschiedenes Übergewicht über Bayern erlangte, so verlor Preußen seinen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten; es mußte also dafür gesorgt werden, daß der König von England und die Königin von Ungarn nicht, geblendet von den zu erwartenden Siegen, den Kaiser absetzten. Dem König stand nur das Mittel zu, deshalb Vorstellungen zu machen; er bot daher alle Argumente auf, die ein deutscher Fürst, voll von Eifer für sein Vaterland und von Treue für das Deutsche Reich, anwenden kann; er beschwor den König von England, nicht ohne sehr wichtige Ursachen das Deutsche Reich zum Schauplatz eines Krieges zu machen, der ausbrechen würde, und zu bedenken, daß es keinem Mitglied des Reiches erlaubt sei, ohne Genehmigung des Reichstags fremde Truppen ins Vaterland einrücken zu lassen. Mehr konnte der König unter den obwaltenden Umständen nicht tun. Er konnte nicht auf Frankreich zählen, das er durch den Breslauer Frieden gegen sich gestimmt hatte; er konnte sich nicht mit den Engländern anlegen, denn diese waren die einzigen, die für den Frieden Gewähr leisteten. Es war auch noch nichts so weit gediehen, um ihn zu veranlassen, seine Staaten in einen neuen Krieg zu stürzen. Der König mußte sich also mit einem Versprechen

des Königs von England begnügen, der sich erbötig machte, nichts gegen die Würde oder gegen die Erbländer des Kaisers zu unternehmen.

Der König unterhandelte nicht bloß mit England; er hatte auch in Petersburg über Angelegenheiten, die ihn unmittelbarer angingen, eine Unterhandlung eingeleitet; sie hatte zum Zweck, von der russischen Zarin die Gewährleistung für den Breslauer Frieden zu erlangen. Engländer und Österreicher widersetzten sich dann im stillen aus allen Kräften. Die beiden Brüder Bestushew, Minister der Kaiserin, fanden durch allerlei Schwierigkeiten, die sie erhoben, Mittel, die Abmachung dieser Angelegenheit in die Länge zu ziehen. Die Königin von Ungarn betrachtete die Abtretung Schlesiens als einen Akt des Zwanges, den sie jederzeit widerrufen könnte, indem sie das, was der Drang der Umstände sie anzunehmen genötigt hätte, auf die Not schieben würde. Die Engländer wollten den König von Preußen isolieren und jeder Stütze berauben, um ihn ganz von sich abhängig zu machen. Wie auch die Fürsten ihre Absichten zu verdecken suchen, so wird es ihnen doch schwer, sie undurchdringlich zu machen.

Damals wurde der Friede von Friedrichshamn zwischen Rußland und Schweden ratifiziert; der Verlust eines unbebauten Teils von Finnland war das geringste Übel, das Schweden erlitt; aber die Willkür, die die Russen in Stockholm ausübten, war für diese Nation die höchste Schmach. Ein Untertan der Zarin war in Schweden etwa so angesehen wie es ein römischer Senator zur Zeit Cäsars in Gallien sein mochte.

Eine unglückliche Nation hat immer Feinde. Die Dänen wollten aus dem Unglück der Schweden Gewinn ziehen. Der Reichstag war in Stockholm versammelt, um den eben mit Rußland geschlossenen Frieden zu ratifizieren und um einen Thronfolger zu ernennen. Der König von Dänemark, der beabsichtigte, die drei Kronen von Schweden, Dänemark und Norwegen auf das Haupt seines Sohnes zu setzen,

veranlaßte einen Aufstand in Dalekarlien, wiegelte die Geistlichkeit auf und bestach manche des Bürgerstandes; aber er fand in der Ausführung seines Planes so viele Schwierigkeiten, daß dieser im Entstehen schon zerfiel. Die dänischen und die schwedischen Truppen sammelten sich schon an den Grenzen; der Reichstag zu Stockholm bemühte sich, Beistand zu erlangen, und nahm die Gefälligkeit des Königs von Preußen in Anspruch, um mit seinen Nachbarn einen Vergleich zu vermitteln. Der König nahm sich Schwedens an, und der König von Dänemark erwiderte ihm, daß er, seine Vorstellungen berücksichtigend, nichts übereilen werde. Was aber fast unglaublich erscheint: dieselben Schweden, die soeben einen schimpflichen Frieden mit Rußland gemacht hatten, flehten um den Schutz der Zarin gegen die Dänen! Elisabeth gewährte ihnen diesen und sandte General Keith auf Galeeren mit 10 000 Mann Hilfstruppen hin. Damals wurde unter dem Schutz dieser Truppen der Herzog von Holstein und Bischof von Lübeck statt des dänischen Prinzen zum Nachfolger des bejahrten Königs von Schweden, Landgrafen von Hessen, erwählt. In fast einem und demselben Jahr also war Schweden von der russischen Zarin geschlagen, beschützt und dem Herzog von Holstein übergeben worden. Der Senat in Stockholm suchte für soviel Unglück Trost in seiner Grausamkeit, und die Generale Buddenbrock und Lewenhaupt wurden auf dem Blutgerüst hingerichtet. Man hatte sie des Verrates und der Untreue angeklagt, aber ihnen nichts beweisen können; ihre Schuld bestand nur in Unwissenheit und Schwachheit.

Doch es ist Zeit, diese tragischen Szenen des Nordens zu verlassen und uns nach dem Süden zu wenden, um zu sehen, was in Böhmen vorging, nachdem die Franzosen abgezogen waren. Die Königin von Ungarn reiste nach Prag, um Böhmens Huldigung zu empfangen, das sie durch Entschlossenheit ebensosehr wie durch die Waffen wiedergewonnen hatte. Am Krönungstag selber erfuhr sie, daß Feldmarschall Khevenhüller, von Schärding auf Braunau marschierend,

von da den General Minucci, der 7000–8000 Kaiserliche befehligte, verjagt hatte. Das Nähere darüber haben wir von preußischen Offizieren, die diesen Feldzug als Freiwillige in österreichischen Diensten mitmachten. Khevenhüller rückte auf Schärding, einem befestigten Ort am Inn, nahe der österreichischen Grenze, vor; seine Truppen sammelten sich aus ihren Winterquartieren auf verschiedenen Wegen dorthin. Ungeachtet dieser geschickte Feldherr Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatte, um seine Absichten zu verheimlichen, wurde Feldmarschall Seckendorff doch davon unterrichtet und gab Minucci Befehl, sich von Braunau zurückzuziehen. Dieser nicht sehr umsichtige General verstand weder den Rückzug gehörig zu ordnen, um seines Vorgesetzten Befehlen nachzukommen, noch eine vorteilhafte Stellung einzunehmen, um den Feind zu erwarten und ihm Widerstand zu leisten. Bald stand Khevenhüller den Bayern gegenüber. Er fand die Front Minuccis unangreifbar, weil ein tiefer Graben beide Heere schied; dessen rechter Flügel lehnte sich an Braunau, das in der Eile während des Winters befestigt worden war. Allein so fest dieser Posten zur Rechten und von vorn war, so schwach war er zur Linken. Dies bemerkte Khevenhüller sofort; er schickte Berlichingen mit einer Schar Reiterei ab, die die Kaiserlichen umging und, auf Umwegen vorrückend, den freistehenden linken Flügel anfiel, während Nadasdy mit seinen Husaren die Truppen Minuccis von vorn angriff. Es war gar keine Schlacht; die Bayern entflohen, ohne sich zu verteidigen; ein Teil ihrer Kavallerie flüchtete nach Braunau, und ihre Infanterie rettete sich auf das Glacis dieser Stadt. Minucci, der größte Teil seiner Truppen und die Stadt Braunau ergaben sich bald dem Sieger; einige Reste der Kavallerie schlugen den Weg nach Burghausen ein, wo noch ein kaiserliches Truppenkorps stand.

Die Franzosen, die sich in Osterhofen befanden, erwarteten die Österreicher nicht. Der alte Broglie, der dieses Heer mit Marschall Maillebois und Feldmarschall Seckendorff befeh-

ligte, war von letzterem dringend aufgefordert worden, dem Feind zuvorzukommen und Truppen zusammenzuziehen, ehe Khevenhüller etwas unternehmen könnte; aber er fand kein Gehör. Seine Feinde wollten sogar behaupten, es wäre ihm nicht unlieb, daß der Krieg, zu dem Marschall Belle-Isle das meiste beigetragen hatte, eine üble Wendung nähme; andere meinten – und dies ist wahrscheinlicher –, er habe von seinem Hof Befehl erhalten, nach Frankreich zurückzukehren und Bayern im Stich zu lassen. Wie dem nun sei – aus seinem Benehmen scheint sich die letztere Ansicht zu bestätigen, und der Hof bezeigte ihm bei seiner Rückkehr keine Unzufriedenheit.

Die Österreicher verstanden den Vorteil zu nutzen, der ihnen daraus erwuchs, daß sie beisammen waren und nur gegen getrennte feindliche Haufen zu streiten hatten. Der Fürst von Lothringen kam im Lager an, und ohne zu zögern vertrieb er die Franzosen aus Deggendorf; alles wich vor ihm zurück; sowie er weiter vorrückte, erhielten die Franzosen immer Befehl, sich zurückzuziehen. Einige recht ansehnliche Flüsse, die in Tirol entspringen und, durch Bayern fließend, sich in die Donau ergießen, bieten den Generalen, die sich verteidigen wollen, leichte Gelegenheit, dem Feind die Ufer streitig zu machen; aber der Prinz von Lothringen ging über diese, ohne Widerstand zu finden. Broglie brach von Straubing auf, wo er ein großes Magazin hatte, und ließ nur eine schwache Besatzung darin, die den Feinden in die Hände fiel. Eine Verstärkung von 10 000 Franzosen war bereits in Donauwörth angelangt, um zu ihm zu stoßen; diese wurden jedoch die Gefährten seiner Flucht. Ungeachtet der nachdrücklichsten Vorstellungen Seckendorffs, verließen die Franzosen und hielten erst in Straßburg an, wo Broglie am Tag seiner Ankunft einen Ball gab, wahrscheinlich, um den glänzenden Feldzug, den er eben beendet hatte, zu feiern.

Der unglückliche Seckendorff, der sich bemühte, die Trümmer der Kaiserlichen, die sich in Braunau so schlecht gehal-

ten hatten, zusammenzuraffen, vereinigte sie mit dem Korps bei Burghausen und zog sich eiligst nach München zurück, von wo er wiederum abging, um zur französischen Armee zu stoßen. Da er sich indessen überzeugte, daß diese Truppen wieder über den Rhein gehen würden, schrieb er an Marschall Broglie, da die Franzosen ihn im Stich ließen, sähe sich der Kaiser genötigt, sie seinerseits zu verlassen und auf seine Sicherheit so gut als möglich bedacht zu sein. Hierauf bat er sogleich den Prinzen von Lothringen und Khevenhüller um Einstellung der Feindseligkeiten, wozu sich jene bereit erklärten, indem sie ihm versprachen, die kaiserlichen Truppen, solange sie sich auf neutralem Reichsgebiet befänden, nicht anzugreifen. Die durch ihre Siege geblendeten Österreicher verachteten diese Truppen zu sehr, um sie entwaffnen zu wollen. Ihr Plan war, an den Rhein vorzudringen, in der eitlen Hoffnung, Lothringen wiederzuerobern. Glück ist im Krieg oft gefährlicher als Unglück; einer wird dadurch zu sicher und der andere zu dreist. Der größte General der Welt wäre derjenige, der unter verschiedenen Glücksumständen gleich bliebe und die Tätigkeit niemals von der Klugheit trennte.

Während der Prinz von Lothringen an den Rhein zog, wurde Deutschland von einer neuen, fremden Armee überschwemmt, die, unter dem Vorwand, es zu beschützen, zum Verderben des Landes mitwirkte. Der König von England hatte seine hannoverischen und englischen Truppen unter dem Befehl von Lord Stairs zum Niederrhein geschickt. Georg kam selbst übers Meer nach Hannover, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen. Lord Stairs, der in Höchst stand, versuchte über den Main zu gehen; die Franzosen, die ihn sorgfältig im Auge hatten, nötigten ihn bald, seine frühere Stellung wieder einzunehmen. Dieser Schülerstreich ließ den König von England befürchten, sein von Natur aus heftiger General könnte wohl gar noch unvorsichtiger sein, und er eilte daher, den Oberbefehl seiner Truppen selbst zu übernehmen. Dieses Korps bestand aus 17 000

Engländern, 16 000 Hannoveranern, 10 000 Österreichern, zusammen also 43 000 Mann. 6000 Hessen und einige hannoversche Regimenter waren noch auf dem Marsch, um zu ihnen zu stoßen. Lord Stairs hat mit so wenig Einsicht gehandelt, daß es seinen Soldaten an Brot und seinen Pferden an Futter fehlte. Um dem Übel abzuhelfen, lagerte sich der König bei Aschaffenburg; aber dies genügte nicht, um die Nachlässigkeit in Herbeischaffung von genügend Lebensmitteln wiedergutzumachen. Der Rhein konnte nützen, und der König entfernte sich von diesem Fluß und fand sich dadurch noch mehr als vorher eingeengt durch den Main und die das jenseitige Ufer beschützenden Franzosen, während er hinter sich die kahlen Berge des Spessart hatte; diesen Fehler merkte er nur zu bald. Marschall Noailles hungerte den englischen Monarchen in seinem Lager aus, und da er voraussah, daß jener sich nur noch wenige Tage darin werde halten können, so faßte er einen Plan, der des größten Feldherrn würdig ist. Er nahm Dettingen, ließ zwei Brücken über den Main schlagen und an den Seiten für seine Kavallerie Furten machen. All dies geschah, ohne daß der König von England das geringste davon merkte. Dies war das Vorspiel zu der Schlacht, die bald geliefert werden sollte.

Um davon einen richtigen Begriff zu haben, muß man wissen, daß die an den Quellen des Main ausgehungerte englische Armee ihren Unterhalt nur erlangen konnte, wenn sie ihren Weg nach Hanau nahm. Der linke Flügel mußte dann beim Heraustreten aus dem kleinen Gebirge den Main entlangziehen und durch die kleine Ebene von Dettingen kommen. Noailles hielt nun eine Abteilung bei der Hand, um Aschaffenburg sogleich zu besetzen, sowie die Engländer abziehen würden. Er hatte den ganzen Main entlang verdeckte Batterien anlegen lassen, von denen er auf die marschierende verbündete Armee ganz nahe schießen konnte; der stärkste Teil seines Heeres sollte über den Main gehen, um sich hinter einem Bach aufzustellen, der vom Spessart

vor dieser Front herabfließt und in den Main fällt. Diese Truppen besetzen also die Straße nach Hanau. Der englische König fand also beim Ausrücken eine Armee vor sich und Batterien in der Flanke. Wenn Noailles diesen Plan ebenso genau durchgeführt hätte, wie er ihn mit Einsicht entworfen hatte, so wäre der englische König gezwungen worden, entweder die französische Armee in ihrer sehr vorteilhaften Stellung anzugreifen, um sich mit Gewalt den Weg nach Hanau zu erkämpfen, oder durch die öde Gegend des Spessart zurückzuziehen, was die unvermeidliche Folge gehabt hätte, daß seine Truppen aus Mangel an Lebensmitteln auseinanderfielen.

Der Hunger drängte die Engländer aus Aschaffenburg, wie Noailles richtig vorhergesehen hatte. Die Truppen, die sich korpsweise gelagert hatten, marschierten nicht kolonnenweise, sondern kamen in Abständen nacheinander; erst die Hannoveraner, dann die Engländer und zuletzt die Österreicher. Der König fuhr in seiner Kutsche neben den hannoverschen Truppen. Während des Zuges erhielt er die Nachricht, daß sein Vortrab von einem Haufen französischer Kavallerie angegriffen worden sei, und bald darauf, daß die ganze französische Armee über den Main gegangen sei und ihm gegenüber in Schlachtordnung stehe. Der König stieg zu Pferd und wollte das selbst sehen. Die Kanonade der Franzosen begann, sein Pferd wurde scheu und hätte ihn mitten unter die Feinde getragen, wenn nicht ein Stallmeister sich davor geworfen hätte, um es anzuhalten. Georg schickte das Pferd zurück und kämpfte zu Fuß an der Spitze eines Bataillons Engländer. Die Truppen hatten ein kleines Gehölz zu passieren; dies gab ihnen Zeit, die anderen Korps von der sie bedrohenden Gefahr zu benachrichtigen. Der Herzog von Aremberg und Neipperg eilten mit ihren Österreichern herbei und stellten ihre Armee der französischen gegenüber auf, so gut es die Umstände zuließen. Da das Schlachtfeld nur 1200 Schritt Breite hatte, so waren die Bundesgenossen genötigt, sieben oder acht Linien zu bilden. Die Franzosen

ließen ihnen nicht Zeit, ihre Dispositionen ruhig zu treffen; die königliche Leibgarde griff sie an, drang durch vier Linien Kavallerie, warf, was ihr entgegenkam, nieder und vollbrachte Wunder der Tapferkeit; sie hätte vielleicht den Sieg allein davongetragen, wenn sie nicht immer neue Linien vorgefunden hätte. Da diese wiederholten Angriffe sie in Unordnung brachten, bemerkte dies das österreichische Regiment Styrum und warf sie zurück. Dadurch hätten die Franzosen aber die Schlacht nicht verloren; die eigentliche Ursache muß der unvorsichtigen Bewegung von Harcourt und von Grammont zugeschrieben werden. Sie befanden sich im rechten Flügel mit der Brigade der französischen Garde. Sie verließen eigenmächtig diesen Posten und versuchten dem linken Flügel der Bundesgenossen, der am Main hinzog, in die Flanke zu kommen; durch diese Bewegung behinderten sie ihre Batterien jenseits des Mains, die bisher die Bundesgenossen sehr beunruhigt hatten. Die französische Garde hielt die erste Salve der Österreicher nicht aus, ergriff schimpflich die Flucht, und viele stürzten in den Main, wo sie umkamen, während andere Mutlosigkeit und Schrecken in die Armee brachten.

Prinz Ludwig von Braunschweig, der unter den Österreichern diente, überredete nur mit der größten Mühe den König von England, die Engländer vorrücken zu lassen, und doch waren diese es, die die Franzosen zum Rückzug über den Main zwangen.

Die Franzosen scherzten darüber. Man nannte das Treffen »Die zerbrochenen Stäbe«, weil Harcourt und Grammont den Angriff nur unternommen hatte, um für ihre Tapferkeit den Marschallstab zu erhalten. Die französische Garde bekam den Spottnamen »Main-Enten«. An der Wohnung von Noailles wurde ein Degen aufgehängt mit der Unterschrift: »Du sollst nicht morden!« Freilich hätte dieser Marschall nicht bei seiner Batterie jenseits des Mains bleiben dürfen. Wenn er bei der Armee gewesen wäre, hätte er gewiß nicht der französischen Garde erlaubt, so zur Unzeit anzugreifen,

und wenn die Truppen auf ihrem Posten geblieben wären, hätten die Bundesgenossen sie gewiß nicht verdrängt.
Diese Schlacht verschaffte dem König von England nichts weiter als Lebensmittel für seine Truppen. Das Geschütz der Hannoveraner wurde gut bedient; einige ihrer Regimenter und einige österreichische – besonders das Styrumsche – zeichneten sich aus. Neipperg trug am meisten zum Sieg bei und wurde vom Prinzen von Braunschweig gut unterstützt. Ich weiß von einem Offizier, der sich an Ort und Stelle befand, daß der König von England während der ganzen Schlacht vor seinem hannoverschen Bataillon stand, den linken Fuß zurückgezogen, das Schwert in der Hand und den Arm ausgesteckt, etwa in der Stellung, die die Fechtmeister annehmen, um die Quarte zu stoßen. Er gab Beweise von Tapferkeit, aber keine Schlachtbefehle. Der Herzog von Cumberland focht bei den Engländern an der Spitze der Garde; er erwarb sich Bewunderung wegen seiner Tapferkeit und Menschenliebe. Selbst verwundet, befahl er dem Wundarzt, zuvor einen französischen Gefangenen, der mehrere Schüsse erhalten hatte, zu verbinden.
Die Alliierten dachten nicht an Verfolgung der Franzosen; sie waren nur darauf bedacht, Lebensmittel im Magazin in Hanau zu finden. Nachdem der Sieger auf dem Schlachtfeld zu Abend gepeist hatte, setzte er seinen Weg sogleich fort, um sich den Lebensmitteln zu nähern. Das Sonderbarste hierbei war, daß nach dieser gewonnenen Schlacht Lord Stairs durch ein Handschreiben Marschall Noailles ersuchte, für die Verwundeten auf dem Schlachtfeld Sorge zu tragen, das die Sieger jetzt verließen. Da die Verbündeten alle an ihren Hüten grüne Bänder trugen, so heftete man einen Lorbeerzweig an den des Königs, der ihn auch ohne Bedenken trug. Das sind Armseligkeiten, aber sie schildern die Menschen.
Dieser Sieg machte dem König von Preußen nicht solches Vergnügen wie dem von England. Er fürchtete, das unentschlossene, durch Unfälle entmutigte französische Ministe-

rium würde den Ruhm Ludwigs XV. und die Sache des Kaisers aufopfern, um sich aus den von allen Seiten zunehmenden Verlegenheiten zu ziehen. Um über die Schritte der Bundesgenossen ins reine zu kommen, sandte er den jungen Grafen Finde ab unter dem Vorwand, den König von England wegen seines Sieges zu beglückwünschen, eigentlich aber, um das Verhalten Lord Carterets zu beobachten und die Unterhandlungen, die etwa in jenem Lager angeknüpft würden, zu entdecken. Prinz Wilhelm von Hessen, der Bruder des schwedischen Königs, war besten Sinnes für die Sache des Kaisers. Man bediente sich seiner als Kanal, um Lord Carteret einige Vergleichsvorschläge zur Aussöhnung Bayerns und Österreichs zugehen zu lassen; aber dieser Engländer war nicht gewitzt genug, um seine Gedanken zu verbergen, und man bemerkte, daß er vom Vergleich nichts wissen, sein Herr den Krieg und die Königin von Ungarn die Kaiserkrone für ihren Gemahl haben wollte und daß beide gleich nach Bayerns Verderben trachteten. Der König von England legte bald das angenommene Amt eines Beschützers des Reiches nieder; eine fremde Rolle ist schwer durchzuführen, man befindet sich nur wohl in der eigenen Natur. Er versagte trotzig die Entschädigungen, die mehrere Fürsten für den von seinen Truppen in ihren Ländern angerichteten Schaden verlangten; ja er weigerte sich sogar, die ihm gelieferten Lebensmittel und Fourage zu bezahlen. Er bediente sich in einer Schrift, die er drucken ließ, um die Verweigerung dieser Entschädigungen zu rechtfertigen, eines seltsamen Ausdrucks; er sagte nämlich: »Das wenigste, was die Reichsfürsten tun können, ist, die Armee ihres Befreiers und Retters freizuhalten; dennoch will ich mich bereit finden, dafür zu zahlen, je nachdem diese Stände sich gegen mich benehmen werden.« Dieser Trotz entzog ihm vollends alle Gemüter; der ärgste Despot drückt sich nicht herrischer aus. Der König handelte aus Eigennutz, Carteret war von Natur gewalttätig; diese Art Charaktere pflegen sich nicht gemäßigt auszudrücken.

Während all dies am Main vorging, verfolgte der Prinz von Lothringen die Franzosen bis an den Rhein. Seine Armee war in drei Kolonnen geteilt, und während sie nach den Grenzen des Elsaß hin vorrückten, begaben sich er und Feldmarschall Khevenhüller ins englische Lager, was um so leichter geschehen konnte, als Noailles bei Oppenheim über den Rhein gegangen war. Der König von England wollte eine übereinstimmende Bewegung anordnen, mittels derer beide Armeen streng gemeinsam einem einzigen Ziel zustrebten, das ihrer Verabredung gemäß darin bestand, Lothringen wiederzuerobern. Zu diesem Zweck sollte der König von England bei Mainz über den Rhein gehen und gerade in das Elsaß einfallen, um dem Prinzen von Lothringen den Übergang über den Rhein bei Basel zu erleichtern, worauf er Lothringen einnehmen und seine Truppen in Burgund und der Champagne Winterquartiere beziehen lassen sollte. Diese Pläne waren großartig; die Ausführung entsprach ihnen aber sehr schlecht. Der König von England, der kein Hindernis vor sich sah, ging über den Rhein bei Mainz und rückte auf Worms. Prinz Karl von Lothringen, minder glücklich, ließ einige Truppen auf eine Rheininsel und einige ungarische Truppen aufs andere Ufer übersetzen. Diese wurden mit Verlust zurückgeschlagen; die Rheininsel wurde wieder verlassen, und der Prinz zog im Breisgau am Ende des Feldzuges, der so glänzend begonnen hatte, tatenlos hin.

Das Lager zu Worms wurde hierauf durch die Untätigkeit der Truppen der Mittelpunkt der Unterhandlungen. Die Franzosen bedienten sich allerlei Mittel, um das Terrain zu sondieren; sie machten Lord Carteret verschiedene Vorschläge, um zu sondieren und wahrzunehmen, unter welchen Bedingungen man über den Frieden einig werden könnte. Die Pläne des Königs von England überstiegen alles, was Frankreich mit Anstand bieten konnte. König Georg, der wußte, daß der König von Preußen von seinen Rücksprachen in Kenntnis gesetzt worden war, wollte sich dieses

Georg II. König von England.
Schabkunstblatt von Faber nach Highmore.

Umstandes bedienen, um ihn zu täuschen. Er eröffnete ihm einen Friedensplan, demzufolge Frankreich sich erbot, der Königin von Ungarn zur Wiedereroberung Schlesiens beizustehen, wenn sie ihrerseits den Kaiser anerkennen und wieder in den ruhigen Besitz Bayerns bringen wolle. Lord Hyndford begab sich nach Schlesien, wo der König damals war, um ihm diese Mitteilung zu machen; aber es geschah mit solcher Geschäftigkeit, daß er, anstatt den König von der Wahrheit zu überzeugen, vielmehr den Verdacht erregte, daß diese Vorschläge Frankreichs falsch und erdichtet seien. Die Gesinnung des Königs von England gegen Preußen war zu bekannt, seine Böswilligkeit offenbarte sich schon in seinem Benehmen gegen den Grafen Finck. All dies bestätigte den König in der Meinung, daß diese freundliche Mitteilung eine Falle sei, die Carterets listige Politik ihm stellte; indessen erwiderte er Lord Hyndford, er erkenne die Beweise der Freundschaft, die der König von England ihm bei dieser Gelegenheit darlege, dankbar an, aber auf die Redlichkeit der Königin von Ungarn, auf die Weisheit des Königs Georg und auf seine Gewährleistung sich verlassend, hege er die Zuversicht, daß diese beiden Mächte niemals in Pläne, die ihren Verpflichtungen so sehr zuwiderlaufen, eingehen würden, zumal deren Ausführung schwerer sein dürfte, als man sich etwa vorstellte. Der englische Minister erwartete keine solche Antwort und konnte die auf seinem Gesicht hervortretende Unzufriedenheit nicht unterdrücken.

Wie unwahrscheinlich war es auch, daß der König von Frankreich, um mit der Königin von Ungarn Frieden zu haben, ein so lächerliches Mittel ergreifen würde, wie dieses wäre, wodurch er sich in einen neuen Krieg verwickelt und sich selbst zum Werkzeug der Erhebung Österreichs gemacht hätte, während dessen Erniedrigung zu den fortwährenden Interessen seines Reiches gehörte! War es nicht viel natürlicher, anzunehmen, daß dies eine von Lord Carteret erdichtete Fabel sei, um den König von Preußen gegen Frankreich zu stimmen? Konnte doch Carteret so denken:

Der König von Preußen ist lebhaft, gerät leicht in Flammen; eine Mitteilung wie die vorliegende wird ihn mit Zorn erfüllen; Lord Hyndford wird dies nützen und ihn reizen, bis er sich gegen Frankreich erklärt, und dann haben wir diesen Beistand wohlfeilen Kaufs. Inzwischen muß man gestehen, daß Lord Hyndfords Nachricht soviele anscheinend genaue Einzelheiten enthielt, daß es wert war, sich darüber Aufklärung zu verschaffen, ehe man ihn ganz beseitigte. Diese Einzelheiten waren folgende: Ein gewisser Hatsel, ein Abgeordneter Frankreichs, war zum Kurfürsten von Mainz gekommen, um diesem die Vorschläge, die man den Engländern machen wollte, im Geheimen mitzuteilen. Die österreichischen Intrigen hatten die Erwählung des Grafen von Ostein zum Kurfürsten von Mainz an die Stelle des Grafen von Eltz, der Karl VII. gekrönt hatte, bewirkt. Er war also eine Kreatur der Österreicher und wurde überdies von den Engländern besoldet, denen er sich ganz und gar verkauft hatte. Man sandte nun den Grafen Finck nach Mainz, um diese Tatsache zu ermitteln, und setzte in Frankreich alles in Bewegung, um möglicherweise hinter die Wahrheit zu kommen. All dies war verlorene Mühe. Vielleicht hatte Hatsel aus eigenem Antrieb das gesprochen, was zu der Geschichte Anlaß gab. Das Ganze war ein Abgrund von Lug und Trug; es gehörte ein neuer Ödipus dazu, um durch das Geheimnis zu dringen.

Eine wichtigere Unterhandlung wurde damals angeknüpft. Der Hof von Versailles beabsichtigte, den König von Sardinien in Frankreichs und Spaniens Interesse zu ziehen. Es bestand zwar ein provisorischer Vertrag zwischen Karl Emanuel und Maria Theresia, der aber in so zweideutigen und allgemeinen Ausdrücken abgefaßt war, daß man ihn ohne Unredlichkeit brechen konnte. Die Unterhandlung der Franzosen in Turin schritt vor und hätte zum Abschluß kommen können, wenn nicht Franzosen und Spanier über unbedeutende Dinge zu sehr gehandelt hätten. Lord Carteret erfuhr, was in Turin vorging. Er handelte nicht, sondern

überbot auf Österreichs Unkosten die Franzosen und erreichte sein Ziel beim König von Sardinien. Dem mit ihm geschlossenen Traktat zufolge trat die Königin von Ungarn ihm das Gebiet von Vigevano, Tortona und einen Teil des Herzogtums Parma ab, und der König von Sardinien verbürgte ihr unter dem Versprechen, sie aus allen Kräften zu verteidigen, alles, was sie in Italien besaß. Dieser Vertrag wurde in Worms geordnet und abgeschlossen.

Der Wiener Hof war äußerst aufgebracht über die Abtretungen, zu denen die Engländer ihn fortwährend nötigten. Man sah in den Engländern seltsame Bürgen für die Pragmatische Sanktion, die immer neue Brüche darin machten. Der König von Preußen hielt diese Stimmung für günstig, um den Österreichern friedlichere Gesinnungen einzuflößen. Er stellte ihnen vor, daß sie nicht die ihnen gebührende Rolle in Europa spielten, daß, wenn der Kaiser eine Puppe Ludwigs XV. heiße, sie ebenso als ein Spielwerk Georgs II. erschienen und daß der Friede das einzige Mittel für sie sei, um aus Englands Vormundschaft herauszukommen. Diese Vorstellungen drangen um so tiefer ein, als die Tatsachen sich so verhielten. Dessenungeachtet riß die Hoffnung, Lothringen wiederzuerobern, sie fort, ihre bereits getanen Schritte weiter zu verfolgen. Der König von Preußen wünschte den Frieden; er predigte allen Mächten Mäßigung; er versuchte einen Teil zu besänftigen, einen anderen zurückzuhalten. Es war schon genug, wenn man verhinderte, daß Öl ins Feuer gegossen würde; so wäre dieses am Ende aus Mangel an Brennstoff ausgegangen. Allein die besten Absichten gelingen nicht immer. Die englischen Guineen fingen an, die holländische Republik in Gärung zu bringen. Die oranische Partei wollte Krieg; die echten Republikaner wünschten den Frieden erhalten zu sehen. Die Kraft der Guineen besiegte endlich die Beredsamkeit der besseren Bürger, und die Vereinigten Niederlande erklärten sich für die ihnen fremde Sache der Königin von Ungarn und die ihnen unbekannten Pläne Carterets. Sie schickten (im Au-

gust) zur Verstärkung des Wormser Heeres 20 000 Mann, wovon 14 000 anlangten, die übrigen auseinandergingen.
Marschall Noailles, der einen Teil dieses Feldzuges hinter dem Speyerbach zugebracht hatte, verließ diese Position, um sich Landau zu nähern und sich mit Marschall Coigny, der statt des bejahrten Broglie den Oberbefehl der Truppen übernommen hatte, leicht zu vereinigen, wenn der Prinz von Lothringen den Übergang über den Rhein erzwänge und in das Elsaß eindränge.
König Georg folgte den Franzosen bis an den Speyerbach, wo er nach Schleifung der Verschanzungen, die die Franzosen an dessen Ufern angelegt hatten, die Operationen dieses Feldzugs beendete. Er kehrte nach Hannover zurück, und die Truppen bezogen Winterquartiere in Brabant und im Bistum Münster. Während seines Aufenthalts in Hannover vermählte er seine Tochter Luise mit dem Kronprinzen von Dänemark. Hierauf reiste er nach London, um seinem Parlament in einer prunkvollen Rede von seinen Taten Bericht zu erstatten.
Um sich zu überzeugen, welch geringen Erfolg die Handlungen der Menschen oft haben, muß man nur diesen Feldzug genauer analysieren. Man sammelt ein Heer am Main, ohne für Unterhalt zu sorgen; Hunger und Überraschung zwingen die Bundesgenossen, sich zu schlagen; sie siegen, gehen über den Rhein, gelangen nach Worms; da hält der Speyerbach sie auf, und sie finden kein Mittel, die Feinde aus ihrem Posten zu drängen. Endlich rücken sie auf den Speyerbach vor, den ihnen Noailles überläßt, und die Verstärkung, die sie von den Holländern empfangen, benützen sie nur, um Winterquartiere in Brabant und Westfalen zu beziehen. Nichts ist regelgerecht in diesem Verfahren; es gleicht den Operationen eines Alchimisten, der den Stein der Weisen sucht und dafür eine Farbe findet, an der ihm nichts liegt. Nicht um das Verhalten des Königs zu tadeln machen wir diese Bemerkung – denn viele anderen Generale haben es ebenso gemacht –, sondern nur, um die Leser zu überzeu-

gen, daß die Leute nicht immer so klug sind, wie man es oft behaupten möchte.

Der geringe Erfolg, dessen sich die Österreicher und die Engländer im Feldzug von 1743 zu erfreuen hatten, gab den Franzosen Zeit, ihre eigenen Kräfte zu prüfen und Maßnahmen zu treffen. Sie hatten zwar Bayern eingebüßt, aber es schmeichelte wiederum ihrer Eitelkeit, daß sie den Übergang der Feinde über den Rhein und deren Eindringen in das Elsaß verhindert hatten.

Wie das Glück in diesem Krieg oft die Partei wechselte, so bewirkte der Eigennutz nicht minder einen Wechsel in der Politik der Fürsten. Wir haben berichtet, daß der König von Sardinien den Vertrag zu Worms unterzeichnete. Dieser Traktat verlautete schon zur Zeit, als er noch mit Frankreich und Spanien in Verhandlung stand und man täglich in Versailles der Nachricht vom Abschluß eines Traktats entgegensah. Die Minister Ludwigs XV. waren nicht Herren über ihre Gefühle, und da sie im Betragen des Königs von Sardinien Zeichen von Doppelzüngigkeit und Mangel an Achtung wahrnahmen, so brach ihr Zorn aus. Der französische Minister wurde sogleich aus Turin abberufen; ein Korps von 10 000 Franzosen stieß zum Marchese de Las Minas, der unter Don Philipp im Gebiet von Genua den Oberbefehl hatte. Um sich durch die piemontesischen Pässe einen Weg zu bahnen, versuchte Las Minas bei Castel Delfino durchzudringen; aber der König von Sardinien war ihm zuvorgekommen, hatte sich dort verschanzt und zwei Forts besetzt, die auf Anhöhen rechts und links vom Paß liegen. Die Sardinier verteidigen diese Bergschlucht so kräftig, daß die Franzosen und Spanier, von allen Seiten zurückgeworfen, sich nach der Dauphiné zurückzogen, nachdem sie bei diesem unnützen Zug 6000 Mann eingebüßt hatten.

Da der Wiener Hof es so leicht gefunden hatte, den König von Sardinien in sein Bündnis zu ziehen, so glaubte er einen ähnlichen Vorteil in Rußland erlangen zu können, um seine sogenannte »gerechte Sache« durch dessen Beitritt zu ver-

stärken. Frankreich erfuhr es und sandte den Marquis La Chétardie nach Petersburg zurück, um den Plänen der Feinde entgegenzuarbeiten. Dieser Gesandte, dessen Geschicklichkeit Elisabeth auf den Thron gehoben hatte, rechnete damit, an ihrem Hof Beweise von Erkenntlichkeit zu finden; statt dessen erfuhr er nur Undank. Das Land war in großem Aufruhr. Durch Absetzung so vieler Fürsten waren immer diejenigen Großen, deren Glück von diesen abhing, unzufrieden geworden, und es fehlte der Empörung nur ein Anführer, um auszubrechen. Die Mächte, die sich alle Mühe gaben, um von Rußland Beistand zu erlangen, und dies nicht durchsetzen konnten, benützten jene Keime von Unzufriedenheit, die schon zu gedeihen anfingen, um gegen die Zarin eine Verschwörung anzuzetteln, die zu deren Glück entdeckt wurde. Um diese Umtriebe zu durchschauen, muß man sich erinnern, daß der Wiener Hof mit tiefem Schmerz den Schlag empfand, der den Prinzen Anton von Braunschweig und seine Gemahlin gestürzt hatte; daß Frankreich an jener Umwälzung gearbeitet hatte, genügte schon, um es verhaßt zu machen, um so mehr, als anzunehmen war, daß die Zarin Elisabeth den Dienst, den ihr Frankreich geleistet hatte, nicht vergessen und dieser Macht sich mehr geneigt zeigen würde als Österreich, besonders in Berücksichtigung der nahen Verwandtschaft der Königin von Ungarn mit der abgesetzten Familie. Diese Voraussetzung reichte hin, daß der Wiener Minister sich für berechtigt hielt, zum Sturz der russischen Zarin jedes Mittel zu ergreifen. Der Marchese von Botta d'Adorno, Gesandter der Königin von Ungarn in Petersburg, hatte geheime Anweisungen, um dieses Komplott anzuzetteln; er war an diesem Hof der Sauerteig, der die Gemüter in allen denen, die er besuchte, aufregte. Auch die Frauen wiegelte er auf, und er ließ sich mit Personen jedes Standes und Charakters ein. Mit dem Verrat verband er die Verleumdung, indem er denjenigen, die für den Schwager des Königs von Preußen und dessen Neffen, den abgesetzten jungen Zaren, arbeiten würden, den Schutz des

Königs zusicherte. Die Absicht des Marchese von Botta in dieser ganzen Verhandlung war, wenn die Verschwörung entdeckt würde, den König mit Rußland zu entzweien. Sie wurde wirklich entdeckt, aber durch die Knute erfuhr die Zarin, daß Botta deren Ursache war. Die Sache kam durch einen unbesonnenen und berauschten Russen heraus, der in Petersburg in einem Kaffeehaus aufrührerische Reden führte. Er wurde durch die Polizei verhaftet; er und seine Mitschuldigen gestanden alles, aus Furcht vor der Folter. In Moskau wurden 40 Personen verhaftet, deren Aussagen mit denen der ersten übereinstimmten. Der Gräfin Jagushinski wurde die Zunge herausgeschnitten, die Gemahlin eines Bestushew, Bruders des Ministers, wurde nach Sibirien geschickt, und sehr viele Menschen verdanken die unglücklichen Tage, die sie später verlebten, der Verführung des Marchese Botta. Dieser Minister war so vorsichtig gewesen, sich durch einen neuen Minister ablösen zu lassen, bevor die Verschwörung verlautete, um, falls die Sache mißglückte, nicht seine Person und seinen Charakter preiszugeben. Als die Verschwörung entdeckt wurde, war er in Berlin akkreditiert. Als der König erfuhr, was in Rußland vorging, verbot er ihm den Zutritt zum Hof und verband sich mit der russischen Zarin, um von der Königin von Ungarn dafür Genugtuung zu fordern, weil man den König ebensosehr wie die Zarin beleidigt hatte. Das Gehässigste dabei war, daß Bottas Betragen zum Teil seinem Hof zur Last fiel. Wenn die Franzosen zu solchem Unternehmen das Beispiel gegeben hatten, brauchten es die Österreicher doch nicht nachzuahmen. Wie würde es mit der öffentlichen Sicherheit und selbst mit der der Könige aussehen, wenn man den Rebellionen, Vergiftungen, Meuchelmorden Tür und Tor öffnen wollte? Welche Rechtslehre kann solche Unternehmen gutheißen? Hat die Staatsklugheit nicht ehrliche Mittel, deren sie sich bedienen kann, und darf man alle Gesinnungen der Rechtschaffenheit und der Ehre verleugnen, um eigennützige Absichten zu erreichen, die noch obendrein trügerisch sind? Es ist

betrüblich, daß in diesem 18. Jahrhundert, das aufgeklärter und menschlicher ist als seine Vorgänger, Frankreich und Österreich sich ähnliche Vorwürfe zu machen haben.
Die Königin von Ungarn nahm sich weder ihres Ministers an, noch verurteilte sie ihn. Dieses falsche Benehmen des Wiener Hofes konnte dem Berliner Mittel bieten, sich enger mit dem Petersburger zu vereinen. Der König schrieb darüber an Mardefeld, seinen Minister bei der Zarin. Dieser geschickte Geschäftsmann versuchte den bereits zwischen beiden Mächten bestehenden Vertrag weiter auszudehnen. Nach vielen Erweiterungen konnte er nicht mehr erlangen als eine sehr undeutliche Gewährleistung für die preußischen Staaten, so zweideutig abgefaßt, daß es sich nicht der Mühe lohnte, sie zu erlangen. Obgleich aber dieser Traktat keine bindende Kraft hatte, so konnte er doch den gegen Preußen übel gesinnten Höfen Furcht einflößen; zum Täuschen ist ein Straß so gut wie ein Diamant. Graf Bestushew widerriet der Zarin, ein engeres Bündnis mit dem König von Preußen zu schließen. La Chétardie, unzufrieden mit diesem Minister, arbeitete daran, ihn zu entfernen; Mardefeld war beauftragt, ihn dabei zu unterstützen; allein Mardefelds Erfahrung richtete gegen Bestushews Stern nichts aus. Wir behalten uns vor, im Laufe dieses Werkes von den Umtrieben der Minister am russischen Hof ausführlicher zu sprechen.
Die fremden Höfe machten ebensolche Umtriebe in Berlin. Die Engländer gaben den Plan, den König in ihren Krieg gegen Frankreich allmählich mit hineinzuziehen, nicht auf, und die Franzosen wünschten, er möchte ihnen helfen und durch eine Diversion beistehen. Während dieser Verhandlungen kam Voltaire nach Berlin. Da er einige Gönner in Versailles hatte, so glaubte er, das sei genug, um die Miene eines Geschäftsmannes anzunehmen. Seine glänzende Einbildungskraft schwang sich bald in das weite Gebiet der Staatskunst empor. Er hatte kein Beglaubigungsschreiben, und seine Sendung war nur ein Spiel, ein bloßer Scherz.

In dieser Friedenszeit hatte Preußen zwei wichtige Gegenstände fortwährend vor Augen: die Erhaltung des Kaisers und den allgemeinen Frieden. Was den Kaiser anbelangt, so blieb, da die Franzosen ihn im Stich gelassen hatten, kein weiteres Mittel, ihn zu stützen, als, wie schon erwähnt, eine Verbindung unter den Fürsten Deutschlands zu bilden, die mit den Waffen dem Oberhaupt des Deutschen Reiches beizustehen hätten. Bisher waren vergebliche Versuche gemacht worden, die deutschen Fürsten dafür zu gewinnen. Um von neuem zu versuchen, sie zu dem, was Eigennutz und Ehre von ihnen forderte, zu bestimmen, unternahm es der König, mit einigen von ihnen persönlich zu sprechen. Unter dem Vorwand, die Markgräfin von Bayreuth und Ansbach zu besuchen, reiste er ins Reich; er kam sogar bis nach Öttingen, indem er vorgab, die Überreste der bayerischen Armee sehen zu wollen; eigentlich aber, um mit Feldmarschall Seckendorff die Mittel, die man anwenden könnte, um dem Kaiser beizustehen, zu verabreden. Alle Versuche, alle Vorstellungen, alle Gründe blieben erfolglos. Diejenigen, die mit Eifer an Österreich hingen, würden sich für dieses aufgeopfert haben, und die Anhänger des Kaisers waren durch die Unfälle, die diesen betroffen hatten, so eingeschüchtert, daß sie ihre eigenen Staaten zugrunde zu richten glaubten, wenn sie dem Kaiser beizustehen beschlössen.

Die verwitwete Herzogin von Württemberg befand sich damals in Bayreuth; sie bat den König, ihr ihre Söhne, deren Erziehung sie ihm anvertraut hatte, zurückzugeben. Der König hielt es für angemessener, daß diese Prinzen unter günstigeren Aussichten abreisten; er erlangte zu diesem Zweck vom Kaiser deren Volljährigkeitserklärung vor dem gesetzlichen Alter. Dies war ein Mittel, die jungen Prinzen für Frankreichs und Bayerns Sache zu gewinnen.

Während der König die Staatsangelegenheiten besorgte, vernachlässigte er nicht die innere Verwaltung seiner Länder. Die Befestigungen in Schlesien schritten zusehends voran.

Man legte den großen Plauenschen Kanal an, um die Verbindung der Elbe mit der Oder auf kürzerem Weg zu bewirken. Der Hafen bei Stettin wurde erweitert und der Swinekanal schiffbar gemacht. Seidenmanufakturen wurden errichtet; die Raupe, die diesen schönen Stoff erzeugt, wurde eine neue Quelle des Reichtums für die Landbewohner; alle Pforten des Gewerbefleißes wurden aufgetan. Die Akademie der Wissenschaften wurde neu eingerichtet; ein Euler, ein Lieberkühn, ein Pott, ein Marggraf zierten diese; Maupertuis, der durch seine Gelehrsamkeit und durch seine Reise nach Lappland so berühmt geworden war, wurde Präsident jener Gesellschaft.

So ging das Jahr 1743 zu Ende. Ganz Europa war im Krieg; überall herrschten Intrigen. Die Kabinette der Fürsten arbeiteten tätiger als die Armeen. Die Ursachen des Krieges waren nicht mehr dieselben. Anfangs war nur die Rede von der Erhaltung des Hauses Österreich und jetzt nur von dessen Eroberungsplänen. England begann in der Waage der Mächte ein Übergewicht zu erlangen, das Frankreich nur Unheil verkündete; die Entschlossenheit der Königin von Ungarn artete in Eigensinn und die scheinbare Großmut des Königs von England in elenden Eigennutz für das Hannoversche aus. Aber Rußland blieb noch in Frieden.

Der König von Preußen, der immer darauf sann, unter den kriegführenden Mächten das Gleichgewicht zu erhalten, schmeichelte sich, dies teils durch freundliche Vorstellungen, teils durch nachdrücklichere Erklärungen, teils durch einen gewissen Grad von Drohung durchzusetzen. Aber was vermag der schwache Mensch! Die Zukunft ist uns verhüllt. Wir wissen nicht, was sich morgen ereignen kann; wie wollen wir voraussehen, welche Ereignisse durch spätere Ursachen in einem halben Jahr herbeigeführt werden? Die Umstände zwingen uns oft, wider unseren Willen zu handeln. In solcher Ebbe und Flut des Schicksals kann die Klugheit sich nur bequemen, folgerecht verfahren und ihr System im Auge behalten; aber alles kann sie nicht vorhersehen.

Unterhandlungen im Jahre 1744 und Vorgänge bis zum Krieg Preußens gegen Österreich

Die Angelegenheiten des Reiches wurden immer verworrener. Die Siege der Österreicher weckten deren Herrschsucht, und es war nicht mehr zweifelhaft, daß sie planten, den Kaiser abzusetzen. Der König von England arbeitete heimlich auf dasselbe Ziel hin. Die Schwäche Karls VII. und die ungeheueren Ansprüche der Königin von Ungarn warnten die ihre Freiheit liebenden Fürsten, nicht lange müßige Zuschauer eines Krieges zu bleiben, in dem ihr Vorteil und ihre Ehre sie mahnten, die alten Feinde deutscher Freiheit nicht die Oberhand gewinnen zu lassen.

Außer diesen allgemeinen Betrachtungen traten noch stärkere Gründe für den König von Preußen ein. Weder die Königin von Ungarn noch der König von England verstanden es, ihre bösen Absichten zu verbergen; diese traten bei jeder Gelegenheit hervor. Als Maria Theresia bei König Georg über die vielen Abtretungen, wozu er sie nötigte – besonders über Schlesien –, Beschwerde führte, antwortete er ihr: »Madame, was man hergeben kann, das kann man sich auch wieder nehmen.« Diese Anekdote ist zuverlässig; der Verfasser hat die Abschrift des Briefes gesehen. Überhaupt wußte man, daß England und Österreich sich vorgenommen hatten, Frankreich zum Frieden zu zwingen, ohne daß die Gewährleistung für Schlesien dabei erwähnt würde. Bedenkt man hierzu noch das Benehmen des Marchese Botta in Petersburg, so wird man deutlich sehen, daß der König von Preußen nicht unrecht hatte, auf seiner Hut zu sein und sich selbst zum Krieg anzuschicken für den Fall, daß der Drang der Umstände ihn nötig machte.

Da der König den Feinden, mit denen er Frieden geschlossen hatte, immer mißtraute, war er besonders aufmerksam,

auf jedes Ereignis gefaßt zu sein. Ein guter Haushalt hatte die Breschen des letzten Krieges gewissermaßen wieder ausgebessert, und man hatte Summen gesammelt, die bei kluger Verwendung für die Kosten zweier Feldzüge ausreichen konnten. Zwar waren die Festungen noch mehr in der Anlage als im Verteidigungszustand; aber die Vergrößerungen des Heeres waren vollendet und Krieger und Mundvorrat für einen Feldzug gesammelt. Kurz, da der Staat durch den Erwerb Schlesiens neue Kräfte gewonnen hatte, konnte Preußen die Pläne seines Beherrschers mit Nachdruck ausführen; nur mußten noch Vorkehrungen getroffen werden, um von Nachbarn nichts zu befürchten zu haben und sich den Rücken frei zu halten, wenn man nach der anderen Seite hin zu handeln beabsichtigte.

Von allen Nachbarn Preußens verdient Rußland als der gefährlichste die meiste Aufmerksamkeit; es ist mächtig und nahe. Der König fürchtete weniger die Zahl der russischen Truppen als jene Kosaken- und Tatarenschwärme, die die Länder mit Feuer verwüsten, die Bewohner töten oder in Knechtschaft fortführen und die Länder, die sie überschwemmen, zugrunde richten. Zudem kann man anderen Feinden Böses für Böses vergelten, was bei Rußland unmöglich ist, wenn man nicht etwa eine Flotte hat, um ein Heer, das auf Petersburg selbst losginge, zu beschützen und zu verpflegen.

In der Absicht also, Rußlands Freundschaft zu erlangen, bot der König alles dazu auf und unterhandelte deshalb sogar auch in Schweden. Die Zarin Elisabeth wollte damals ihren Neffen, den Großfürsten, verheiraten, um die Nachfolge in ihrem Haus zu sichern. Obgleich ihre Wahl noch nicht entschieden war, neigte sie doch dazu, der Prinzessin Ulrike, des Königs Schwester, den Vorzug zu geben. Der sächsische Hof beabsichtigte, dem Großfürsten die Prinzessin Maria Anna, die zweite Tochter Augusts, zu geben, um mittels dieser Verbindung bei der Zarin mehr Ansehen zu erlangen. Der russische Minister, dessen Bestechlichkeit selbst seine

Gebieterin – wenn einer reich genug gewesen wäre, sie zu bezahlen – feilgeboten hätte, verkaufte den Sachsen einen vorzeitigen Ehevertrag. Der König von Polen bezahlte ihn, erhielt aber für sein Geld nur Worte.

Nichts war dem Vorteil Preußens stärker entgegen, als zu dulden, daß zwischen Sachsen und Rußland eine solche Verbindung entstünde, und nichts wäre unnatürlicher gewesen, als eine Prinzessin von königlichem Geblüt zu opfern, um die sächsische zu verdrängen. Man nahm also zu einem anderen Hilfsmittel seine Zuflucht. Von allen heiratsfähigen Prinzessinnen Deutschlands paßte keine besser für Rußland und für Preußens Interesse als die Prinzessin von Zerbst. Ihr Vater war Feldmarschall in der Armee des Königs und ihre Mutter, eine holsteinische Prinzessin, die Schwester des schwedischen Thronfolgers und Tante des Großfürsten von Rußland. Wir wollen nicht alle Einzelheiten dieser Unterhandlung berichten; es genügt zu wissen, daß, um die Sache zustande zu bringen, mehr Mühe angewendet werden mußte, als wenn es sich um die wichtigste Angelegenheit der Welt gehandelt hätte. Der Vater der Prinzessin selbst war dagegen; als strenger Lutheraner, wie man es nur zur Reformationszeit sein konnte, wollte er nicht zugeben, daß seine Tochter zu einer anderen Kirche überginge, bis ihm ein williger Priester begreiflich machte, daß die griechische Religion mit der lutherischen fast übereinstimmte. In Rußland verbarg Mardefeld vor dem Kanzler Bestushew seine geheimen Verhandlungen so vortrefflich, daß die Prinzessin von Zerbst zum großen Erstaunen Europas in Petersburg anlangte und die Zarin sie in Moskau mit auffallenden Beweisen der Zufriedenheit und Liebe aufnahm. Noch war nicht alles geebnet; es war noch eine Schwierigkeit aus dem Weg zu räumen: das junge Paar stand nämlich in naher Verwandtschaft als Geschwisterkinder. Um dieses Hindernis wegzuschaffen, mußten Popen und Bischöfe gewonnen werden, die dann entschieden, daß diese Ehe den Gesetzen der griechischen Kirche vollkommen gemäß sei.

Baron Mardefeld, noch nicht mit diesem Erfolg zufrieden, versuchte das Gefängnis der unglücklichen Familie von Riga nach irgendeinem anderen Ort zu verlegen, was ihm auch gelang. Die Sicherheit der Zarin erforderte, daß man Personen, die durch eine Revolution vom Thron steigen mußten, und die eine andere Revolution wieder auf diesen erheben könnte, aus der Nähe Petersburgs entfernte. Man führte sie bis jenseits Archangelsk an einen so barbarischen Ort, daß selbst dessen Name unbekannt ist. Zur Zeit, in der wir diese Geschichte schreiben, befindet sich Prinz Anton Ulrich von Braunschweig noch dort. Mardefeld und der Marquis La Chétardie, die sich nach der Ankunft der Prinzessin von Zerbst für stark genug hielten, wollten ihr Werk dadurch krönen, daß sie die Entlassung des Kanzlers Bestushew, eines erklärten Feindes Frankreichs und eifrigen Anhängers Englands, bewirkten. Er war ein geistloser Mensch, in Geschäften nicht gewandt, aus Unwissenheit hochmütig, von Natur aus falsch und selbst gegen die, die ihn gekauft hatten, doppelzüngig. Die Intrigen jener Minister hatten so viel Einfluß, daß die beiden Brüder getrennt wurden. Der Oberhofmarschall Bestushew wurde als bevollmächtigter Gesandter Rußlands nach Berlin geschickt; aber der Kanzler hatte sich so fest am Hof verankert, daß er sich gegen alle Angriffe erhielt. Mardefeld war so geschickt, daß man ihn nicht für einen Teilnehmer an diesen Intrigen hielt; La Chétardie, der minder vorsichtig war, zeigte sich zu offen. Daher wurde er, ohne daß man seinen Charakter und seine Dienstleistungen beachtete, genötigt, eiligst Rußland – und zwar nicht auf sehr ehrenvolle Weise – zu verlassen.

Sobald sich die Zarin für die Vermählung des Großfürsten mit der Prinzessin von Zerbst entschieden hatte, wurde es nicht mehr schwer, zur Vermählung der Prinzessin Ulrike von Preußen mit dem Kronprinzen von Schweden ihre Einwilligung zu erlangen. Auf diese beiden Ehebündnisse baute Preußen seine Sicherheit. Eine preußische Prinzessin, die den schwedischen Thron einst besteigen sollte, konnte nicht

Ulrike, Kronprinzessin von Schweden, Schwester Friedrichs des Grossen.
Gemälde von Pesne im Besitz Sr. Majestät des Kaisers.

ihrem Bruder, dem König, feind sein, und eine Großfürstin von Rußland, die auf preußischem Boden erzogen worden war und dem König ihr Glück verdankte, konnte ihm nicht, ohne undankbar zu sein, entgegenwirken. Obgleich die Verbindung mit Rußland damals nicht fester gemacht werden konnte und man anstatt des Kanzlers Bestushew keinen besser gesinnten Minister hatte, so wurden doch noch andere Mittel angewandt, um das mit eisernen Pforten versperrte Herz zu öffnen. Dieses leistete die Beredsamkeit, die Mardefeld bis ins Jahr 1745 aufbot, um den bösen Willen eines so übel gesinnten Menschen zu mäßigen.

All diese Tatsachen zeigen deutlich, daß dem König nicht alles völlig gelungen war und daß er von Rußland manches nicht so erlangte, wie er gehofft hatte. Indessen genügte es, den bösen Willen einer so gefährlichen Macht auf einige Zeit eingeschläfert zu haben; und Zeit gewonnen – alles gewonnen. Noch ein Versuch wurde gemacht, unter den Reichsfürsten einen Bund zustande zu bringen. Rechnen konnte man auf den Landgrafen von Hessen, den Herzog von Württemberg, den Kurfürsten von Köln und den von der Pfalz; der Bischof von Bamberg war zum Teil geneigt; aber man mußte ihren Beistand erkaufen. Wenn kein Geld da ist, ist kein deutscher Fürst dabei. Frankreich wollte aber die erforderlichen Geldzuschüsse nicht bewilligen, und so wurde der Plan zum drittenmal vereitelt.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß man sich mit dem sächsischen Hof hätte verständigen können, allein hier stieß man auf mehr Hindernisse als anderswo. Der König von Polen war darüber unzufrieden, daß der Friede von Breslau ihm nicht Mähren verschafft hatte; er meinte durch einen Federstrich Provinzen zu erobern. Er war neidisch darauf, daß das brandenburgische Haus Schlesien erworben, er aber in jenem Krieg nichts gewonnen hatte. Er hielt seine Ansprüche auf Karls VI. Erbschaft für die begründetsten, beneidete den Kurfürsten von Bayern um die Kaiserkrone und verabscheute die Franzosen, die er beschuldigte, ihn getäuscht zu

haben. Diese günstige Stimmung blieb vom Wiener Hof nicht unbeachtet. Jener weibliche Unterhändler, das alte Fräulein Kling, war noch immer in Dresden; sie lenkte den Sinn des Königs, der Königin, des Grafen Brühl und des Beichtvaters so gut, daß sie diese zu dem Entschluß brachte, mit der Königin von Ungarn in ein Bündnis zu treten. Bald waren alle Hindernisse aus dem Weg geräumt. Ein Schutzbündnis wurde zwischen Österreich, England und Sachsen abgeschlossen, dessen geheime Artikel in Warschau unterzeichnet wurden. Die kontrahierenden Teile waren sehr auf ihrer Hut, um nichts davon verlauten zu lassen. Dessenungeachtet verschaffte sich der König von Preußen eine Abschrift davon, und da dieser Traktat ein Hauptanlaß war, daß der König später der Königin von Ungarn den Krieg erklärte, so wird es nötig sein, einige Artikel davon hierher zu setzen; sie werden die daraus entstandenen Kriege vor den Augen der Nachwelt rechtfertigen.

Artikel 2: »Zu diesem Zweck verpflichten sich die Verbündeten zur vollkommenen Gewährleistung für alle Staaten, Länder und Herrschaften, die sie jetzt besitzen oder kraft des Turiner Allianzvertrages von 1703, des Friedenstraktates von Utrecht und Baden, des Friedens- und Bundestraktates der sogenannten Quadrupel-Allianz, des Wiener Pazifikations- und Bundestraktates vom 16. März 1731, der daraus hervorgegangenen und am 11. Januar 1732 zum Reichsgesetz erhobenen Gewährleistungsakte, der ebenfalls infolgedessen im Haag am 20. Februar 1732 unterzeichneten Beitrittsakte, des zu Wien am 18. November 1738 unterzeichneten Friedensvertrages und des zu Versailles am 3. Februar 1739 geschlossenen und unterzeichneten Beitritts besitzen können, welche Traktate hiermit sämtlich, insoweit sie die Verbündeten betreffen und nicht durch gegenwärtigen Traktat aufgehoben wurden, vollkommen erneuert und bestätigt werden.«

Wer diesen Artikel unparteiisch liest, muß darin den Keim eines Offensivbündnisses gegen den König von Preußen wahrnehmen. Die Königin von Ungarn läßt sich darin Länder verbürgen, die sie zur Zeit jener Traktate besaß und dann verloren hat. Wenn sie und der König von England ehrlich handeln wollten, mußten sie dann nicht auch den Vertrag von Breslau in diesem Bundesvertrag erwähnen? Wenn wir den Artikel von dem dunklen Stil, in den er gehüllt ist, entkleiden, so sieht man darin eine förmliche Bürgschaft für den Besitz der Länder, die der Pragmatischen Sanktion zufolge der Königin von Ungarn gehören, also auch für Schlesien. Aber der 13. Artikel des Traktates von Worms, dem der König von Polen beigetreten war, erklärt sogar die Mittel, deren sich der Wiener Hof bedienen könne, um seine verlorenen Länder wiederzuerlangen; er lautet:

> Artikel 13: »Und sobald Italien von Feinden befreit und außer Gefahr von feindlichen Einfällen sein wird, steht es der Königin von Ungarn nicht bloß zu, einen Teil ihrer Truppen aus Italien zurückzuziehen, sondern der König von Sardinien ist verpflichtet, auf ihr Verlangen ihr seine Truppen zur Verfügung zu stellen und solche zur Beschützung der Länder Ihrer Majestät der Königin in der Lombardei anzuwenden, damit sie sich einer größeren Anzahl der ihrigen in Deutschland bedienen könne; so wie andererseits auf Verlangen des Königs von Sardinien die Königin von Ungarn ihre Truppen in die Staaten des genannten Königs einrücken lassen wird, wenn dies nötig sein dürfte, um die Gebirgspässe, die ein feindliches Heer etwa erzwingen möchte, zu besetzen oder die Staaten des Königs von Sardinien von Feinden zu befreien und vor neuen Einbrüchen sicherzustellen.«

Also die Königin von Ungarn will ihre Truppen aus Italien ziehen, um sie in Deutschland zu gebrauchen. Aber gegen wen? Gegen Sachsen? Sie schloß ja mit dem König von

Polen und dem Kurfürsten von Sachsen ein Bündnis. Gegen Bayern? Den Kaiser hatte sie schon so sehr gedemütigt, daß sie dessen Erbländer besaß. Es kann also nur gegen den König von Preußen gerichtet sein, den sie zu bekriegen beabsichtigt. Der König von England war vermöge des Breslauer Vertrages verpflichtet, alle Traktate, die er schließen würde, dem König von Preußen getreulich mitzuteilen; er hütete sich aber, von dem hier erwähnten etwas zu sagen. Der Grund davon ist klar. Was in Worms geschmiedet und in Turin und Warschau ratifiziert wurde, warf alles wieder um, was der König von England im Breslauer Vertrag versprochen hatte. Diese neuen Bündnisse wurden den Generalstaaten mitgeteilt, und eben vom Haag her wurde der König von deren Inhalt informiert. Nach den Regeln der gesunden Staatskunst hätten die Höfe von Wien und London nicht so schnell ihre Pläne enthüllen müssen. Sie waren beide noch im Krieg und kämpften gegen Frankreich und Spanien von der Lombardei bis zum Rhein hin und sogar in Flandern. War es nicht vorauszusehen, daß der König von Preußen – er müßte denn ganz dumm geworden sein – nicht abwarten würde, daß man Vorkehrungen zu seiner Unterdrückung träfe, vielmehr alles anwenden würde, um den Absichten seiner Feinde zuvorzukommen?

Es ist klar, daß Preußen im Breslauer Frieden keine Sicherheit mehr fand; es mußte also eine andere herbeigeschafft werden. Die Lage war bedenklich. Der König mußte entweder alles dem Zufall der Begebenheiten anheimstellen oder einen gewaltsamen Schritt tun, der ebenfalls dem Glückswechsel unterworfen war. Die Minister stellten dem König vor, daß, wer sich wohl befände, keine Veränderung machen müsse, daß es in der Staatskunst nicht geraten erscheine, einen Krieg anzufangen, um einen Krieg zu verhindern, und man den Vorteil, den die Zeit darbieten werde, abwarten müsse. Der König erwiderte, sie seien durch Zaghaftigkeit geblendet, es sei sehr unklug, nicht beizeiten einem Unglück zuvorzukommen, wenn die Mittel vorhanden sind, sich

davor zu schützen; er wisse sehr wohl, daß er durch einen anzufangenden Krieg seinen Adel, seine Untertanen, seine Länder und seine Person manchen unvermeidlichen Zufällen aussetze; aber die Umstände erforderten eine Entscheidung, und in solchem Fall sei der schlimmste Rat, sich unentschieden zu verhalten.

Um die Gründe, die der König zu haben glaubte, der Königin von Ungarn den Krieg zu erklären, und die Gegengründe seiner Minister mit einem Blick zu übersehen, möge hier ein Aufsatz Platz finden, den der König eigenhändig schrieb und ihnen zuschickte. Er lautete:

Um einen verständigen Entschluß zu fassen, muß man nichts übereilen. Ich habe die Lage, in der wir uns befinden, reiflich erwogen und über das Benehmen meiner Feinde, das ich hier kurz darstelle, um ihre Pläne klar zu entwickeln, folgende Bemerkungen gemacht.

1. Warum hat die Königin von Ungarn im Breslauer Frieden so hartnäckig darauf bestanden, sich die hohen Gebirge Oberschlesiens, die so wenig eintragen, vorzubehalten? Gewiß nicht aus Rücksicht auf Einkünfte. Ich sehe darin eine andere Absicht, nämlich, durch den Besitz jener Berge sich vorteilhafte Wege zu sichern, um, wenn es ihr gut dünkt, in Schlesien einzudringen.

2. Welcher Grund hat Österreich und England dahin gebracht, sich unter der Hand der Gewährleistung für den Breslauer Frieden, worüber Mardefeld in Petersburg unterhandelte, zu widersetzen, wenn es nicht der ist, daß sie jene Mächte hindern würde, den Vertrag zu brechen? Sie werden mir erwidern, die englische Politik sei ganz einfach, es sei die Absicht der Engländer, mich zu isolieren, damit ich nur ihre Bürgschaft habe und daher nur von ihnen abhänge. Nun frage ich die Herren Minister, ob die Absichten der Engländer, welcher von beiden Fällen auch angenommen würde, uns günstig oder nachteilig seien?

3. Warum beeilt sich nicht Lord Carteret, die kleinen Streitigkeiten, betreffend einige Grenzpunkte zwischen dem Mindenschen und Hannoverschen, ferner wegen des Elbzolls der Hannoveraner und wegen der uns verpfändeten Herrschaften im Mecklenburgischen, abzumachen? Weil es ihm gar nicht am Herzen liegt, zwischen unseren beiden Höfen die Eintracht herzustellen. Graf Podewils glaubt, Hannover sei ebensosehr daran gelegen als Brandenburg, diese Zwiste zu beenden; warum tut er es denn nicht? Allein der König von England möchte gern in Mecklenburg, Paderborn, Osnabrück und in das Bistum Hildesheim eindringen und sieht wohl ein, daß sich dies mit einer freundschaftlichen Verbindung zwischen Preußen und England nicht verträgt.

4. Kann man sich auf die Versprechungen eines Fürsten verlassen, der seine Verpflichtungen nicht erfüllt? Der König von England hat, als er im Jahre 1743 seine Armee am Rhein zusammenzog, versprochen, nichts gegen die Erbländer oder gegen die Würde des Kaisers zu unternehmen, und jetzt trifft er gemeinsam mit der Königin von Ungarn Maßnahmen, um ihn zur Abdankung zu zwingen.

5. Erinnern Sie sich der Umtriebe des Marchese Botta am Hof zu Petersburg. Hatten sie nicht zum Zweck, die vertriebene Familie wieder auf den Thron zu setzen? Warum dies? Weil er wußte, daß die Zarin Elisabeth uns geneigt ist, und die Hoffnung hegte, daß Prinz Anton, der seine Wiedereinsetzung dem Wiener Hof verdankte, diesem immer zugetan und dessen Haß gegen Preußen teilen würde. Zudem: In welcher Absicht bediente man sich meines Namens bei jener abscheulichen Verschwörung, wenn nicht, um mich im Entdeckungsfall mit der Kaiserin zu entzweien? Es geschah, möchten Sie einwenden, aus Zärtlichkeit der Königin von Ungarn für ihre Verwandten. Wahrlich, die großen Fürsten, die die Bande des Blutes beachten, sollen noch gefunden werden!

6. Sie sind der Meinung, daß die vom König von England gegebene Gewährleistung für den Breslauer Vertrag nicht zu verachten sei, und ich sage Ihnen, alle Gewährleistungen sind nur wie durchbrochene Filigranarbeit, mehr fürs Auge als auf Nutzen berechnet.
7. Ich will Ihnen jedoch alles bisher Bemerkte schon nachgeben; können Sie wohl den Traktat von Worms und den von Warschau günstig auslegen? Die österreichischen Minister geben vor, er habe nur Italien zum Gegenstand. Lesen Sie aber die beiden oben angeführten Artikel, so werden Sie deutlich sehen, daß sie im allgemeinen Deutschland betreffen und insbesondere gegen mich gerichtet sind.
8. Diese Verbindung mit Sachsen ist noch weniger unschuldig; sie bietet den Österreichern einen Durchgang und Beistand, um mich in meinen eigenen Staaten anzugreifen. Sie behaupten, dieses Bündnis sei nur geschlossen worden, um den an der Spitze der Geschäfte stehenden Ministern beider Höfe zu Geschenken zu verhelfen. Wahrlich, das habe ich nicht erwartet, und ich gestehe, daß Sie sehr scharfsinnig urteilen.
9. Hier noch eine andere Frage: Ist es ratsam, zu warten, bis die Königin von Ungarn aus allen Verlegenheiten herauskommt, mit den Franzosen Frieden hat und den Kaiser zur Abdankung zwingt? Zu warten, sage ich, bis sie sich aller ihrer Kräfte und noch dazu des französischen und des englischen Geldes bedienen kann, um mit all diesen Vorteilen uns, wenn wir gerade keine Verbündeten und keine weiteren Hilfsmittel als unsere eigene Kraft haben, anzugreifen? Sie behaupten, die Königin von Ungarn werde diesen Krieg nicht in einem einzigen Feldzug beenden, ihre Länder seien zugrunde gerichtet, ihre Einkünfte um zehn Jahre rückständig und sie werde erst nach dem Frieden ihre Erschöpfung empfinden. Ich erinnere, nicht jedermann ist derselben Ansicht, daß ihre Finanzen so erschöpft seien, wie Sie annehmen. Weite Länder bieten

ihr große Hilfsquellen. Man muß sich nur erinnern, daß nach dem Sukzessionskrieg, der ganze Schätze verschlang, Kaiser Karl VI. noch einen Feldzug gegen Frankreich mit fremden Subsidien führte, als Königin Anna in Utrecht den Separatfrieden schloß. Ist es ratsam zu warten, bis Hannibal vor den Toren steht, um sich gegen ihn zu erklären? Man erinnere sich, daß im Jahre 1733 Graf Sinzendorff wettete, die Franzosen würden nicht über den Rhein gehen, während sie schon Kehl bombardierten und einnahmen. Die Sicherheitspartei führt noch an, daß, als der verstorbene König Hinterpommern erwarb, jedermann glaubte, Schweden würde früher oder später seine Ansprüche auf dieses Land wieder erneuern, und das sei doch nicht geschehen. Ein solcher Vergleich ist falsch, und dieser Schluß zerfällt von selbst. Wie kann man ein zugrunde gerichtetes, erschöpftes, zerstückeltes Königreich wie Schweden mit dem mächtigen österreichischen Haus vergleichen, das, weit entfernt, seine Verluste zu empfinden, jetzt an Eroberungen denkt? Die eifrigen Freunde der Königin von Ungarn behaupten, es sei ohne Beispiel, daß Österreich einen Krieg begonnen habe, um verlorene Gebiete wiederzuerobern. So was kann man nur Unwissenden erzählen. Hat nicht Österreich sich bemüht, die Schweiz wiederzuerobern? Wie viele Kriege hat es doch geführt, um Ungarn zum Erbland zu machen? Und was anders war der Krieg Ferdinands II. um den pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. aus Böhmen zu jagen, wo er durch die Stimme des Volkes zum König erwählt war? Hat nicht Österreich einen blutigen Krieg gegen Bethlen Gabor geführt, um ihm Transsylvanien wieder abzunehmen? Und was anders reizt denn jetzt die Königin von Ungarn, die Franzosen so hart zu bedrängen, als die Absicht, Elsaß und Lothringen wiederzuerobern und den Kaiser abzusetzen? Hätte man wohl in Wien richtig geschlossen, wenn man so gedacht hätte: Unmöglich kann der König von Preußen uns angreifen, denn keiner seiner

Vorfahren hat uns den Krieg erklärt? Täuschen wir uns nicht; Beispiele aus früheren Zeiten können, selbst wenn sie wahr sind, für die Zukunft nichts beweisen. Weit richtiger ist der Satz: Alles, was möglich ist, kann eintreten.

10. Um alle diese Gründe noch durch schlagendere Beweise zu unterstützen, erinnere ich Sie nur an die Worte, die der österreichische General Molck, als er durch Berlin kam, zu Schmettau sagte: ›Mein Hof ist nicht so unbesonnen, Schlesien anzugreifen; wir sind mit dem Dresdener Hof im Bündnis; der Weg durch die Lausitz führt am nächsten nach Berlin, und da ziemt es uns, Frieden zu schließen.‹ Sie werden sagen, Molck habe nur so obenhin gesprochen; allein betrachten Sie nur das, was die Absicht des Wiener Hofes, in Berlin den Frieden zu schließen, bestätigte. Prinz Ludwig von Braunschweig hatte von der Königin von Ungarn, in deren Diensten er stand, denselben Plan aussprechen hören; er hatte dies seinem Bruder, dem regierenden Herzog, anvertraut, und dieser hat es mir mitgeteilt. Ein Geständnis aus dem Mund des Feindes dient statt eines Beweises. Ich schließe mit der Behauptung, daß wir durch Warten nichts gewinnen, aber alles verlieren können; daß wir also den Krieg erklären müssen und es besser ist, wenn es sein muß, ehrenvoll unterzugehen, als sich schmachvoll, wenn man sich nicht mehr verteidigen kann, überwältigen zu lassen.

Indessen ging der König doch nicht übereilt ans Werk. Noch war es nicht Zeit, loszuschlagen; er wartete günstige Verhältnisse ab, um es so vorteilhaft als möglich auszuführen. Der Kaiser, der seine Angelegenheiten für verloren hielt, sandte den Grafen Seckendorff nach Berlin, um vom König von Preußen Beistand zu erlangen. Seckendorff hielt sich für stark genug, um Sachsen zu einem Parteiwechsel zu bewegen. Er versicherte, die Franzosen würden kraftvoll mitwirken, und deren Absichten seien die besten; er drang

sehr in den König, sich zu erklären; es war aber noch nicht Zeit, und er erhielt eine Antwort, die aus folgenden Punkten bestand:

1. Seine Majestät betrachtet als eine notwendige Vorbedingung, ehe er sich mit dem Kaiser und Frankreich in Verbindung setzt, daß das Bündnis des Königs mit Rußland und Schweden abgeschlossen sei. 2. Schweden müßte versprechen, eine Diversion in das Herzogtum Bremen zu unternehmen, während eine französische Armee Hannover angriffe. 3. Frankreich müßte sich anheischig machen, am Rhein angriffsweise zu verfahren und die Österreicher lebhaft zu verfolgen, während die Diversion, die der König beabsichtigt, sie nach Böhmen heranziehen wird. 4. Böhmen wird von den Staaten der Königin von Ungarn getrennt, und der König erhält die drei zunächst an Schlesien gelegenen Kreise. 5. Die verbündeten Mächte schließen keinen Separatfrieden, sondern bleiben stets vereint, um an der Erniedrigung des neuen österreichischen Hauses zu arbeiten.

Der Artikel, der von Eroberung handelt, wurde in das Projekt nur so aufs Geratewohl eingestreut, für den Fall, daß diese Unternehmung glücklichen Erfolg hätte. Es war klug gehandelt, sich über eine Teilung, die nachher die Bundesgenossen entzweien konnte, im voraus zu einigen. Übrigens wurden die nötigen Vorkehrungen mit großer Vorsicht getroffen. Der König kannte die Schlaffheit der Franzosen in ihren Kriegsbewegungen und die geringe Teilnahme, die sie für die Angelegenheiten ihrer Bundesgenossen gezeigt hatten. Nur der Drang der Umstände führte diese neue Verbindung herbei. Auch war noch Widerspruch von seiten Englands zu erwarten, wo ein rachsüchtiger König und ein heftiger Minister regierten. Das Parlament hatte dem König alle Gelder, die er gefordert hatte, bewilligt. Mittels dieser Reichtümer konnte der König von England Armeen ausrüsten und bis ans andere Ende der Welt Krieg führen.

Die ersten Vorschläge zu einem Bündnis wurden in Versailles nicht so gut aufgenommen, als man erwartet hätte. Die

Unterhandlung wurde aber fortgesetzt, um diese politische Krise glücklich zu beenden. Zwei steife Gelehrte, ein Franzose und ein Deutscher – nämlich von Chavigny und von Bünau –, wagten es damals, einen Bundesplan für die Reichskreise zu machen; sie hielten sich dabei streng in den Grenzen der Formalitäten, nach den Reichsgesetzen und der Goldenen Bulle; dieses dicke und schwerfällige Werk wurde ebenso bald vergessen als gelesen. Statt an einen solchen Bund zu denken, nahm der Versailler Hof für Subsidien hessische Truppen in den Dienst des Kaisers. Dies störte den Plan des Königs von England, der diese hatte für seine Armee gewinnen wollen. Man versuchte auch, dem Herzog von Gotha abzuraten, seine Truppen den Seemächten zu geben; dies gelang aber nicht, denn der Herzog hatte bereits Subsidien empfangen.

Das Ministerium in Versailles war noch neu und in Geschäften zu wenig bewandert, so daß es den Separatfrieden des Königs mit der Königin von Ungarn seiner Unbeständigkeit zuschrieb. Es war daher, um mit Frankreich zu einem Bündnis zu gelangen, vor allem notwendig, das Urteil der Minister in dieser Beziehung zu berichtigen. Baron Chambrier, seit zwanzig Jahren preußischer Minister am französischen Hof, war alt und nicht mit den höheren Personen hinlänglich vertraut, um sich ihres Ansehens beim König zu bedienen; auch hatte er wenig über wichtige Angelegenheiten verhandelt und war ängstlich vorsichtig. Daher hielt es der König für gut, einen dreisteren und tätigeren Mann dahin zu senden, um zu wissen, wie er mit jenem Hof dran sei. Seine Wahl fiel auf den Grafen Rothenburg. Im Jahre 1740 war er aus französischen in preußische Dienste getreten; er war mit den vornehmsten Personen am Hof verwandt und konnte sich daher Kenntnisse verschaffen, die anderen verborgen blieben, also auch dem König von den Gesinnungen Ludwigs XV., seiner Minister und seiner Mätressen Nachricht geben, denn man bedurfte eines Kompasses, um sich darin zurechtzufinden. Das zu starke Feuer des Grafen Rothen-

burg wurde durch das Phlegma Chambriers gemäßigt; beide konnten dem Staat sehr gute Dienste leisten.
Graf Rothenburg reiste also nach Versailles. Seine ersten Vorstellungen reichte er durch den Herzog von Richelieu und die Herzogin von Châteauroux ein. Man wies ihn an Amelot, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, der nicht als ein Anhänger Preußens galt; aber Kardinal Tencin, Marschall Belle-Isle, der Kriegsminister d'Argenson, Richelieu und des Königs Mätresse erklärten sich für den Grafen von Rothenburg. Die von Feldmarschall Seckendorff vorgeschlagenen Artikel wurden bei der neu angeknüpften Unterhandlung mit Frankreich zugrunde gelegt. Am meisten bestand man auf dem Punkt, daß die französische Armee im Elsaß die Österreicher verfolgen und ihnen Bayern abnehmen solle und daß gleichzeitig eine französische Armee in Westfalen einrücke. Der König behielt sich seinerseits vor, nicht eher mit einzugreifen, bis er sein Bündnis mit Schweden und Rußland abgeschlossen haben würde. Dieser letzte Artikel ließ ihm die Freiheit, zu handeln oder nicht zu handeln, je nachdem ihm die Ereignisse günstig oder widerwärtig erschienen. Er schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, den Bruch länger aufschieben zu können. Aber die Wendung, die die allgemeinen Angelegenheiten nahmen, und die Fortschritte der österreichischen Armeen im Elsaß nötigten ihn bald, sich gegen die Königin von Ungarn zu erklären. Das Bündnis mit Preußen war damals für Frankreich von größtem Wert; dessen eigener Vorteil mußte als stärkste Aufforderung dienen, die Übereinkunft zu erleichtern; allein wer kann sich auf das System eines Hofes verlassen, der von Intrigen geleitet und hin und her geworfen wird, oder auf Nachdruck und Tätigkeit solcher Truppen, die von schüchternen und kraftlosen Generalen befehligt werden?
Im Mai desselben Jahres kam Graf Tessin als Gesandter Schwedens nach Berlin, um für den Herzog von Holstein, den erwählten schwedischen Thronfolger, um die Prinzessin Ulrike von Preußen anzuhalten. Mit ihm kam die Blüte des

schwedischen Adels; er hatte alle zur Vertretung des Hofes nötigen Eigenschaften, Würde und sogar Beredsamkeit, aber ein leichtfertiges und oberflächliches Wesen.
Das Beilager wurde im Juli in Berlin mit Pracht gefeiert. Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, wurde der Prinzessin als Stellvertreter des schwedischen Kronprinzen angetraut. Man bemerkte bei diesem Fest mehr Pracht als bei früheren; es ziemt allen Fürsten, zwischen Sparsamkeit und Verschwendung die rechte Mitte zu beachten. Aber während man am Hof tanzte und sich belustigte, arbeitete man an den Vorbereitungen zum Feldzug, der bald angetreten werden sollte.

Zehntes Kapitel

Feldzüge in Italien, Flandern und am Rhein und endlich der Feldzug des Königs

Der Feldzug in Italien begann im April durch den Übergang über den Tanaro und die Einnahme von Nizza und Villafranca. Die französischen Heerführer konnten sich über die ferneren Operationen nicht einigen. Prinz Conti behauptete, auf den Pässen, die von Nizza nach Piemont führten, sei nicht durchzukommen und man müsse andere Wege suchen, um dort einzudringen. In dieser Absicht zog er durch die Bergschlucht bei Tenda, griff die savoyardischen Truppen bei Montalban an, drang durch ihre Barrikaden, besiegte selbst die Natur, nahm Castel Delfino und gelangte so nach Piemont.

Man muß gestehen, daß dieser Anfang des Feldzugs der glänzendste war, der in diesem Krieg vorkam. Prinz Conti rückte vor und belagerte Cuneo.

Der König von Sardinien zog gegen ihn aus, um die Stadt zu entsetzen. Conti schlug ihn; aber das Anschwellen der Gewässer, der kräftige Widerstand der Belagerten und der Mangel an Lebensmitteln nötigten ihn, die Belagerung aufzuheben und sich nach Sprengung der Festungswerke von Demonte nach Savoyen zurückzuziehen. Dieser Feldzug machte mehr seinem Talent Ehre, als er Frankreich nützte.

Fürst Lobkowitz, der damals in vollem Marsch war, um den König von Neapel anzugreifen, verlor durch die Nachrichten von Contis Siegen seine Fassung, zweifelte am Erfolg und zog sich nach Monte Rotondo und von da nach Florenz zurück, während Don Carlos und Graf Gages ihm auf dem Fuß folgten. Wir erzählen nicht die kleinen Vorteile, die Franzosen und Spanier gegen die Österreicher errangen, um auf die Seekriege zu kommen.

Die französische und die spanische Flotte liefen Anfang Frühling aus der Reede von Toulon aus; sie griffen im Mittelmeer die von Admiral Matthews befehligte englische Flotte an. Nach der Schlacht zogen sich die Franzosen und die Spanier nach Cartagena und die Engländer nach Port Mahon zurück. Das Treffen war ohne Zweifel nicht entscheidend, da beide Flotten sich zurückzogen; indessen machte es doch dem spanischen Admiral Navarro und dem französischen Befehlshaber viel Ehre. Der französische Hof schickte Admiral Court in die Verbannung und zeigte durch Bestrafung mehrerer Offiziere, die bei dieser Flotte gedient hatten, seine Unzufriedenheit. Die Engländer stellten ihrerseits Admiral Matthew vor ein Kriegsgericht; der Vizeadmiral wurde ins Gefängnis gesetzt. Beide Parteien waren demnach mit dieser unentschiedenen Schlacht nicht zufrieden, von der die Franzosen und die Engländer Schande und die Spanier Ehre ernteten.

Dieses Seetreffen war nur ein Vorspiel des großen Schlages, den der Hof von Versailles in diesem Feldzug auszuüben im Sinn hatte. Sein Hauptplan ging dahin, die Engländer zu zwingen, ihre Truppen aus Flandern nach England abzuru-

fen. Zu diesem Zweck führte der Graf von Sachsen schon vor Eröffnung des Feldzugs 10 000 Mann nach Dünkirchen; dahin begab sich auch Prinz Karl Eduard, der Sohn des Prätendenten. Man traf Vorkehrungen zur Einschiffung; da rief das in Unruhe versetzte England fremde Hilfstruppen herbei, und 6000 Holländer und 6000 Engländer von den Truppen Lord Stairs' wurden hinübergesetzt nach England. Die Holländer, die keine Kriegsschiffe hatten, rüsteten Kauffahrer aus und schickten sie ihren Verbündeten, um ihrer Verpflichtung nachzukommen. Der König von Großbritannien war so sehr in Angst, daß er auch das preußische Kontingent in Anspruch nahm. Der König antwortete, er wolle, wenn der König von England angegriffen würde, mit 30 000 Mann nach England übersetzen. Dieses Hilfskorps fand Georg zu groß und stand daher von seiner Forderung ab. Bei dieser Unternehmung waren die Absichten des Staatsrats von Versailles für Europa ein politisches Rätsel. Ging man wirklich damit um, Eduard auf den englischen Thron zu setzen, oder war es ein Köder, um die Truppen der Bundesgenossen in Flandern zu schwächen? Die bloßen Zurüstungen zu einer Landung taten zugunsten der Franzosen für den Anfang des Feldzugs ganz dieselbe Wirkung wie eine ausgeführte Diversion. Was den Plan, den Prinzen Eduard wieder nach England zu bringen, betrifft, so rührte er von Kardinal Tencin her. Dieser verdankte dem Prätendenten seinen Hut, und um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen, versuchte er, so gut er konnte, dessen Sohn die englische Krone zu verschaffen. Die Expedition schlug fehl wegen widriger Winde, der gewöhnlichen elenden Entschuldigung der Seeleute. Gewiß ist, daß der Admiral dieser Flotte, Roquefeuille, nicht wagte, einer überlegenen Flotte gegenüber den Kanal zu passieren.

Die französischen Truppen hatten, seit Ludwig XIV. aufhörte, den Befehl zu führen, keinen König zum Anführer gehabt; einige unglückliche Feldzüge hatten jetzt die Heere mutlos gemacht; man glaubte nun, die Gegenwart des Lan-

desherrn würde ein mächtiger Ansporn sein, um bei den Truppen Ehrgefühl und Ruhmbegier wiederzuerwecken. Ein Weib unternahm es aus Vaterlandsliebe, Ludwig XV. seinem müßigen Leben zu entreißen und ihn zu bewegen, den Oberbefehl anzunehmen; sie opferte dem Vaterland ihr Herz und äußeres Glück: es war die Herzogin von Châteauroux. Sie sprach mit so viel Nachdruck, ermahnte ihn, drang so lebhaft in den König, daß er sich zur Reise nach Flandern entschloß. Eine so großmütige, ja heroische Handlung verdient in die Geschichtsbücher eingerückt zu werden, und zwar um so mehr, als die früheren Mätressen ihren Einfluß nur zum Unglück des Landes anwandten. Ludwig XV. begann den Feldzug in Flandern durch die Belagerung von Menin. Der Befehlshaber der Festung, der sein Fach nicht recht verstand, übergab sie nach geringer Verteidigung. Bald darauf unternahmen die Franzosen die Belagerung von Ypern, welche Festung, obgleich besser verteidigt, dasselbe Schicksal hatte. Die Hauptkraft der französischen Armee besteht in Belagerungen; sie haben die geschicktesten Ingenieure Europas; die starke Artillerie, die sie in ihren Operationen in Tätigkeit setzen, sichert ihnen den Erfolg ihrer Unternehmungen. Brabant und Flandern sind der vorzüglichste Schauplatz ihrer großen Taten, weil sie da ihre Ingenieurkunst recht entfalten können. Die vielen Kanäle und Flüsse erleichtern die Fortschaffung ihrer Kriegsmunition, und ihre Grenzen haben sie im Rücken. Sie verstehen sich besser auf Belagerungskrieg als auf Feldschlachten.

Doch wir kommen wieder auf die Bundesgenossen zurück, die wir eine Weile verlassen haben. Die Truppen, die der König von England im vorigen Jahr befehligt hatte, lagen, wie gesagt, in Brabant und Westfalen in Winterquartieren; die des Prinzen von Lothringen hatten ihre Quartiere im Breisgau und in Bayern. Marschall Coigny befehligte im Elsaß. Die Trümmer der kaiserlichen Truppen lagen verteilt bei verschiedenen Freunden, die meisten jedoch in der Gegend von Öttingen. Der Wiener Hof verlor diesen Win-

ter Feldmarschall Khevenhüller; die Königin von Ungarn ehrte sein Andenken durch Tränen. An seine Stelle trat Feldmarschall Traun, der den Oberbefehl über die große Armee übernahm, die den Namen des Prinzen von Lothringen trug, obwohl Traun ihr eigentlicher Anführer war. Da dieser Prinz Karl von Lothringen in der folgenden Geschichte eine große Rolle spielt, so wird es nicht unnütz sein, ihn näher zu schildern. Er war tapfer, von seinen Truppen geliebt, verstand sich auf das Verproviantieren, gab aber vielleicht dem Einfluß seiner Günstlinge zu leicht nach, und sich zu sehr dem geselligen Leben überlassend, soll er bisweilen übermäßig getrunken haben. Er vermählte sich in Wien mit der Erzherzogin Marianne, der jüngsten Schwester der Königin, und führte die junge Gemahlin nach Brabant, zu dessen Statthalter er ernannt war; dann reiste er wieder nach Wien, um Verhaltensbefehle für den zu eröffnenden Feldzug vom Hof einzuholen.

Der Plan der Österreicher war, Lothringen wiederzuerobern und den Kaiser zur Abdankung zu nötigen; für dieses Opfer sollte er seine Erbstaaten wiedererlangen. Ihre Armee sammelte sich bei Heilbronn und rückte von da auf Philippsburg vor, wohin Seckendorff mit den Trümmern der bayerischen Truppen geflüchtet war. Als Coigny erfuhr, daß der Prinz von Lothringen nahte, verstärkte er die kaiserlichen Truppen mit allen deutschen Regimentern, die in seiner Armee dienten. Alle Vorbereitungen des Prinzen von Lothringen deuteten darauf hin, daß er über den Rhein zu gehen beabsichtigte; dieser Übergang war ihm durch einen Vertrag, den der König von England mit dem Kurfürsten von Mainz geschlossen hatte, erleichtert worden. Die Parteilichkeit dieses Fürsten für den Wiener Hof war zu offenbar, als daß man sich darin täuschen konnte, und da er von England Subsidien bezog, so durfte man nicht zweifeln, daß er auf Verlangen – ungeachtet seiner Neutralität – den Truppen der Königin den Durchzug durch Mainz gestatten würde. Die Österreicher, die sich in der Einbildung schon ihres

Glücks erfreuten, konnten sich nicht erwehren, von Zeit zu Zeit Zeichen von Hochmut und Anmaßung blicken zu lassen. Sie ließen bei Mannheim eine Brücke schlagen und schalteten wie Herren in der Pfalz. Der Kurfürst fühlte sich dadurch beleidigt; dies gab Anlaß zu Zwistigkeiten und endete mit einer Botschaft des Prinzen von Lothringen an den Kurfürsten, um ihm anzudeuten, daß man, wenn er ihm nicht sogleich seine Mannheimer Brücke überließe, sie ihm mit Gewalt nehmen würde.

Unterdessen hatte sich Marschall Coigny in der Absicht, die Rheinufer von Mainz bis Fort Louis zu verteidigen, mit seiner Hauptmacht an der Queich aufgestellt, von wo aus er auf Speyer rückte und seine Abteilungen bis Worms und sogar bis Oppenheim vorschob. Diese Bewegung geschah, weil er erfahren hatte, daß Bernklau mit einer Abteilung der Armee der Königin von Germersheim auf Freiburg marschiert war. Bernklau ließ bei Stockstadt über einen Arm des Rheins eine Brücke schlagen, um die Franzosen zu täuschen und nach dieser Seite hin zu locken. Gleichzeitig machte der Prinz von Lothringen eine Bewegung mit seinem Heer, als beabsichtigte er über den Neckar zu gehen, um sich mit seinem rechten Flügel an Bernklau anzuschließen. Der zu leichtgläubige Marschall Coigny ließ sich durch diese scheinbaren Demonstrationen täuschen und beging bald zwei Fehler: Erstens ließ er Seckendorff den Rhein passieren und trug ihm auf, den Teil des Flusses zwischen Speyer und Lauterburg zu beschützen; zweitens ging er mit seiner Armee auf Worms und Frankenthal. Er hätte leicht einsehen können, daß der Prinz von Lothringen entschlossen war, in das Elsaß einzudringen, und alle Kriegslisten gebrauchte, um ihn von da so weit wie möglich abzuziehen. Er hätte auch wissen müssen, daß der Prinz über die Brücke von Mainz verfügen konnte, wo die Franzosen den Übergang nicht zu hindern vermochten.

Sein Verteidigungsplan scheint in jeder Beziehung mangelhaft gewesen zu sein. Seine Armee war in mehreren Korps

voneinander getrennt, und diese nahmen nicht einmal den rechten Posten ein, um den Feinden den Übergang über den Rhein streitig zu machen. Erfahrene Männer behaupteten, er hätte sowohl die kaiserlichen wie die französischen Truppen in ein Korps zusammenziehen, sich zwischen der Queich und dem Speyerbach lagern, die Rheinufer von Fort Louis bis Philippsburg mit kleinen Abteilungen besetzen – um schnell den Ort, wo die Feinde sich zum Übergang anschickten, zu erfahren –, die Reiterei auf Kundschaft schicken, alle seine Truppen auf den ersten Befehl marschfertig halten und ohne Zögern das erste über den Rhein gegangene Korps mit seiner ganzen Macht angreifen müssen. Wenn Prinz Karl bei Mainz über den Rhein ging, so hatte Coigny die Wahl zwischen dem Posten an der Queich und am Speyerbach, die der Prinz nicht anzugreifen gewagt hätte. Durch diese Position hätte Coigny außerdem sowohl Unterelsaß als Lothringen gedeckt. Allein der Feldmarschall, dessen Armee nicht so stark war wie die feindliche, und dem allzu beschränkte Befehle erteilt waren, traf ganz andere Maßnahmen.

Sobald der Prinz von Lothringen und Traun von den verkehrten Schritten der Franzosen unterrichtet waren, sandten sie Nadasdy links mit allen geheim zusammengebrachten Fahrzeugen ab, um beim Dorf Schreck über den Rhein Brücken zu schlagen. Sogleich ließ Nadasdy 2000 Panduren unter dem Befehl des Freischarenführers Trenck in Kähnen über den Rhein setzen. Diese überfielen und schlugen eine Abteilung von drei kaiserlichen Regimentern, die sich aus unverzeihlicher Nachlässigkeit nicht im mindesten gegen einen Überfall geschützt hatten. Nadasdy selbst war schon am 1. Juli mit 9000 Husaren über den Rhein gegangen, während man hinter ihm ruhig die Brücken fertig baute. Auf die Nachricht von diesem Übergang stieß Seckendorff mit 20 000 Mann zu einem vom jüngeren Coigny befehligten Korps Franzosen und eilte den obenerwähnten drei kaiserlichen Regimentern zu Hilfe, ehe der Fürst von Waldeck sein Lager von Rettigheim aufgehoben hatte, um zu Na-

dasdy zu stoßen. Alle Offiziere dieses Heeres beschworen Seckendorff, Nadasdy anzugreifen, den er sehr leicht in den Rhein zurückwerfen konnte; mit diesem einen Schlag hätte er die Pläne des Prinzen von Lothringen vernichtet. Seckendorff wollte aber durchaus nicht darauf eingehen; er begnügte sich, ein kleines Gefecht mit den Ungarn anzufangen, und als er erfuhr, daß Marschall Coigny sich nach Landau zurückgezogen hatte, so marschierte er über Germersheim, um sich mit ihm zu vereinigen.

Schon am 2. Juli hatte der Prinz von Lothringen sich des Rheins von Schreck bis Mainz bemächtigt. Nadasdy und der Fürst von Waldeck standen bereits am jenseitigen Ufer. Bernklau war bei Mainz ebenfalls über den Fluß gegangen. Der Prinz von Lothringen brauchte drei Tage, um seine große Armee über die Brücken gehen zu lassen. Kaum war eine Abteilung am anderen Ufer, als er ein Korps abschickte, um Lauterburg zu nehmen und sich der Verschanzungen zu bemächtigen. Nadasdy rückte bis Weißenburg vor, nahm diesen Ort und besetzte dessen Verschanzungen. Die Österreicher machten auf diesem Zug 1600 Gefangene. Jetzt bemerkte Coigny, wie wichtig es wäre, vor dem Prinzen von Lothringen das Niederelsaß zu besetzen, und er kam ihm dadurch zuvor, daß er Weißenburg mit Sturm nahm und in die Verschanzungen, wo er kräftigen Widerstand fand, gewaltsam eindrang. Nadasdy, aus diesem Posten verdrängt, zog sich zur großen Armee zurück, die bei Lauterburg lagerte und nicht wagte, Weißenburg zu Hilfe zu kommen, weil die Abteilungen von Bernklau und Leopold Daun noch nicht angelangt waren. Diesen Verzug und das Anschwellen des Rheins, das verhinderte, daß die feindlichen Korps zusammenstoßen konnten, nützte Coigny; er ging bei Hagenau über die Moder und lagerte bei Bischweiler.

Die Entfernung Coignys brachte den Prinzen von Lothringen auf den Gedanken, Fort Louis zu belagern, das angeblich nicht gut verproviantiert war. Daher nahmen am 12. Juli Nadasdy und Bernklau ihre Posten in Wörth, Beinheim und

auf den Inseln, die Fort Louis umgaben. Das Anschwellen des Rheins rettete diese Festung; die Besatzung gewann die Verbindung mit Straßburg, von wo aus sie Verstärkung und Lebensmittel erhielt.

Da dieser Anschlag mißlang, ließ der Prinz von Lothringen seine leichten Truppen auf die Flügel der französischen Armee und in die Gehölze bei Hagenau rücken, so daß diese gehindert wurde, einzelne Abteilungen über die Moder zu schicken. Marschall Coigny, der sich in dieser Lage bedrängt fand, benachrichtigte davon seinen Hof. Ludwig XV. entschloß sich, um das Elsaß zu retten, 40 000 Mann seiner besten Truppen aus Flandern selbst herbeizuführen, um Coigny beizustehen, der inzwischen Befehl erhielt, auszuharren und seine Truppen zu schonen. Dies veranlaßte Coigny, die Maßnahmen zu ändern und jedem Treffen auszuweichen. Nadasdy, durch reguläre Truppen verstärkt, begann sich auszubreiten auf die Höhen von Reichshofen und Wasenburg zu, als wenn er das französische Lager über Lichtenberg und Buchsweiler zu umgehen beabsichtigte. Hierauf zog sich Coigny (31. Juli) über Brumath nach Straßburg zurück. Er postierte sich am Molsheimer Kanal und verließ diesen bald darauf, um die Pässe bei Pfalzburg und Markirch zu erreichen. Er machte diese Bewegungen, um zu verhindern, daß der Prinz von Lothringen, der bei Brumath stand und Brücken über die Moder schlagen ließ, die Bergschluchten besetzte, durch die des Königs Armee kommen mußte, um zur seinen zu stoßen.

Der französische König kam am 4. August in Metz an, wo er die Truppen von Flandern erwartete, um mit diesen über die Armee des Prinzen von Lothringen herzufallen und sie womöglich zu vernichten. Feldmarschall Schmettau war vom König von Preußen an Ludwig XV. abgesandt worden, teils, um über die Bewegungen der französischen Armee zu berichten, teils, um den König von Frankreich zu ermahnen, seine Verpflichtungen zu erfüllen, nämlich die Truppen der Königin, sobald sie über den Rhein zurückgingen, bis nach

Bayern zu verfolgen. Schmettau benachrichtigte Ihre Allerchristlichste Majestät, daß der König von Preußen am 17. August den Feldzug eröffnen würde und 100 000 Mann in Bewegung setze, um die Diversion zugunsten des Elsaß zu machen. Dieser Feldmarschall bot alles auf, um der französischen Armee mehr Tätigkeit und Nachdruck zu geben, und vielleicht wäre es ihm gelungen, wenn nicht Ludwig XV. in Metz erkrankt wäre. Diese Krankheit begann mit Kopfschmerzen, die seine Ärzte und Wundärzte einem Geschwür im Gehirn zuschrieben, das sie für unheilbar erklärten. Bald umgab man den König mit Beichtvätern, Priestern und dem ganzen Gepränge, dessen die römische Kirche sich bedient, um Sterbende in die andere Welt zu senden. Der Bischof von Soissons, ein dummer Eiferer, verkaufte seinem Herrn sein Öl und seine Sakramente nur unter der Bedingung, daß er der Frau von Châteauroux entsagte. Die Herzogin mußte also von Metz abreisen, nachdem ihr strenge Order erteilt war, nie wieder dem König vor die Augen zu kommen. Weder die Letzte Ölung noch die Sakramente retteten den König. Ein ganz gemeiner Chirurg erschien und versicherte, dem König zu helfen, wenn man ihm nur freie Hand ließe; er fand keinen, der es mit ihm aufnahm, und mittels eines starken Brechmittels heilte er die Krankheit des Königs, die durch einen verdorbenen Magen verursacht worden war. Die Hofärzte verloren ihren guten Ruf, aber die allgemeinen Angelegenheiten litten dabei noch mehr.

Während der Krankheit des Königs war der Herzog von Harcourt in Pfalzburg angelangt. Nadasdy hatte schon Zabern eingenommen und schickte sich an, durch die Bergschluchten, die der Herzog besetzt hielt, zu dringen; doch ohne Erfolg, denn obgleich oft angegriffen, hielt sich der Herzog bis zum 16., als die Hilfstruppen von Flandern anrückten, um zur Armee zu stoßen. Der Prinz von Lothringen hatte schon Befehl erhalten, sich zurückzuziehen; er traf Vorkehrungen, um dies auszuführen. Es lag nur

an Marschall Noailles, dies zu nützen, aber seine übermäßige Vorsicht verdarb alles. Schmettau verlor Mühe und Zeit, ihn anzufeuern. Was hätte denn auch Frankreich dabei gewagt? Wäre Noailles geschlagen worden, so mußten die Truppen der Königin dennoch das Elsaß verlassen, und wenn die Franzosen gesiegt hätten, so hätten sie die österreichische Armee vernichtet, indem diese, lebhaft verfolgt, statt über die Rheinbrücken zurückzugehen, in den Rhein gestürzt worden wäre. So aber zogen Franzosen und Bayern langsamen Schrittes nach Hochfelden, wohin Nadasdy sich bereits zurückgezogen hatte. Noailles sandte drei Abteilungen an die Moder und erfuhr durch Löwendahl, der auf Drusenheim marschierte, daß die Österreicher ihr Lager bei Brumath verlassen hätten, um sich ihren Brücken bei Beinheim zu nähern. Darauf wurde Graf Belle-Isle von Suffelnheim mit einem Korps abgeschickt. Die Franzosen gingen über die Moder und folgten den Österreichern. Belle-Isle zwang den Feind, das Dorf Suffelnheim mit Verlust zu verlassen, und Noailles setzte sich in Marsch, um zu Löwendahl zu stoßen. Am selben Abend griffen die französischen Grenadiere das Dorf Achenheim an, das von österreichischen Grenadieren und ungarischen Truppen verteidigt wurde. Die Franzosen nahmen das Dorf und hielten sich mit unnützen Förmlichkeiten auf, während der Prinz von Lothringen die Zeit nützte, um über die Brücken von Beinheim über den Rhein zurückzugehen, die er dann vor Tagesanbruch abbrechen ließ. Die Franzosen machten viel Aufhebens von diesem Treffen; das war aber nur Prahlerei: Von beiden Seiten betrug der Verlust noch nicht 600 Mann, und der Prinz von Lothringen setzte ruhig seinen Marsch durch Schwaben und die Oberpfalz fort, um nach Böhmen zu gelangen. Schmettau, der sich beim König befand, war über die Schlaffheit der Franzosen in Verzweiflung. Er sandte an den König Denkschriften, er ermahnte die Minister, er schrieb an die Marschälle; aber er hätte eher Berge versetzt, als diese Nation aus ihrer Starrheit zu reißen.

Da der entscheidende Augenblick, in dem die Franzosen die Truppen der Königin hätten vernichten können, ungenützt vorübergegangen war, suchte Schmettau die Marschälle von dem Plan, Freiburg zu belagern, abzubringen. Auch dies war vergeblich. Alles, was er ausrichtete, war, daß man versprach, die kaiserlichen Truppen mit einigen deutschen Truppen zu verstärken, damit Seckendorff die Österreicher aus Bayern vertreiben könnte. Der Hof versprach, diese Truppen zum Frühjahr 1745 bis auf 60 000 zu bringen. Seit dem Bündnis zwischen den Preußen und den Franzosen hatten also diese die zwei Hauptpunkte des Traktates nicht gehalten. Sie ließen den Prinzen von Lothringen abziehen, ohne ihn zu verfolgen, und jene Armee, die sie nach Westfalen schicken sollten, erschien gar nicht. Unterdessen marschierte Seckendorff schwerfällig und in gemessenen Schritten zum Lech, und Ludwig XV., der 70 000 Mann unter seinem Befehl hatte, belagerte Freiburg, nahm die Festung zu Ende des Feldzugs ein und schleifte die Befestigungswerke.

Die Fortschritte des Prinzen von Lothringen im Elsaß veranlaßten den König von Preußen, sich früher zu erklären, als es in seinem Plan lag. Es stand sehr zu befürchten, daß das Übergewicht der österreichischen Truppen die Franzosen nötigte, auf die Bedingungen, die die Anmaßungen der Feinde vorschreiben würden, einzugehen, und in diesem Fall war es nicht zweifelhaft, daß die Königin ihre ganze Macht angewandt hätte, um Schlesien wiederzuerobern.

Aber auch die politischen Anordnungen, die der Hof von Berlin zu treffen sich vorgesetzt hatte, waren noch weit im Feld. Graf Bestushew, der sich seit der Verjagung La Chétardies aus Rußland für sicher hielt, veranlaßte die Zarin Elisabeth, nach Moskau zu reisen, um sich krönen zu lassen, und darauf eine Wallfahrt nach Kiew zu irgendeinem Heiligen zu unternehmen. Die Zarin hatte Günstlinge; Bestushew suchte gegen diese Nebenbuhler aufzustellen. Eine neue Beschäftigung machte die Zarin am Hof unsichtbar;

das war ein Sieg für die Minister. Es gab bald Befehle, daß sich jeder, der mit Rußland zu unterhandeln hätte, anstatt an die Zarin künftig an ihren Minister wenden sollte. Diese neue Einrichtung kostete den Grafen Bestushew große Summen, und Mardefeld bemerkte zu seinem Bedauern, daß die englischen Guineen bei diesem Minister mehr ausrichteten als die preußischen Taler. In allen Plänen, die man entwirft, muß man mit dem Beinahe zufrieden sein. Das Bündnis mit Rußland war nicht so beschaffen, wie man es wünschte; aber durch kräftige Kriegführung hoffte der König es vollkommen zu machen, bevor das in Entschlüssen so langsame Rußland so entscheidende Maßnahmen getroffen haben würde, die ihm in seinen Operationen hinderlich werden könnten.

Folgende allgemeine Anordnung wurde getroffen, um in Böhmen einzurücken und die Königin zu zwingen, ihre Truppen aus dem Elsaß zurückzurufen: Die große preußische Armee sollte in drei Kolonnen in Böhmen einrücken. Diejenige, die der König anführen wollte, sollte am linken Elbufer aufwärts bis Prag hinziehen; die zweite, unter Prinz Leopold von Anhalt, sollte durch die Lausitz gehen und, stets am rechten Elbufer bleibend, sich ebenfalls nach Prag begeben; diese Kolonnen deckten die Artillerie und Lebensmittel auf drei Monate, die man auf der Elbe eingeschifft hatte, um sie nach Leitmeritz zu schaffen. Feldmarschall Schwerin sollte mit einer dritten Kolonne aus Schlesien über Braunau ziehen und zur übrigen Armee stoßen, um zugleich Prag zu berennen. Außer dieser Armee hatte der alte Fürst von Anhalt ein Korps von 17 000 Mann, mit dem er die Kurmark deckte, und Marwitz befehligte 22 000 Mann, die zum Schutz Oberschlesiens dienten.

Der Kaiser hatte Requisitionsbriefe an den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen ergehen lassen, worin er für seine preußischen Hilfstruppen freien Durchzug durch dessen Staaten nach Böhmen verlangte. August III. war damals in Warschau. Jene Briefe wurden seinen Ministern, die in seiner Abwesenheit Sachsen regierten, durch ebenden Win-

terfeldt eingereicht, der in Petersburg unterhandelt und sich in den ersten Feldzügen so ausgezeichnet hatte. Die Sachsen waren über den Antrag betroffen; sie wollten sich Zeit lassen; allein die Preußen standen schon auf sächsischem Boden. Vergebens protestierte man und beschwerte sich über ein Verfahren, dessen Hauptzweck war, zu verhindern, daß das Reich den Schimpf erlitte, seinen Kaiser unterdrückt und abgesetzt zu sehen.

Während man in Dresden murrte und in Warschau in Wut geriet, in London dieses Zuvorkommen bedauerte und in Wien sich Schrecken verbreitete, marschierte der König gerade auf Pirna, wo die magdeburgischen Regimenter, die ihren Weg über Leipzig genommen hatten, zu ihm stießen. Ganz Sachsen war in Bewegung; die Truppen sammelten sich pelotonweise bei Dresden. Man eilte, diese Hauptstadt zu befestigen; selbst Handwerker mußten mitarbeiten, um in dem Teil, der Neustadt heißt, Schanzen aufzuwerfen. Die sächsischen Minister wollten Trotz zeigen und waren doch von Furcht ergriffen; sie bewilligten von einer Seite zuviel und verweigerten unbedeutende Dinge hartnäckig. Wenn der König sich dieses Landes hätte bemächtigen wollen, so wäre dies in acht Tagen erledigt gewesen. Endlich bewilligten sie Lebensmittel, gaben Kähne her, um über die Elbe zu setzen, ließen die mit Lebensmitteln beladene Flotte durch Dresden fahren; aber die Besatzung wurde verdoppelt, die Kanonen wurden in Batterien gestellt, die Tore geschlossen und verrammt und den preußischen Offizieren der Eintritt versagt. Dieses Benehmen der Sachsen zeigte offenbar eine feindliche Gesinnung. Man hatte sie bisher für schlechte Nachbarn gehalten, die fähig wären, aus den etwa in diesem Krieg den Preußen widerfahrenden Unfällen Nutzen zu ziehen; aber man hatte nicht gedacht, daß sie so unbesonnen wären, sich zugunsten der Königin von Ungarn aufzuopfern, zumal das dem alten Fürsten von Anhalt zur Verfügung stehende Korps ihnen ein klügeres Verhalten anraten konnte.

Man schickte dem Zug der Truppen ein Manifest voran, das die allgemeinen Gründe zum Frankfurter Bund erklärte, der zwischen dem Kaiser, dem König von Preußen, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen gestiftet worden war, um die Verfassung und die Freiheit des Reiches aufrechtzuerhalten und dessen Oberhaupt zu beschützen. Gleichzeitig wurden Bekanntmachungen nach Böhmen gesandt, mittels derer die Untertanen dieses Königreiches gewarnt wurden, sich nicht den Hilfstruppen des Kaisers zu widersetzen, den sie von nun an als ihren rechtmäßigen Fürsten zu betrachten hätten.

Am 23. August langte der König an der böhmischen Grenze an. Vier Husarenregimenter und vier Bataillone waren um einen Tagesmarsch vor der Armee voraus, um nötige Lebensmittel für die Truppen zu sammeln. Der Markgraf, der das zweite Treffen befehligte, rückte in das Lager, das der König eben verlassen hatte; kein Feind widerstand den Bewegungen der Truppen. Die kleine, mit den Magazinen beladene Flotte stieß bei ihrer Ankunft in Böhmen zuerst auf Hindernisse; sie mußte am Fuß eines Felsens vorbei, auf dem das Schloß Tetschen steht; die Feinde, die es besetzt hielten, wälzten große Steine in die Elbe und brachten auch ein Pfahlwerk an, wodurch die Durchfahrt gehemmt wurde. Man mußte einige Truppen aussenden, die General Bonin befehligte; dieser griff einen ungarischen Hauptmann an und nahm ihn mit 70 Mann gefangen. Sogleich wurde der Fluß geräumt und wieder schiffbar gemacht. Dieser Vorfall verzögerte den Marsch um zwei Tage; die Armee bewegte sich nun zur Eger hin. Die Husaren überfielen bei einem Flecken namens Muncifay die Feinde, schlugen 300 in die Flucht und nahmen 50 gefangen. Man erfuhr durch sie, daß Batthyany mit 12 000 Mann aus Bayern an die Beraun gekommen sei; auch daß er 3000 Mann in Prag hineingeworfen und noch ein Korps von 12 000 Mann Miliz hinzugefügt habe.

Der König langte am 2. September mit allen Korps, aus denen seine Armee bestand, vor Prag an; er lagerte beim

Kloster St. Maria de Victoria. Feldmarschall Schwerin und Prinz Leopold berannten die Neustadt. Acht Tage waren erforderlich, um das schwere Geschütz und die Lebensmittel von Leitmeritz zum Lager hinzuschaffen. In diesen Ort wurde ein Bataillon als Besatzung gelegt, um die Magazine zu bewachen, die man aus Mangel an Pferden nicht wegbringen konnte; denn die Moldau, die bei Melnik in die Elbe fällt, ist nicht schiffbar. Diese Zeit wurde benützt, um Vorkehrungen zur Belagerung zu treffen.

Inzwischen erfuhr man durch Spione, daß Batthyany ein großes Magazin in Beraun anlegte; Husaren, die ausgeschickt wurden, um die Wege, die nach dieser Stadt führten, zu rekognoszieren, bestätigten diesen Bericht. Der König geriet in Versuchung, dieses Magazin zu erobern, und sandte General Hacke mit fünf Bataillonen und 600 Husaren hin, um sich dessen zu bemächtigen. Batthyany erhielt Wind davon, obgleich man alle möglichen Vorkehrungen getroffen hatte, um die Sache geheimzuhalten. Er verstärkte daher diesen Posten, und als Hacke über die Brücke bei Beraun ging und das Stadttor gesprengt hatte, bemerkte er zwei starke Korps Kavallerie, die rechts und links über den Fluß gingen, um ihm in beide Flanken zu fallen. Er gab sogleich den Angriff auf und stellte sich auf Anhöhen, wo er mit seiner Infanterie ein Karree formierte. Als er von jener Reiterei und einem starken Korps ungarischer Infanterie scharf angegriffen wurde, fand er Mittel, ins Lager vor Prag von der ihn bedrohenden Gefahr Nachricht zu senden. Der König eilte ihm zu Hilfe mit 80 Schwadronen und 16 Bataillonen; aber Hacke hatte die Feinde tapfer zurückgeworfen und sich befreit, ehe der Sukkurs bei ihm angelangt war. Der Anschlag auf Beraun verfehlte also sein Ziel, und Batthyany ließ schleunigst sein Magazin von da nach Pilsen verlegen. Eigentlich wäre es richtig gewesen, wieder auf Beraun zu marschieren, Batthyany aus Pilsen zu vertreiben und ihm sein Magazin wegzunehmen; dadurch wäre die österreichische Armee gehindert worden, von den Lebensmitteln, die

er nun zu sammeln Zeit hatte, Gebrauch zu machen; der Prinz von Lothringen wäre auf Oberösterreich zurückgeworfen worden, und man hätte das Ende des Feldzugs im ständigen Besitz Böhmens erreicht; allein die preußische Armee wurde nicht gehörig mit Lebensmitteln versorgt, und es fehlte ihr ein Mann wie Séchelles.

Am 10. September abends wurden vor Prag die Laufgräben an drei verschiedenen Stellen eröffnet, nämlich auf dem Lorenzberg, bei Bubenetsch, der Mühle an der unteren Moldau gegenüber, und am Ziskaberg. Graf Truchseß befehligte den ersten Angriff, Markgraf Karl den zweiten; den dritten leitete der Generalfeldmarschall Schwerin. In der ersten Nacht wurde nichts eingebüßt. Am Tag darauf ließ der Feldmarschall bei vollem Tageslicht das Fort Ziska angreifen, nahm es, nachdem er einige Bomben hineingeworfen hatte, und nahm darauf zwei kleine Redouten, die hinter der ersten waren und die von den Franzosen, die sie angelegt hatten, Schwalbennester genannt wurden. Der König befand sich gerade im Laufgraben bei Bubenetsch; er trat mit mehreren Offizieren heraus, um zu sehen, wie der Angriff auf Fort Ziska ablaufen würde. Die Feinde bemerkten diese Menge Menschen, lenkten ihr Geschütz dahin, und ein unglücklicher Schuß raffte den Prinzen Wilhelm, den Bruder des Markgrafen Karl, hin, denselben, der bei Mollwitz für den Ruhm des Vaterlandes so tapfer gefochten hatte. Man ließ sogleich die Batterien vorrücken, so daß sie in den Mittelwall zwischen den Bastionen Nikolaus und Peter eine starke Bresche schlugen. Am 15. steckten die Batterien des Markgrafen Karl durch hineingeworfene Bomben die Wassermühle in Brand und zerstörten die Moldau-Schleusen. Das Wasser wurde dadurch so seicht, daß man überall durchwaten und die Stadt im Sturm nehmen konnte, da hier ein großer Teil ohne Wall und Mauer war; Harsch, der in der Stadt befehligte, verzweifelte schon. Am 16. frühmorgens sah dieser Befehlshaber ein starkes Korps Grenadiere von Bubenetsch herziehen, bemerkte bald, daß man sich zum

Stürmen anschickte, trug auf Kapitulation an und ergab sich mit seiner aus 12 000 Mann bestehenden Besatzung. Die Belagerung hatte nur sechs Tage gedauert, die Belagerer hatten dabei 40 Tote und 80 Verwundete. Am selben Tag wurden die Tore geöffnet und die Besatzung nach Schlesien abgeführt, wo sie auf verschiedene Festungen verteilt wurde.

Die Einnahme Prags war ein schöner Anfang dieses Feldzuges. Man hatte Grund zu hoffen, daß sie auf die Sachsen Eindruck machen würde und sie sich jetzt doch weniger für die Königin von Ungarn erklären würden. Es war anzunehmen, daß sie nicht durch Entblößung des Kurfürstentums dieses dem Fürsten von Anhalt preisgeben würden, der Leipzig, den Sitz ihres Handels, den Lebensnerv ihres Staates und die Quelle ihres Kredits zugrunde richten konnte; aber das Gold der Engländer siegte über die wichtigeren Rücksichten.

Die preußische Armee hatte jetzt die Wahl zwischen zwei Operationen. Die eine, die der König vorzog, bestand darin, über die Beraun zu gehen, Batthyany aus Böhmen zu vertreiben, sich Pilsens und des Magazins, das man dort für die Armee des Prinzen von Lothringen anlegte, zu bemächtigen und bis an die Bergpässe bei Cham und Furth vorzudringen, die den Österreichern die Wege von der Oberpfalz her nach Böhmen öffneten. Es ist wohl wahr, daß der Prinz von Lothringen sich auf Eger werfen konnte, wo die Sachsen zu ihm gestoßen wären; von da konnte er die Eger entlang denselben Weg verfolgen, den Marschall Belle-Isle auf seinem Rückzug von Prag genommen hatte. Allein woher hätte diese Armee dann Lebensmittel erhalten? Das Bayreuther Land war zu unfruchtbar, um welche zu liefern. Zudem, wer hätte Österreich beschützt, das Marwitz, der keinen Feind vor sich hatte, der ihn aufhalten konnte, ganz allein zu erobern imstande war? Das war also ohne Zweifel der Plan, den man hätte ausführen sollen. Der Kaiser, der König von Frankreich und besonders Marschall Belle-Isle bestanden

darauf, daß die Preußen sich nach Tabor, Budweis und Neuhaus begäben, um mit den Bayern eine Verbindung herzustellen und den Prinzen von Lothringen wegen Österreich in Sorge zu versetzen. Marschall Belle-Isle behauptete, der Fehler, den man im Jahre 1741 gemacht hätte, diese Posten nicht zu besetzen, sei die Ursache all des Unglücks gewesen, das die Franzosen und Bayern erlitten hätten; allein was in einem Fall richtig ist, muß das im anderen ebenso richtig sein? Zwar waren diese Posten 1741 für die Bundesgenossen, die noch Bayern und Oberösterreich innehatten, notwendig, aber im Jahre 1744 waren hier nur Österreicher. Zudem gab man den Feinden durch zu starkes Vorschieben der einen Spitze leichtes Spiel, da durch die Entfernung der preußischen Armee von ihrer Grenze die Sachsen Freiheit gewannen, zum Prinzen von Lothringen zu stoßen oder gar etwas auf Prag zu unternehmen. Von allen Vorschlägen war der klügste, sich nicht zu weit von Prag zu entfernen, in dieser Hauptstadt sowie in Pardubitz und anderen Städten Vorräte für die Truppen zu sammeln und den Feind zu erwarten. Der König zeigte hierbei zuviel Schwäche; aus Nachgiebigkeit gegen seine Bundesgenossen ging er zu sehr auf ihre Ansichten ein, und weil er befürchtete, beschuldigt zu werden, daß er, seine Armee bei Prag zurückhaltend, lediglich die ihm versprochenen drei Kreise zu sichern beabsichtigte, unternahm er den unglücklichen Feldzug; und in der Ausführung dieses Planes wurden ebenfalls Fehler gemacht. Die Fortschaffung des Mehls von Leitmeritz nach Prag wurde verabsäumt; das grobe Geschütz, das zur Belagerung Prags gedient hatte, wurde nicht nach Schlesien zurückgeschickt, und man ließ in dieser großen Stadt nur sechs Bataillone als Besatzung, die noch nicht genügten, die halbe Stadt zu verteidigen.

Wenn man rechts von der Moldau hinaufgeht und Prag hinter sich läßt, findet man ein gebirgiges, schwer gangbares, ebenso schlecht bevölkertes wie dürres Land. Geht man elf Meilen weiter östlich, so zeigt sich die Stadt Tabor, auf

einem Felsen liegend, im 15. Jahrhundert von Ziska erbaut, jenem hussitischen Räuberhauptmann, der sein Vaterland verheerte, als er es verteidigte. In jenen fernen Zeiten galt Tabor als uneinnehmbar; in unseren Tagen könnte man es in einem Anlauf nehmen. Die Lage ist vorteilhaft, aber die Stadt ist klein und nur durch eine elende Mauer geschützt. Von da weiter südlich kommt man an die Luschnitz, ein überall zu durchwatendes Flüßchen, dessen Ufer jedoch an vielen Stellen steil sind. Hat man es überquert, muß man drei Meilen weit durch Wälder und Felsen, aus denen man in eine fruchtbare Ebene gelangt und Budweis in einer Entfernung von zwei Meilen vor sich hat. Diese Stadt liegt an der Moldau, ist mit Erdwällen und einer Brustwehr befestigt, die südlich der Stadt gegenüber begonnen wurden. Dreiviertel Meilen jenseits der Moldau liegt Frauenberg. Das Schloß steht auf der Spitze eines Hügels und ist durch eine Belagerung, die die Franzosen darin sechs Monate aushielten, berühmt geworden. Das war nun der Boden, auf dem die preußische Armee handeln sollte.

Da die Sachsen sich noch für keine Partei erklärt hatten, setzte sich die Armee am 17. September in Bewegung, auf Kunratitz zu. Von da wurde der General von Nassau mit 10 Bataillonen und 40 Schwadronen abgesandt, um den Vortrab der Armee zu bilden. Diese selbst teilte sich in zwei Kolonnen; die rechte, unter dem Befehl des Prinzen Leopold, zog die Moldau entlang und mußte sich Wege bahnen; die linke, die Feldmarschall Schwerin anführte, zog auf der Heerstraße von Prag nach Tabor hin, Schritt für Schritt dem Vortrab folgend. Es wurde außerdem angeordnet, daß die beiden Kolonnen ihre Lager nicht weiter als höchstens eine halbe deutsche Meile voneinander entfernt halten sollten. Hinter der linken Kolonne folgten die Mehlwagen mit einer Bedeckung von 1500 Mann unter der Leitung General Posadowskys.

Tabor, Budweis und Frauenberg ergaben sich fast ohne Widerstand dem General Nassau. Am 26. war die Armee in

Tabor, wo die Kolonnen zusammentrafen. Aber Posadowsky brachte nur die Hälfte der Wagen mit, die nur für 15 Tage Mehl enthielten; die Pferde und Rinder dieses Transportes waren dermaßen vernachlässigt worden, daß die Hälfte umgekommen war – und doch hatte man auf dem ganzen Zug keinen Feind gesehen. Dies war der Ursprung allen Unglücks, das hierauf entstand. Kaum war die Armee zwei Tagemärsche von Prag entfernt, als Batthyany eine Abteilung von einigen tausend Kroaten und Husaren nach Beraun und Königssaal schickte. Diese letztere Stadt liegt an der Mündung der Beraun in die Moldau, zwei Meilen oberhalb Prags. Diese leichten Truppen beunruhigten alle Zugänge dermaßen, daß alle Vorräte, die das flache Land zu liefern hatte, aufgefangen und die Verbindungen abgeschnitten wurden, und vier Wochen hindurch blieb die preußische Armee ohne Nachrichten von Prag und von allem, was sonst in Europa vorging. Zwei Postsäcke, die für den König bestimmt waren, wurden geraubt, so daß er nicht allein vom Marsch der Sachsen, sondern auch von der Gegend, wo sich die Armee des Prinzen von Lothringen befand, nichts erfuhr.

Es muß doch sehr seltsam erscheinen, daß eine so starke Armee wie die preußische nicht das platte Land im Zaum halten, es zu den nötigen Lieferungen zwingen, sich Lebensmittel verschaffen und genug Spione erhalten konnte, um von der geringsten Bewegung der Feinde Kenntnis zu erlangen; allein man muß wissen, daß in Böhmen der hohe Adel, die Priester, die Amtspersonen – alles dem Haus Österreich sehr ergeben ist, daß die Religionsverschiedenheit diesem dummen und abergläubischen Volk einen unüberwindlichen Widerwillen einflößte und daß der Hof den Bauern, die lauter Leibeigene sind, befohlen hatte, sobald die Preußen herankommen, ihre Hütten zu verlassen, ihr Getreide zu vergraben und in die benachbarten Wälder zu flüchten, und daß er ihnen versprochen hatte, jeden Schaden, den sie durch die Preußen erleiden würden, wiedergutzumachen. Die Armee

fand also auf ihrem Zug nur Einöden, leere Dörfer; niemand brachte Eßwaren zum Verkauf ins Lager, und das Volk, das die strengen österreichischen Strafen fürchtete, konnte durch alles Geld der Welt nicht bewogen werden, auf Befragen über den Feind Nachricht zu erteilen. Diese Not wurde noch dadurch vergrößert, daß 10 000 Husaren, die die Österreicher aus Ungarn hatten kommen lassen, die Verbindungen der Armee abschnitten, in einem Land, das nur eine Zusammensetzung von Sumpf, Waldung, Felsen und alle Arten von Defileen bildet. Der Feind hatte außer der Überlegenheit leicht bewaffneter Truppen auch noch den Vorteil, daß er alles erfuhr, was im Lager des Königs vorging, und die Preußen wagten nicht, Kundschafter auszusenden, ohne sie wegen der Menge der feindlichen für verloren zu geben, so daß die Armee des Königs, immer auf römische Weise verschanzt, genötigt war, sich innerhalb des Lagers zu halten.

Mangel an Lebensmitteln kam zu diesen Hindernissen ebenfalls hinzu, um die preußische Armee zum Rückzug zu nötigen. Feldmarschall Schwerin war der Meinung, auf Neuhaus zu rücken, um die etwaige Besorgnis der Feinde wegen Österreich zu vermehren. Prinz Leopold behauptete, man müsse auf Budweis marschieren, das General Nassau besetzt hielt. Inzwischen brachte ein Spion die Nachricht, daß die Armee des Prinzen von Lothringen bei Protiwin liege; dies entschied über den zu fassenden Entschluß. Die Armee ging wieder über die Moldau zurück und lagerte auf den Höhen von Wodnian; aber kaum war man da angekommen, als sich die Unwahrheit des Berichtes ergab. Hieraus entstand ein Zerwürfnis zwischen Schwerin und Prinz Leopold, und der König mußte öfter in dem Fall mit seinem Ansehen dazwischentreten, um zu verhindern, daß die Eifersucht der beiden Feldmarschälle dem allgemeinen Besten schadete.

Oberstleutnant Janus von den Dieuryschen Husaren war ausgesandt worden, um die Lieferungen, die die Bewohner dieser Gegenden nach Tabor zu leisten hatten, einzutreiben.

Die Not war um so dringender, als das Mehl der Armee fast zu Ende war. Janus marschierte mit 200 Husaren nach einem Dorf Mühlhausen an der Moldau. Der Feind erfuhr dies; ein ansehnlicher Haufen Husaren überfiel ihn; er war ein wakkerer Mann und büßte das Leben ein, um nicht die Schande zu tragen, geschlagen worden zu sein. Sein ganzes Korps wurde verstreut. Nadasdy schlug an dieser Stelle Brücken über den Fluß und rückte vor, um Tabor anzugreifen. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, der dort erkrankt war, und Oberst Kalnein, der in der Stadt befehligte, bewiesen ihm aber, daß man eine von Preußen verteidigte Stadt nicht mit leichter Kavallerie einnehmen könne.

Jetzt kam die Nachricht, daß der Prinz von Lothringen ein starkes Lager hinter der Wottawa, zwei Meilen von Pisek, hatte, daß die Sachsen zu ihm gestoßen seien und daß er die Absicht hätte, hinter der Armee über die Moldau zu gehen und so die Preußen von der Sazawa und folglich auch von Prag abzuschneiden. Mangel an Lebensmitteln und die Hindernisse, die Nadasdy die Anschaffung der Nahrung bereitete, endlich auch die Möglichkeit, daß die Österreicher sich dahin bewegen könnten – all dies bewog die Preußen, sich wieder Tabor zu nähern; sie gingen am 8. Oktober bei Thein über die Moldaubrücke. Der Nachtrab litt sehr unter Panduren und Husaren; sie konnten diesen jedoch nicht so angreifen, wie sie gehofft hatten. Der wackere Husarenoberst Ruesch nahm ihnen ein Bataillon Dalmatier gefangen, das sich zu weit vorgewagt hatte, und stieß dann zur Armee, nachdem er ein ihn stark anfallendes überlegenes Korps besiegt hatte. Die Armee bezog ein Lager bei Tabor, um dem nach Neuhaus beorderten General Du Moulin Zeit zu verschaffen, zu ihr zu stoßen.

Die Österreicher waren ihres Planes, die Preußen von Prag abzuschrecken, so gewiß, daß man schon auf ihren Befehl in Beneschau und sogar im Kreis Chrudim Magazine anlegte. Der König bereute jetzt zu spät, Prag nicht besser mit Truppen versehen zu haben. Der Plan, zwischen Tabor, Neu-

haus, Budweis und Frauenberg Winterquartiere zu beziehen, war nicht gut. Von da bis Prag gab es keine auch nur mit Mauern umgebene Stadt, die zur Herstellung einer Verbindung mit dieser Hauptstadt hätte dienen können. Die Moldau war hier überall zu durchwaten und das linke Ufer mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die die leichten Truppen ständig benützen konnten, um die Preußen in den Winterquartieren zu beunruhigen. Wenn jedoch die Lebensmittel nicht gefehlt hätten, so hätte sich der König zwischen der Sazawa und der Luschnitz halten können; aber der Mangel an Lebensmitteln ist im Krieg ein wichtiger Gegenstand, und da die Gefahr, Prag zu verlieren, hinzukam, so war die preußische Armee gezwungen, zurückzugehen. Noch war man unentschlossen, ob die Posten Tabor und Budweis behauptet oder aufgegeben werden sollten, da man mit der Armee ganz davon wegzog. Man hatte freilich zu befürchten, die Feinde würden diese Städte mit Gewalt nehmen; aber andererseits mußte man in Betracht ziehen, daß in Tabor 300 Kranke und Verwundete, die man aus Mangel an Fuhrwerk nicht mitnehmen konnte, zurücklassen mußte. Diese wackeren Leute wollte man nicht im Stich lassen; es wurde daher beschlossen, in beiden Städten Besatzungen zu lassen, und man hoffte, wenn es zur Schlacht mit den Österreichern käme, wie es nach ihrer Vereinigung mit den Sachsen zu erwarten stand, würden die geschlagenen Feinde diese Posten auf ihrem Weg vorfinden und sich genötigt sehen, auf Pilsen zurückzugehen. Dieser Gedanke war durchaus falsch; denn in dringenden Fällen ist es ratsamer, 300 Kranke zu verlieren als einige tausend Mann in Städten, die sie nicht verteidigen können, aufs Spiel zu setzen. Im Gegenteil – wenn man vorhatte, sich zu schlagen, war es nötig, alle seine Kräfte zusammenzuziehen, um besser imstande zu sein, den Feind zu schlagen, und diese beiden elenden Löcher konnten den Prinzen von Lothringen nicht abhalten, sich nach Gutdünken zurückzuziehen. Man könnte zwar einwenden: Feldmarschall Seckendorff war ja

schon in Bayern angelangt, hatte Bernklau nach Österreich zurückgeworfen, hatte die kurfürstlichen Lande von Feinden gesäubert – mit Ausnahme von Ingolstadt, Braunau und Straubing. Freilich, aber die Fortschritte der Kaiserlichen durften die Preußen nicht abhalten, vorsichtig zu verfahren, und jene Vorteile waren nicht bedeutend genug, daß man ungestraft Fehler machen durfte.

In dieser Lage der Dinge war Beneschau der wichtigste Posten; dieser mußte, ehe der Prinz von Lothringen dahin kam, besetzt werden, weil er unangreifbar war und, wenn ihn die Feinde nahmen, über das Schicksal der Armee entscheiden konnte. Das einzige Rettungsmittel, das noch übrigblieb, war, bei Rattay über die Sazawa zu gehen, um aus Pardubitz Lebensmittel zu erhalten. Feldmarschall Schwerin stellte sich zu diesem Zweck an die Spitze eines Korps von 15 000 Mann und nahm nicht bloß das Lager bei Beneschau ein, sondern bemächtigte sich auch der dort für die Österreicher gesammelten bedeutenden Magazine. Der König stieß am 18. Oktober zu ihm; der Vortrab des Feindes war bereits auf dem Marsch, um sich dahin zu begeben. Die Armee blieb acht Tage zwischen Beneschau und Konopischt. Dort erhielt man die unangenehme Nachricht, die man freilich erwarten mußte: daß eine Abteilung von 10 000 Ungarn das Regiment Kreytzen in Budweis und das Pionierregiment zu Tabor gefangengenommen hatte. Um 300 Kranke zu retten, verlor man also 3000 Mann. Der König, der es bereute, diese Regimenter sozusagen im Stich gelassen zu haben, hatte durch acht verschiedene Personen dem General Kreytzen, der in Budweis befehligte, Order geschickt, diese Stadt zu räumen und der Armee zu folgen; aber niemand konnte zu ihm gelangen. Budweis ergab sich, nachdem die ganze Munition, die in diesen Umständen darin gelassen werden konnte, erschöpft war. Tabor wurde nach geöffneten Laufgräben durch eine vom Feind in die Mauer gehauene Bresche eingenommen. Die erstere dieser beiden Städte hielt die Belagerung acht, Tabor vier Tage aus, und

Frauenberg ergab sich, weil die Österreicher den einzigen Kanal, durch den die Besatzung Wasser erhielt, abgeschnitten hatten.
Da zu befürchten war, daß es der Armee an Lebensmitteln fehlen dürfte, so wurde Winterfeldt mit einigen Bataillonen und einem Husarenregiment abgeschickt, um die Verbindung mit dem Magazin in Leitmeritz zu sichern. Aber der obenerwähnte Vortrab des Prinzen von Lothringen hatte, als er bemerkte, daß die Preußen ihnen in Beneschau zuvorgekommen waren, sich auf Neweklau und von da auf Marschowitz zurückgezogen, wo die vereinte Armee der Österreicher und Sachsen eintraf.
Der König erfuhr diese Nachricht mit Vergnügen, da er hoffte, der Augenblick sei gekommen, um die Schmach, die er in Tabor und Budweis erlitten hatte, zu rächen. In dieser Absicht setzte er am 24. Oktober nachmittags die Armee in acht Kolonnen in Bewegung, um nach Zurücklegung solcher Wege, wo niemals Truppen durchgekommen waren, den Feind anzugreifen. Er langte gegen Abend auf einer Anhöhe an, nur eine Viertelmeile weit vom Lager der Österreicher. Die Preußen formierten sich und brachten da die Nacht zu. Am folgenden Morgen ritten der König und die höheren Offiziere in aller Frühe aus, um den Feind zu rekognoszieren. Man merkte, daß er sein Lager geändert und sich der rechten Seite der Preußen gegenüber auf einer steilen Anhöhe postiert hatte, an deren Fuß auf sumpfigem Boden ein schlammiges Wasser floß; dieser Sumpf schied beide Armeen. Von dieser Seite war der Feind durchaus unangreifbar. Man stellte einige Bataillone Grenadiere in ein Gehölz, aus dem man den rechten Flügel der Feinde sehen konnte; diesen fand man ebenso vorteilhaft gestellt wie den linken. Bei der Unmöglichkeit, hier mit Glück anzugreifen, mußte der Plan aufgegeben werden, und es wurde beschlossen, wieder nach Beneschau ins Lager zurückzukehren. Die Grenadiere, die den Feind rekognosziert hatten, bildeten den Nachtrab. Die Österreicher, die auf einen Angriff gefaßt

waren, bemerkten den Rückzug ihrer Feinde nicht, deren Bewegungen ihnen ein Berg verdeckte; es gab nur ein kleines Scharmützel im Nachtrab, und die Preußen nahmen ruhig wieder ihren Posten bei Beneschau ein.

Wenn eine Armee mit 150 Schwadronen über acht Tage in demselben Lager verweilt, ist es nicht zu verwundern, daß am Ende nicht genug Fourage vorhanden ist, besonders wenn das Land viele Berge und Wald hat und es unmöglich ist, die Landbevölkerung zur Herbeischaffung der Lebensmittel zu zwingen. Daher war der König genötigt, ein anderes Lager zu suchen, wo er Fourage haben und zugleich in der Nähe seiner Bäckerei sein könnte. Die Armee zog also am folgenden Tag ab, ging bei Porschitsch über die Sazawa und postierte sich bei Pischely. Gleichzeitig wurde General Nassau mit 10 Bataillonen und 30 Schwadronen abgeschickt, um ein feindliches Korps von 10 000 Mann regulärer Truppen und Ungarn aus Kammerburg zu vertreiben. General Nassau griff diese von einer vorteilhaften Anhöhe, die er besetzte, an; einige Kanonenschüsse genügten, um den Feind in Unordnung zu bringen. Dieser verließ seinen Posten, um bei Rattay über die Sazawa zurückzugehen; General Nassau zog neben ihm hin, und als er bemerkte, daß sie vor ihm Neu-Kolin erreichen wollten, kam er ihnen zuvor und besetzte diesen Posten.

Seit dem Scharmützel von Kammerburg wußte man nichts von General Nassau, der seinerseits keine Nachricht geben konnte, weil die Zahl der österreichischen leichten Truppen den preußischen so sehr überlegen war. Diese befanden sich auf waldigem Boden, besaßen die Liebe der Einwohner und wurden von allem in Kenntnis gesetzt, während die Preußen nichts erfuhren. Die Österreicher sorgten allerorten dafür, diese Überlegenheit über die Preußen zu behalten. Sie machten einen Anschlag, Oberst Zimmernow und sein Regiment in Pardubitz, wo er das Magazin bewachte, zu überrumpeln. 1500 Grenadiere und 600 Husaren, die aus Mähren kamen, verkleideten sich als Bauern, und unter dem Vorwand, für

das Magazin Lieferungen zu machen, versuchten sie mittels ihrer Fuhrwerke in die Stadt zu gelangen. Der Anschlag wurde durch einen Österreicher entdeckt, der aus Versehen eine Pistole abfeuerte; die Wachen am Tor und an den Außenwerken gaben hierauf Feuer auf den Haufen, der 60 Mann einbüßte. Diese Verteidigung machte der Wachsamkeit Zimmernows Ehre, und die Feinde hatten den Kummer, unnützerweise Leute verloren zu haben.

Bald nachdem der König bei Pischely gelagert hatte, nahm der Prinz von Lothringen sein Lager bei Beneschau. Er hatte die Einwohner alle für sich; die Kreise lieferten ihm Lebensmittel, und es gelang ihm, noch mehrere Tage da zu verweilen, wo die Preußen vor Hunger umgekommen wären. Er marschierte dann auf Kammerburg, wo er über die Sazawa ging, indem er seinen Weg nach Janowitz nahm und stets die Sümpfe im Rücken behielt. Der Plan des Prinzen oder vielmehr des alten Feldmarschalls Traun war, den König zu zwingen, entweder ganz nach Schlesien oder tiefer nach Böhmen hineinzuziehen. Wenn der König bei Prag bliebe, so schnitten ihm die Feinde die Verbindung mit Schlesien ab, und wenn er nach Pardubitz ginge, so waren Prag und Böhmen verloren. Dieser Plan war schön und bewundernswert. Feldmarschall Traun wandte dabei die weise Vorsicht an, stets unangreifbare Lagerplätze zu wählen, um nicht wider Willen eine Schlacht liefern zu müssen.

Wenn der König in dem Augenblick, da die Feinde ihr Lager verlegten, an sie herankommen konnte, so hätte er sie wohl zum Kampf gezwungen oder ihnen den Posten Kuttenberg abgewonnen, was ihre sämtlichen Pläne vereitelt hätte. Mangel an Nahrung, ein in diesem Feldzug schon so oft angeführter Grund, verhinderte diese Operation. Um jedoch auch das Unmögliche zu versuchen, rückte der König am folgenden Tag mit dem Flügel der Armee vor; Prinz Leopold sollte mit dem aus Prag erwarteten Brot nachfolgen. Das Glück wollte, daß der König bei Schwarz-Kosteletz, wo er sein Lager nahm, für drei Tage Brot, Wein und

Fleisch, das für die Feinde bestimmt war, vorfand. Diese Vorräte ließ er unter seine Truppen austeilen. Er beabsichtigte am folgenden Tag Janowitz zu erreichen; aber er wurde durch Spione getäuscht, die versicherten, der Prinz von Lothringen sei schon dort. Man wandte sich also links, und die Armee lagerte sich bei Kaurschim, eine Meile von der Elbe. Hier erfuhr man, daß General Nassau in Neu-Kolin sei und daß ein Transport Brot von Leitmeritz bald bei der Armee ankommen werde. Um diesen Transport besser zu sichern, wurden Brandeis und Nimburg mit Grenadieren besetzt.

Am folgenden Tag kam Prinz Leopold bei der Armee an; folgenden Tages begab man sich nach Planiau. Der Feind hatte die Absicht gehabt, dorthin zu kommen; daher fand man auch dort viele Lebensmittel. Der rechte Flügel der Preußen stand beim Kloster Zasmusk, eine Viertelmeile vom linken Flügel der Österreicher entfernt. Sümpfe und Wälder waren zwischen beiden Armeen. Indessen mußte man wegen Pardubitz in Sorge sein; die Österreicher waren um einen halben Marsch dahin näher als die Preußen. Man sandte Du Moulin mit acht Bataillonen und zehn Schwadronen dorthin; dieser ging durch Neu-Kolin und deckte Pardubitz und die Magazine.

Die Hauptsache war jetzt, Kuttenberg zu erreichen; es war keine Zeit zu verlieren, wenn man dem Feind zuvorkommen wollte. Obgleich die Truppen von drei Märschen hintereinander ermüdet waren, so wurde doch beschlossen, noch eine Anstrengung zu machen, um morgen nach Kuttenberg zu kommen oder den Prinzen Karl zu einer Schlacht zu zwingen. Beides geschah nicht. Ein dichter Nebel, der von 6 Uhr morgens bis Mittag dauerte, machte, daß man den halben Tag verlor, und bei aller nachher angewandten Mühe war es unmöglich, diesen Tag weiter als bis Groß-Gubel zu kommen, wo die Zelte aufgeschlagen wurden. Die Armee hatte auf eine halbe Meile weit Neu-Kolin und die Elbe im Rükken; ihre beiden Flügel lehnten sich an Dörfer, vor der Front

Otto Ferdinand Graf von Abensperg und Traun, österr. Feldmarschall.
Gemälde eines unbekannten Künstlers im Besitz des k. und k. Infanterie Regts
Graf von Abensperg und Traun Nr. 21 zu Kuttenberg i. Böhmen.

war eine kleine, von einem dichten Gehölz begrenzte Ebene, wo der Prinz von Lothringen lagerte. Dieser nützte den Vorteil, den ihm seine Position über die preußische gewährte, und sandte am selben Abend eine Abteilung, um die Anhöhe Johannes der Täufer, die sehr steil ist und die ganze Umgegend beherrscht, zu besetzen. Der König wollte gern zur Schlacht kommen, ehe seine Magazine erschöpft wären; ein allgemeiner Kampf war seinem Vorteil gemäß; aber die Österreicher fanden ihn nicht für zweckmäßig und mieden ihn sorgfältig. Während der Prinz von Lothringen und Traun die Gipfel der Felsen besetzten, stellte sich Nadasdy rechts von den Preußen mit 6000 Ungarn; Ghillanyi nahm mit einem Korps von gleicher Stärke in dem Holz, das die Ebene vorn begrenzt, Platz. Trenck und Morocz stellten sich links mit ihren leichten Truppen, um die preußische Armee auf ihr Lager zu beschränken und das Fouragieren zu verhindern. Es scheint vielleicht auffallend, daß die Preußen nichts unternahmen, um die Korps aus ihrer Nähe zu vertreiben; aber diese hatten Defileen vor sich, und man konnte nur mit Nachteil an sie herankommen.

Die schlechte Ernährung der Truppen, der Mangel und die Beschwerden, die sie ausgehalten hatten, verursachten eine große Menge Krankheiten; nicht einmal 100 Mann in jedem Regiment waren frei vom Durchfall; den Offizieren erging es nicht besser; die Fourage im Lager war gänzlich aufgezehrt, man konnte nur vom jenseitigen Elbufer her Lebensmittel erlangen; die Jahreszeit wurde täglich rauher – alle diese Ursachen nötigten die Preußen, bei Neu-Kolin wieder über die Elbe zu gehen und die Truppen einzuquartieren, um die Kranken zu verpflegen und wiederherzustellen. Am 9. November brach die Armee auf und zog sich in so guter Ordnung zurück, daß, selbst wenn der Prinz von Lothringen sie hätte angreifen wollen, man eine allgemeine Schlacht auf dem Terrain hätte mit Vorteil liefern können. Zehn Bataillone besetzten Neu-Kolin und standen hinter Mauern, die eine natürliche Verschanzung bildeten; man stellte Batte-

rien auf die der Stadt näher liegenden Anhöhen, von denen aus sie das ganze Terrain bestrichen. Neu-Kolin und Pardubitz waren jetzt wichtige Posten, weil sie die Verbindung mit Schlesien und Prag sicherten. Zwischen diesen beiden Hauptpunkten stellte man Posten den Fluß entlang auf, und dahinter lagerten die Truppen. Kaum waren die Preußen über die Elbe, als die Panduren Neu-Kolin angriffen; aber sie wurden so übel empfangen, daß sie die Lust verloren, wiederzukommen. In der Nacht zum 14. versuchten die Grenadiere der Königin mit allen ungarischen Truppen einen neuen Angriff und wurden kräftig zurückgeworfen. Sie hatten 300 Tote; der berüchtigte Plünderer Trenck wurde dabei verwundet.

Der Prinz von Lothringen hielt den Feldzug für beendet und hätte gern seinen Truppen eine Rast gegeben, die sie durch die im Elsaß und in Böhmen ausgestandenen Beschwerden wohl verdient hatten; allein der Hof von Wien dachte darüber anders und erteilte dem Prinzen von Lothringen ausdrückliche Befehle, die Operationen fortzusetzen.

Der König schmeichelte sich mit der Hoffnung, der Feind werde zwischen Elbe und Sazawa Quartiere nehmen; er beabsichtigte dann, sie von Pardubitz und Neu-Kolin her zu überfallen und die Kreise Czaslau und Chrudim von Österreichern zu säubern. Er hatte sein Hauptquartier in Trnowa bei Pardubitz, das des Prinzen Leopold war nicht weit von Neu-Kolin. Der Feind machte in dieser Zeit Bewegungen, die die Meinung begründeten, er mache Anschläge auf Pardubitz; dies veranlaßte diesen Prinzen, sich näher an die Quartiere des linken Flügels zu ziehen. Unterdessen fing man aus Wien wieder Briefe auf; diese enthielten einen großen Plan für den 18. November. General Einsiedel, der in Prag den Oberbefehl hatte, meldete, daß der Feind in allen Dörfern umher Leitern anfertigen ließe, und General Nassau zeigte an, er erwarte, in einigen Tagen in Neu-Kolin angegriffen zu werden; wegen Pardubitz, wo der linke Flügel der Armee stand, war nichts zu befürchten.

Von Meile zu Meile die Elbe entlang standen Infanterieposten, und 40 Husarenschwadronen waren darunter verteilt, um den Patrouillendienst zu versehen und jede Bewegung der Truppen der Königin zu beobachten. Durch diese Vorsichtsmaßnahme konnte der König stets rechtzeitig Nachricht haben, falls der Feind über die Elbe zu gehen versuchte; es war also nichts weiter zu befürchten – außer für Prag. Der König schickte dahin den General Rothenburg mit seinen Dragonern und drei Bataillonen, um die Besatzung zu verstärken.

Der gefährliche Tag, der 18., erschien, zeigte aber nichts als Hin- und Hermärsche des Feindes; der 19. schien entscheidender. Man hörte von morgens 5 Uhr an Kanonendonner und lebhaftes Kleingewehrfeuer. Der König schickte nach allen Seiten hin, um zu erfahren, wo geschossen würde; jedermann glaubte, es sei ein neuer Angriff auf Neu-Kolin. Die Schüsse, die man hörte, kamen von der rechten Seite der Armee, und da General Nassau einen Angriff auf seinen Posten seitens des Prinzen von Lothringen erwartete und man weiter nichts von daher erfuhr, so wurde dies als höchstwahrscheinlich zu leichtsinnig geglaubt. In dieser Ungewißheit blieb man bis Mittag, wo ein Husarenoffizier dem König berichtete, daß die Truppen der Königin in der Nacht bei Selmitz Brücken geschlagen hätten, daß man dies wegen der Nachlässigkeit der Patrouillen erst bei Tagesanbruch wahrgenommen habe; der Oberstleutnant Wedell, dessen Bataillon am nächsten war, sei dahin marschiert, habe trotz des Feuers aus 50 Kanonen dreimal die österreichischen Grenadiere zurückgeworfen und fünf Stunden lang dem Prinzen von Lothringen den Übergang verwehrt; da aber die Husaren, die er zur Armee abgeschickt hatte, um von seiner Lage Nachricht zu geben, von Ulanen, die sich in die benachbarten Gehölze geschlichen hatten, getötet worden seien, habe er sich in Ermangelung nötiger Hilfe in guter Ordnung durch den Wald bei Wischeniowitz zurückgezogen, um zur Armee zu stoßen.

Dieser Übergang über die Elbe – sei es nun, daß die Nachlässigkeit der Husaren schuld war oder nicht – war unheilbringend und entschied über den ganzen Feldzug. Über das Schicksal zu klagen war jetzt nicht an der Zeit; man hatte nur daran zu denken, dem Übel, so gut es die Umstände zuließen, abzuhelfen. Die Armee erhielt sogleich Befehl, sich bei Wischeniowitz zusammenzuziehen, das im Mittelpunkt der Kantonierungen lag. In Pardubitz ließ man nur drei Bataillone unter dem Befehl von Oberst Retzow. Die Armee befand sich um 9 Uhr abends auf dem Sammelplatz, in völliger Schlachtordnung gelagert, mit Ausnahme des Nassauschen Korps, das in Neu-Kolin stand, und zweier Bataillone, deren eines nach Brandeis, das andere nach Nimburg abgeschickt wurde. Das Bataillon Wedells verlor zwei Offiziere und 100 Mann, teils Tote, teils Verwundete, in dem in den preußischen Jahrbüchern ewig denkwürdigen Treffen bei Selmitz. Diese große Tat machte Wedell des Namens Leonidas würdig. Der Prinz von Lothringen, erstaunt, daß ein einziges preußisches Bataillon ihm fünf

Stunden lang den Übergang über die Elbe streitig machte, sagte zu den ihn begleitenden Offizieren: »Die Königin könnte sich glücklich schätzen, wenn sie in ihrer Armee Offiziere hätte, die diesem Helden glichen.«

Die bedenkliche Lage, in der man sich befand, veranlaßte den König, die höchsten Anführer seiner Truppen zusammenzurufen, um mit ihnen zu beratschlagen, was zu tun sei. Die Frage betraf zwei Punkte: Sollte man auf Prag marschieren, um sich in Böhmen zu halten, oder Prag und Böhmen räumen und sich nach Schlesien zurückziehen? Jeder dieser Vorschläge hatte seine schlimme Seite. Prinz Leopold war der Meinung, man solle auf Prag marschieren, weil in Leitmeritz noch viel Mehl vorhanden sei und weil man, wenn Prag aufzugeben sei, auch alles grobe Geschütz, das auf den schlechten Wegen nicht mitgenommen werden könne, im Stich lassen müßte; außerdem liefe auch die Besatzung auf einem Rückzug von 30 Meilen, bevor sie über Leitmeritz und die Lausitz die schlesische Grenze erreichen würde, große Gefahr. Der König war der Ansicht, man müsse nach Schlesien marschieren, weil dies am sichersten sei. Der Plan, sich in Prag zu halten, gab dem Feind leichte Mittel, der Armee alle Verbindung mit Schlesien abzuschneiden; die Sachsen würden an ihren Grenzen dasselbe tun, und so wäre die Armee noch vor dem Frühjahr aus Mangel an Lebensmitteln, frischen Truppen, Waffen, Kriegsmunition und frischen Pferden für die Kavallerie zugrunde gerichtet. Woher sollte man auch, wenn alle Verbindungen unterbrochen wären, die Summen nehmen, um die Truppen zu bezahlen, Magazine anzukaufen usw.? Wie hätte General Marwitz mit 22 000 Mann beide Teile Schlesiens gegen die Armee des Prinzen von Lothringen beschützen können? Diese Gründe entschieden für den Rückzug nach Schlesien, wo die Armee alle Hilfsquellen fand, um sich wieder zu erholen, wo die festen Plätze mit Magazinen angefüllt waren, das Land Lebensmittel lieferte, wo man mit Brandenburg in Verbindung kam und wo endlich weder Geld noch Pferde, noch

sonstige Hilfsmittel fehlen konnten. Und genaugenommen verlor der König durch seinen Rückzug aus Böhmen nichts weiter als das schwere Geschütz. Alle Generale traten dieser Meinung bei.

Der schnell gefaßte Entschluß mußte sogleich ausgeführt werden. Der König sandte seinen Adjutanten Bülow, einen zuverlässigen und gescheiten Mann, an alle getrennten Korps und zur Besatzung von Prag ab, um ihnen allen zu befehlen, Böhmen zu räumen. General Nassau wurde angewiesen, über Chlumetz oder Nechanitz zu ziehen, um zur Armee zu stoßen, während der König dem Prinzen von Lothringen gegenüber die angemessenen Bewegungen machen würde, um diese Vereinigung leicht zu bewirken. Bülow war so glücklich, zwischen den Abteilungen feindlicher Husaren durchzukommen und seine Befehle denen, die sie empfangen sollten, zu überbringen. Dieser Schritt war um so notwendiger, als die Besatzung von Prag nur noch für sechs Wochen Lebensmittel hatte und, wenn man so lange gewartet hätte, so würde der Hunger sie gezwungen haben, sich zu ergeben.

Am 20. November rückte der König nahe an Chlumetz, um die Bewegungen des Generals Nassau zu unterstützen; er verweilte auf diesem Posten, um jener Abteilung Zeit zu verschaffen, Bidschow und Nechanitz zu erreichen. Am 22. stellte sich die Armee zwischen Pardubitz und Königgrätz, am Dorf Wositz, das das Defilee bei Nechanitz deckte. Die Kranken und das Gepäck wurden unter starker Bedeckung voraus nach Schlesien geschickt, um den Truppen den Marsch zu erleichtern. Retzow räumte Pardubitz; am 24. zog die ganze Kavallerie General Nassau entgegen und führte ihn zur Armee. Man ließ die Infanterie durch Königgrätz ziehen, um sich in den Dörfern diesseits der Elbe einzuquartieren. Hier blieb man am 25. und 26. Am 27. teilte sich die Armee in drei Kolonnen; eine nahm ihren Weg auf die Grafschaft Glatz, die zweite, die der König anführte, zog durch die Pässe bei Braunau, und die dritte, die Du

Moulin anführte, nahm den Weg über Trautenau auf Schatzlar. Die erste Kolonne wurde auf ihrem Marsch nicht beunruhigt. Die Brigade Truchseß, die den Nachtrab der zweiten Kolonne bildete, wurde beim Übergang über den Bach Mettau beim Dorf Pleß angegriffen. Truchseß hielt sich zur Unzeit mit Scharmützeln gegen die Panduren auf und hatte 40 Tote und Verwundete. Was den Geist der Ungarn charakterisiert, ist folgender Umstand. Mitten unter dem Scharmützel fingen im Dorf Pleß einige Schweine an zu schreien; dies bewirkte einen Waffenstillstand; die Panduren ließen von den Preußen ab und jagten alle ins Dorf, um die Tiere zu töten, die sie lieber verzehren als sich schlagen wollten. Es gibt gewiß in der Geschichte wenige so lebhafte Gefechte, die so spaßhaft endeten. Die Kolonne Du Moulins wurde im Dorf Goldenöls angegriffen, doch mit so geringem Nachdruck, daß es nicht lohnt, näher darauf einzugehen. Die Kolonne, in der sich der König befand, kam am 4. Dezember in Tannhausen an; fast gleichzeitig fand sich hier der alte Fürst von Anhalt ein. Prinz Leopold lag krank darnieder, und man fürchtete um sein Leben. Feldmarschall Schwerin war verdrießlich geworden und hatte die Armee schon vor dem Rückzug nach Schlesien verlassen. Der König war genötigt, nach Berlin zu reisen, um für den nächsten Feldzug die erforderlichen Anordnungen zu treffen, auch gleichzeitig die Wege der Unterhandlungen vorzubereiten, um diese, wenn die Umstände es erforderten, lebhafter zu betreiben.

Den übrigen Korps erging es auf ihrem Rückzug folgendermaßen: Winterfeldt führte seine Abteilung glücklich aus Leitmeritz nach Schlesien. Er wurde zwar unterwegs beunruhigt, aber seine guten Vorkehrungen brachten den Ungarn Achtung bei. Die Prager Besatzung befolgte nicht genau die erhaltenen Befehle. Einsiedel hätte die Werke auf dem Wischehrad und dem Lorenzberg in die Luft sprengen, die Kanonen der schweren Artillerie zerstören und deren Lafetten verbrennen und die Flinten, mit denen die Garnison der

Königin bewaffnet gewesen war, ins Wasser werfen sollen. Er glaubte irrtümlich, dieser erstere Befehl werde widerrufen werden; er verschob die Ausführung bis zum Augenblick des Abzugs, und da war es zu spät. Als er sah, daß der Augenblick, die Stadt zu räumen, nahe war, sammelte er alle Pferde, die er auftreiben konnte, um 42 österreichische Feldstücke statt des groben Geschützes, das man im Stich lassen mußte, mitzunehmen. Am 26. November zog die Besatzung aus Prag ab. Einsiedel hatte seine Vorkehrungen so schlecht getroffen, daß seine Truppen noch aus dem Karlstor rückten, als schon 400 Panduren von einer anderen Seite in die Stadt eingedrungen waren. Diese Ungarn griffen den Nachtrab an. Rothenburg, der dabei war, ließ einige mit Kartätschen geladene Kanonen gegen sie abfeuern, womit er sie sich vom Leibe hielt. Die Besatzung kam am 30. in Leitmeritz an. Hier verweilte man einige Tage, um sich mit Brot und Vorrat zu versorgen. Als Einsiedel in Böhmisch-Leipa ankam, erfuhr er, daß die Sachsen ihm den Weg nach Schlesien verwehren wollten; der Prinz von Lothringen war nämlich dem König nur bis Nachod nachgezogen, wo er seinen Weg nach Mähren nahm, während die Sachsen in die Kreise Bunzlau und Leitmeritz rückten. Auf dem Marsch fielen einige leichte Scharmützel mit den leichten Truppen der Feinde vor, die aber von geringer Bedeutung waren. Als er in Hohenwald, einem zwei Meilen von Friedland und drei Meilen von der schlesischen Grenze gelegenen Flecken, ankam, bemerkte er ein starkes Korps und erfuhr von den Überläufern und Spionen, daß es ein Teil eines sächsischen Korps unter dem Befehl des Ritters von Sachsen war, zu dem 2000 österreichische Grenadiere gestoßen waren. Einsiedel, der sich noch nie in einer solchen Lage befunden hatte, verlor alle Geistesgegenwart; er war lange Zeit unentschlossen, ob er die Sachsen, die sich mit aufgeschichtetem Schnee verschanzt hatten, angreifen oder durch die Lausitz ziehend in Schlesien einrücken sollte. Die Feinde hatten auf der Straße von Friedland so große Verhaue gemacht, daß

diese in der jetzigen Jahreszeit unbrauchbar war. Als Rothenburg sah, daß Einsiedels Unschlüssigkeit die Truppen vor Frost und Mangel umkommen ließ, ließ er die Wege nach der Lausitz rekognoszieren und beschloß gleichzeitig, den Ritter von Sachsen anzugreifen, wobei er die Verantwortlichkeit für die Folgen übernahm. Ein Hauptmann namens Kottwitz, ein geborener Sachse, entlief in der Nacht und teilte dem Ritter von Sachsen Rothenburgs Vorhaben mit. Als dieser sich verraten sah, benützte er diesen Verrat selbst. Er setzte sich am folgenden Morgen früh in Bewegung und rückte in die Lausitz ein. Die Sachsen waren jetzt nur mit Verteidigungsanstalten beschäftigt. Sie erfuhren gleichzeitig, daß ein starkes Korps Preußen unter General Nassau anrückte, um ihnen in den Rücken zu fallen; daher waren sie so sehr beschäftigt, daß die Prager Besatzung ihnen glücklich entkam.

Rothenburg marschierte immer weiter. Ein Oberst Vitzthum, der an der Lausitzer Grenze befehligte, wollte sich seinem Durchzug widersetzen; als er aber die Zahl der Preußen, mit der er es zu tun hatte, erblickte, stand er davon ab. Der sächsische General Arnim, unter dem er stand, schickte einen anderen Offizier, um den Preußen den Durchzug zu verwehren. Aber Rothenburg war überaus höflich zu ihm, setzte jedoch seinen Weg fort und langte am 13. Dezember an der schlesischen Grenze an, wo diese Truppen nunmehr verwendet wurden, um eine Kette von Quartieren von der Lausitz bis an die Grafschaft Glatz zu bilden.

Dies war das Ende des ersten Feldzuges, dessen Beginn einen besseren Erfolg erwarten ließ. Jene große Kriegsmacht, die Böhmen verschlingen und sogar Österreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der sogenannten unüberwindlichen Flotte, die Philipp II. von Spanien auslaufen ließ, um England zu erobern.

Man muß gestehen, daß in Böhmen Krieg zu führen schwieriger ist als irgendwo sonst. Dieses Land ist von einer Gebirgskette umgeben, die das Ein- und Ausrücken gleich

gefahrvoll macht. Wenn man auch Prag einnimmt, so gehört eine Armee dazu, es zu behaupten, und dies schwächt das Korps, das gegen den Feind tätig sein soll. Magazine kann man dort nur im Winter herbeischaffen, wo die Einwohner durch die strenge Jahreszeit genötigt sind, in ihren Dörfern zu bleiben. Einige fruchtbare Gegenden können Lebensmittel für eine große Armee liefern; trockenes und grünes Futter kann da nicht fehlen; aber andere gebirgige und bewaldete Kreise sind zu unfruchtbar, als daß eine Armee lange darin verweilen könnte. Außerdem findet man da keinen haltbaren Platz, und wenn die Österreicher den Feind, ohne es zur Schlacht kommen zu lassen, aus diesem Land jagen wollen, haben sie es in ihrer Gewalt, ihn durch Abschneidung der Verbindungen auszuhungern, da jene Gebirgskette, die Böhmen rings umgibt, einem sachverständigen

Feldherrn Gebirgsschluchten und zum Auffangen der Transporte geeignete Stellungen bietet, wie er sie sich nur wünschen kann. Es gibt also nur ein einziges Verfahren, um das Land zu erobern.

Kein General machte in jenem Feldzug mehr Fehler als der König. Der erste war gewiß, daß er sich nicht mit hinlänglichen Magazinen versehen hatte, um sich sechs Monate in Böhmen halten zu können; man weiß, daß beim Aufbau einer Armee der Magen die Grundlage bildet. Das war jedoch nicht alles. Er rückte in Sachsen ein, obgleich er wußte, daß die Sachsen dem Vertrag von Worms beigetreten waren; entweder also mußten diese zu einer Sinnesänderung gezwungen oder Sachsen vernichtet werden, ehe man in Böhmen einrückte. Er belagerte Prag und schickte eine schwache Abteilung nach Beraun gegen Batthyany. Wenn die Truppen nicht Wunder der Tapferkeit vollbracht hätten, so wäre er schuld an ihrer Niederlage gewesen. Als Prag eingenommen war, wäre es gewiß richtig gewesen, mit der Hälfte der Armee gerade auf Batthyany loszugehen, ihn vor der Ankunft des Prinzen von Lothringen aufzureiben und das Magazin in Pilsen zu erobern, dessen Verlust die Österreicher abgehalten hätte, nach Böhmen zurückzukehren; sie wären genötigt gewesen, von neuem Lebensmittel anzuschaffen, was Zeit erfordert hätte, so daß dieser Feldzug für sie verloren gewesen wäre. Wenn sich nicht hinlänglicher Eifer zur Füllung der preußischen Magazine zeigte, so darf man es nicht dem König zuschreiben, sondern den Proviantaufsehern, die sich für die Lieferungen bezahlen ließen, während die Magazine leer blieben.

Aber warum hatte der König die Schwachheit, den Kriegsplan des Marschalls Belle-Isle zu befolgen, der ihn nach Tabor und Budweis führte, da er doch selbst einsah, daß dieser Plan weder den Verhältnissen noch seinem Vorteil, noch den Regeln des Krieges angemessen war? So weit darf man doch die Nachgiebigkeit nicht treiben! Dieser Fehler zog viele andere nach sich.

War es schließlich recht, seine Armee kantonnieren zu lassen, als der Feind nur um einen Tagesmarsch von den Kantonnierungen entfernt war? Alles war in diesem Feldzug für die Österreicher vorteilhaft. Traun spielte darin die Rolle des Sertorius und der König die des Pompejus. Das Verhalten Trauns ist ein Muster an Trefflichkeit, das jeder Kriegsmann, der sein Fach liebt, studieren sollte, um, wenn er die Talente dazu hat, ihm nachzuahmen. Der König selbst gesteht ein, daß er diesen Feldzug als seine Schule der Kriegskunst und Traun als seinen Lehrer betrachtete. Das Glück ist den Fürsten oft gefährlicher als die Widerwärtigkeit; jenes macht sie vor Anmaßung trunken, diese macht sie vorsichtig und bescheiden.

Die Österreicher fallen in Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz ein; sie werden vom Fürsten von Anhalt und dem General Lehwaldt zurückgeworfen
Unterhandlungen in Frankreich · Tod Karls VII.
Umtriebe der Franzosen in Sachsen
Neue Unterhandlungen mit den Franzosen
Friedensverhandlungen mit England
Schwierigkeiten, die dagegen aus dem Warschauer Vertrag entstehen · England verspricht seine Vermittlung
Vorbereitungen zum Feldzug
Der König geht nach Schlesien
Der junge Kurfürst von Bayern macht im Jahre 1745 in Füssen Frieden mit Österreich

Kaum hatte der König die Armee verlassen, als die Österreicher den Schrecken der Preußen, wie sie sich ausdrückten, nützen wollten; sie rückten in Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz ein. Marwitz, dessen Korps in der Gegend von Troppau einquartiert war, zog sich, als der Feind nahte, nach Ratibor zurück, wo er starb. Prinz Dietrich führte dieses Korps über Kosel und Brieg zurück zur Armee in der Gegend von Neiße. Lehwaldt, der in Glatz den Oberbefehl hatte, zog sich dorthin zurück, ehe der Feind herankam. Diese Rückzüge geschahen ohne Verlust, denn dadurch, daß sie zur rechten Zeit vorgenommen wurden, wurde den Österreichern die Gelegenheit entzogen, daraus Vorteile zu erlangen. Der König sah sich jetzt genötigt, nach Schlesien zurückzukehren, um mit dem alten Fürsten von Anhalt diejenigen Maßnahmen zu treffen, die die Pläne des Prinzen von Lothringen vereiteln konnten. Der Fürst von Anhalt zog bei Neiße ein starkes Korps zusammen. Am 8. Januar 1745 ging er über den Fluß und marschierte gerade auf den Feind los; seine Truppen versammelten sich bei Tagesan-

bruch, und die Nacht brachten sie in nahegelegenen Quartieren zu. Als er nahte, verließ Traun Neustadt und nahm wieder seinen Weg nach Mähren. Auf diesem Rückzug schliefen die Österreicher fünf Nächte im Schnee; viele wurden vom Frost hingerafft, und manche liefen davon. Der Fürst von Anhalt konnte nur einen Teil ihres Nachtrabs angreifen, dem er einige Gefangene abnahm, worauf er sich bei Jägerndorf und Troppau festsetzte.

General Nassau säuberte mit 6000 Mann Oberschlesien, die Gegend von Ratibor und die jenseits der Oder von den Ungarn, die dort schwärmten. Lehwaldt ging mit ebenso vielen Truppen wieder nach Glatz, um die Österreicher, die sich da festsetzen wollten, zu vertreiben. Nassau verjagte ohne Mühe die Ungarn aus Troppau, wandte sich schnell nach Oderberg und von da nach Ratibor, sobald Traun nach Mähren abgezogen war; 3000 Feinde wurden in Ratibor überfallen. Die Ungarn versuchten erst vergebens, sich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen, und wollten sich dann über die Oberbrücke retten; aber die Menge, die sich hinüberdrängte, verursachte, daß die Brücke brach; gleichzeitig drangen die Preußen in die Stadt ein, und wer nicht unter dem Schwert fiel, ertrank im Fluß oder wurde gefangen. Ein anderes ungarisches Korps unter dem Befehl des Generals Karolyi wartete nicht, bis Nassau herankam, sondern zog sich in das Fürstentum Teschen zurück.

Zur selben Zeit rückte Lehwaldt gegen Wenzel Wallis vor, der sich auf Habelschwert geworfen hatte; diese Stadt liegt in einer Ebene an der mährischen Grenze. Lehwaldt rückte über Johannesberg ins Glatzische und befand sich bald dem Feind gegenüber, der auf einem vorteilhaften Terrain beim Dorf Plomnitz stand: Vor der feindlichen Front schlängelte sich ein Bach, dessen Ufer an vielen Stellen schwer zugänglich waren. All dies hielt Lehwaldt nicht auf; er griff am 14. Februar die Österreicher an; die Truppen überwanden alle Schwierigkeiten, schritten über den Bach, klommen den Berg hinan und drangen so gewaltsam und kühn auf den

Feind ein, daß sie ihn von seinem Posten verdrängten. Die Österreicher versuchten, sich in einem Gehölz hinter dem Schlachtfeld wieder zu formieren; aber sie wurden von den preußischen Grenadieren, die sie mit aufgepflanztem Bajonett verfolgten, daran gehindert. Hinter dem Gehölz war eine kleine Ebene, dann ein Schlagholz, das der Feind abermals zu nützen suchte; aber man griff ihn so mächtig an, daß gänzliche Verwirrung und allgemeine Flucht erfolgten. Lehwaldt hatte nur 400 Husaren, die man in einem gebirgigen und unwegsamen Land für genügend erachtete; wenn er mehr Reiterei gehabt hätte, wären wenige der Feinde entkommen. Dieses Korps, das nach Böhmen flüchtete, verlor in diesem Treffen 900 Mann. Die Preußen nahmen ihnen drei Kanonen ab und machten 100 Gefangene; sie büßten nur 30 Mann an Toten und Verwundeten ein. Sehr betrauert wurde der tapfere Oberst Gaudy, ein Offizier von Ruf; er hatte dem verstorbenen König bei der Belagerung von Stralsund einen wichtigen Dienst geleistet; er hatte einen Weg gefunden, durch den man die Verschanzung der Schweden mittels Umgehung von der Seite des damals seichten Meeres aus eroberte.

All diese schnellen Erfolge ermutigten die Preußen und nahmen den Truppen der Königin die Luft, den Feldzug länger hinzuziehen; jeder kehrte in seine Winterquartiere zurück und blieb ruhig zu Hause.

Das Glück wandte den Preußen auch darin seine Gunst zu, daß die Prinzessin von Preußen am 25. September 1744 von einem Sohn entbunden worden war, wodurch dem regierenden Haus die bisher nur auf die drei Brüder des Königs beschränkte Nachfolge gesichert wurde.

In Berlin erwartete man die Ankunft des Marschalls Belle-Isle, den Ludwig XV. zu seinen Bundesgenossen sandte, um mit ihnen wegen der Eröffnung des nächsten Feldzugs Verabredungen zu treffen. Der Marschall hatte sich nach München und von da nach Kassel begeben, wo ihm die Warnung erteilt wurde, nach Berlin nicht durch Hannover zu reisen;

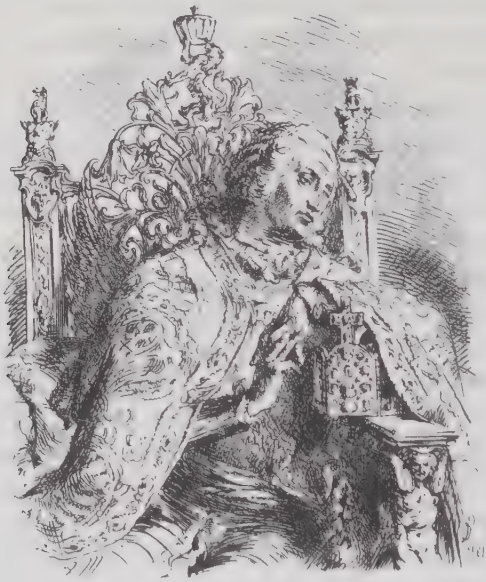
es wurde ihm vielmehr ein sichererer Weg über das Eichsfeld nach Halberstadt angewiesen. Der von seinem Charakter als Gesandter und von seinem Titel als deutscher Fürst eingenommene Marschall verwarf diesen Rat und nahm infolge seiner Verblendung den gewöhnlichen Weg. Kaum war er in Elbingerode angelangt, als hannoversche Dragoner ihn verhafteten; er hatte jedoch so viel Geistesgegenwart, alle seine Papiere zu zerreißen. Er wurde im Triumph nach Hannover abgeführt, wo der Staatsrat sich Glück wünschte, einen französischen Marschall gefangen zu haben, der das Vertrauen des Frankfurter Bundes besaß und in Europa eine so große Rolle spielte. Er wurde nach England geschafft; man gab ihm als Gefängnis das Schloß zu Windsor, wo er einige Monate saß, bis er erst nach der Schlacht bei Fontenoy ausgetauscht wurde.

Der Stolz des Königs von Frankreich fühlte sich tief verletzt durch die Beleidigung, die ihm die Hannoveraner in der Person seines Gesandten zugefügt hatten. Es hieß in Versailles, die Hannoveraner hätten bei dieser Gelegenheit die Seiner kaiserlichen Majestät gebührende Achtung und das Völkerrecht verletzt, da sie einen Mann von öffentlichem Charakter wie einen Räuber auf der Landstraße verhaftet hätten. In London behauptete man, daß nach der Kriegserklärung jeder ohne Paß durch die Länder des Königs von England reisende französische Offizier mit vollem Recht verhaftet werden durfte; Marschall Belle-Isle sei als Offizier und nicht als Gesandter zu betrachten, da diese Eigenschaft nicht allgemein und nur an dem Hof, wo der Minister beglaubigt sei, Geltung habe. Eigentlich befriedigte der König von England mit der Demütigung des Marschalls Belle-Isle nur seine Rachsucht. Georg sah in ihm den Urheber des deutschen Krieges, den Mann, der ihn gezwungen hatte, Karl VII. seine Stimme zu geben und im Jahre 1741 die Neutralität anzunehmen, als Marschall Maillebois das hannoversche Land bedrohte. Marschall Belle-Isle wurde also als geschworener Feind des Hauses Braunschweig betrachtet.

Zu diesen öffentlichen Widerwärtigkeiten, die Ludwig XV. erfahren mußte, kamen noch persönliche. Die aus Metz verwiesene Herzogin von Châteauroux starb vor Kummer über die erlittene harte Behandlung. Die Genesung des Königs weckte wieder seine vorige Liebe. Diese, die von der Religion gekränkt worden war, rächte sich durch stärkere Anregung der Leidenschaft für jene Mätresse im Herzen des Königs. Als man ihre Rückkehr zu vermitteln suchte, erfuhr er von ihrem Tod. Niemals hat ein Sakrament solche Gewissensbisse hervorgebracht wie dasjenige, das der König in Metz empfangen hatte; er machte sich Vorwürfe über den Tod einer Person, die er so zärtlich geliebt hatte; die Sehnsucht, die er nicht mehr befriedigen konnte, und unnützer Gram erschütterten sein Gemüt so sehr, daß er sich auf einige Zeit von der Welt zurückzog. Die Krankheit dieses Fürsten, die seinen Bundesgenossen und seiner Mätresse so verderblich wurde, verschaffte ihm jedoch die süßeste Genugtuung, die ein Fürst haben kann: den Namen Ludwig der Vielgeliebte – eine Benennung, die der des Heiligen oder des Großen, die die Schmeichelei und selten die Wahrheitsliebe den Königen beilegt, vorzuziehen ist.

Wenn der König von Frankreich Widerwärtigkeiten erfuhr, so traf Preußen ernsteres Unglück seit dem traurigen Feldzug nach Böhmen im Jahre 1744. Aus einer Hilfsmacht wurde es kriegführende Partei, und der Schauplatz des Krieges, der im Elsaß gewesen war, wurde an die schlesische Grenze verlegt. Die feindliche Gesinnung der Sachsen hatte sich deutlich genug gezeigt, um die Ansicht zu begründen, daß sie, soweit es von ihnen abhing, versuchen würden, den Krieg in die alten preußischen Staaten hineinzuspielen. Um diesen Feinden zu widerstehen, bedurfte man ungeheurer Summen, und selbst dann war es nicht möglich, die Verheerung des flachen Landes zu verhindern. Diese Erwägungen machten, daß der Friede als das einzige Mittel erschien, sich aus einer so bedenklichen Lage herauszuziehen. Frankreich hatte sich verpflichtet, Preußen wirksam beizustehen. Der

König schrieb einen rührenden Brief an Ludwig XV., um ihn an seine Verpflichtungen zu erinnern; seine Antwort zeigte ihn ebenso kalt für die Sache seiner Bundesgenossen wie auf den eigenen Vorteil bedacht – und doch war der böhmische Krieg nur unternommen worden, um das Elsaß zu retten.



Um die Politik der europäischen Mächte noch mehr zu verwirren, fehlte nichts weiter als der Tod des Kaisers Karl VII. Dieser starb am 20. Januar 1745. Er war wohltätig bis aufs höchste und trieb die Freigebigkeit so weit, daß er selbst in Dürftigkeit geriet; er verlor zweimal seine Staaten, und wäre er nicht gestorben und so dem Unglück, das auf ihn wartete, entgangen, so hätte er zum drittenmal als Flüchtling seine Hauptstadt verlassen müssen. Jetzt war der Augenblick zur Auflösung des Frankfurter Bundes, den die Franzosen dadurch, daß sie keinen Artikel dieses Bundes erfüllten, verletzt hatten. Der Name des Kaisers hatte die Verbindung der Fürsten, die seine Verteidigung übernommen hatten,

gerechtfertigt; alle ihre Schritte waren den Reichsgesetzen gemäß; sobald er zu sein aufhörte, war der Grund ihres Bündnisses vernichtet. Die Reichsfürsten hatten nun kein gemeinsames Ziel mehr, und es knüpfte sie nicht mehr dasselbe Interesse an Preußen. Es war leicht vorherzusehen, daß das neue österreichische Haus alles aufbieten würde, um die Kaiserkrone wieder an sich zu bringen. In Versailles betrachtete man im stillen den Tod des Kaisers als ein glückliches Ereignis, um Frankreichs Verlegenheiten zu beenden. Man war es dort überdrüssig, beträchtliche Subsidien zu zahlen, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, von der Königin für die Kaiserkrone einen guten Frieden einzutauschen.

Was dem Wiener Hof noch mehr Aussicht auf die Wahl gewährte, war, daß ein Drittel der Kurfürsten im Sold des Königs von England stand und daß der Kurfürst von Mainz, dessen Einfluß in Reichsberatungen großes Gewicht hatte, der Königin von Ungarn zugetan war. Zudem: Welcher Kandidat konnte gegen den Großherzog von Toskana auftreten? Der Kurfürst von der Pfalz war zu schwach, der junge Kurfürst von Bayern hatte noch nicht das Alter erreicht, um der Goldenen Bulle gemäß wählbar zu sein. Der Kaiserthron wurde als mit der polnischen Krone unverträglich betrachtet, wodurch also der Kurfürst von Sachsen ausgeschlossen schien; es blieb also keiner weiter übrig als der Großherzog von Toskana, der durch die Armeen der Königin von Ungarn, durch Englands Geld und durch die Umtriebe der Geistlichkeit unterstützt wurde. Der Hof von Versailles sah die Schwierigkeiten ein, auf die er diesmal stoßen würde, wenn er den Großherzog vom Thron ausschließen wollte, doch versuchte er, ihm Nebenbuhler aufzustellen, um desto vorteilhaftere Friedensbedingungen zu erhalten. Der Graf von Sachsen trug das meiste dazu bei, daß am Hof die Wahl auf August III., König von Polen, fiel. D'Argenson ergriff diesen Gedanken gierig, um durch diese Mitbewerbung den König von Polen mit der Königin von

Ungarn zu entzweien. Er glaubte in der Ausführung dieses Planes nur von seiten Preußens Widerspruch zu finden, da er von den Gründen zur Unzufriedenheit, die zwischen den beiden Fürsten herrschte, genau unterrichtet war.

In der Tat hatte der König von Polen nichts verabsäumt, um jede Aussöhnung mit dem König von Preußen unmöglich zu machen. Schon zu Anfang des Jahres 1744 hatte August versucht, die polnische Republik zum Beitritt zu der eben mit Österreich geschlossenen Allianz zu bewegen, die eigentlich nur eine Erneuerung der Bürgschaft für die Pragmatische Sanktion war. Er sagte am Reichstag zu Warschau, daß es notwendig sei, das Heer der Krone um 20 000 Mann zu vermehren, um den Plänen eines herrschsüchtigen Nachbarn, der bald über die Republik herfallen würde, widerstehen zu können. Er schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Rußland; jedermann raunte sich in die Ohren, es sei gegen Preußen. Als der König von Polen durch Schlesien gereist war, um sich auf den Reichstag nach Warschau zu begeben, verbreitete er alle möglichen Lügen sowohl in Warschau als an anderen europäischen Höfen über die geringe Achtung, die man seiner Person und seiner Familie bezeigt hätte, obgleich ihm alle einem gekrönten Haupt gebührende Achtung erwiesen worden war. Über den Durchzug der Preußen durch Sachsen schrie er noch stärker; man führte dagegen an, daß die Sachsen 1711 durch das Brandenburgische gegangen waren, um die Schweden anzugreifen; sie fanden also solche Beispiele für sich gut, aber für andere schlecht. Man hatte dem König von Polen angeboten, seinen Vorteil wahrzunehmen und seine Tochter, die Prinzessin Maria Anna, mit dem Sohn des Kaisers zu vermählen. Die preußischen und die französischen Minister ließen es an vorteilhaften Angeboten nicht fehlen, um den Grafen Brühl zu gewinnen und zu überreden, auf des Kaisers Seite zu treten – aber alles war vergeblich gewesen; der Platz war schon von Engländern, Österreichern und Russen besetzt. Bei all diesen Beweisen feindseliger Gesinnung stand der König vor dem

August III. König von Polen, und Kurfürst von Sachsen.
Kupferstich von Schmidt nach Silvestre.

Krieg doch nicht an, zu erlauben, daß sechs Regimenter Sachsen, die sich in Polen befanden, durch Schlesien gingen, um zur Lausitz zu ziehen. Nach dem Traktat des Königs von Polen mit der Königin von Ungarn hatte er ihr im Fall eines Krieges nur 6000 Mann zu stellen. Sobald aber die Preußen in Böhmen waren, stießen 22 000 Sachsen zu den Österreichern, und Sachsen versagte den Preußen den Durchzug der Lebensmittel und des Kriegsbedarfs, was einer förmlichen Kriegserklärung gleichkam.

Der König glaubte diese gegen ihn so erbitterten Feinde auf die bösen Händel, die sie selbst sich zuziehen würden, aufmerksam machen zu müssen; diese vielleicht zur Unzeit gegebene Erklärung empörte ihre Eigenliebe und vermehrte den Haß, den sie sowieso schon gegen die Preußen hegten. Als diese aus Böhmen abzogen, maß Graf Brühl ihr Unglück seiner Gewandtheit bei; er sagte, die Königin von Ungarn verdanke Böhmen der Tapferkeit der sächsischen Truppen, und rühmte sich, die Preußen hinausgejagt zu haben.

Nicht mit diesen Geckereien zufrieden, war Brühl ganz besonders darauf bedacht, den König von Preußen mit der polnischen Republik in Streit zu verwickeln. Man muß wissen, daß gegen diejenigen, die ein Mitglied des Reichstags bestechen, ein strenges Gesetz in dieser Republik besteht. Brühl brachte nun durch Belohnungen einen Starosten namens Wilczewski dahin, in der Reichstagssitzung zu erklären, daß der preußische Minister ihn mit 5000 Dukaten bestochen habe, was er mit reuevoller Miene und in einem Ton der Wahrhaftigkeit aussprach, daß er hätte Glauben finden können; allein er wurde scharf ausgefragt und durch seine eigene Aussage beschämt. Der Reichstag zu Warschau wurde nach Verwerfung des Bündnisses mit Österreich und der Vermehrung der Armee sogleich aufgehoben.

Polen wimmelte jetzt von Unzufriedenen, wie es in republikanischen Staaten zu gehen pflegt, wo die Freiheit nur durch Parteien, die einander gegenseitig im Zaum halten, besteht. Diese Unzufriedenen boten dem König von Preußen an,

eine Konföderation gegen die Czartoryski und die Potocki oder vielmehr gegen August III. zu machen. Auf diese Weise hätte man dem König von Polen große Verlegenheit bereiten können, aber der König von Preußen, der, weit entfernt, das Kriegsfeuer anzufachen, es vielmehr zu löschen wünschte, war gemäßigt genug, um diesen Palatinen zu raten, die Ruhe ihres Vaterlandes nicht zu stören; ja er bot sogar diesem König, der ihn so schwer beleidigt hatte, alle Sicherheit, die er verlangen würde, um durch Schlesien zurückzureisen. Die abschlägige Antwort Augusts III. schmeckte nicht nach der sonst an seinem Hof herrschenden Feinheit; er reiste durch Mähren – ein Land, das er 1742 hatte erobern wollen. Er hatte mit dem (späteren) Kaiser in Olmütz eine Unterredung und reiste von da über Prag nach Dresden. Brühl reiste mit seiner Gemahlin nach Wien, wo sie die Früchte ihrer Politik ernteten.

Sobald Brühl wieder nach Dresden zurückgekehrt war, schickte er seinen Beauftragten und Vertrauten, einen gewissen Saul, nach Wien an den Hof, um mit dem Minister der Königin, Bartenstein, die Teilung Schlesiens zu ordnen. Dies war ein geheimer Artikel, der zum Traktat von Warschau zugesetzt wurde. Dem König von Polen versprach man die Fürstentümer Glogau und Sagan; dagegen machte er sich erbötig, seine Truppen angriffsweise in Schlesien auftreten zu lassen, seine Ansprüche auf die Kaiserkrone aufzugeben und dem Großherzog von Toskana seine Stimme zu erteilen; er erbot sich noch dazu, sein Hilfsheer auf 30 000 Mann zu bringen. Über die Vorteile, die die Königin von Ungarn dem König von Polen gewährt habe, sind die Nachrichten verschieden; einige behaupten, der Wiener Hof habe nur versprochen, dessen Vorteil beim allgemeinen Frieden wahrzunehmen, und dem Grafen Brühl das Fürstentum Teschen mit dem Titel eines Reichsfürsten zugesagt. Wie dem aber sei, so ist es nicht natürlich zu glauben, daß der König durch diese letzteren Bedingungen gelockt worden sein sollte. Die Wahrscheinlichkeit spricht stärker für eine

vertragsmäßige Teilung Schlesiens, und was diese Sache noch wahrscheinlicher macht, ist, daß der Graf Saint-Séverin, damaliger französischer Gesandter in Polen, diesen Umstand, wovon ein Gerücht schon allgemein verbreitet war, entdeckt zu haben glaubte.

Alle diese Verträge zwischen den Höfen von Wien und Dresden vermehrten nur die Sorgen des Königs von Preußen; die Zeit zur Eröffnung des Feldzugs nahte heran. Cagnony, der preußische Geschäftsträger in Dresden, erhielt den Auftrag, vom Grafen von Brühl Erklärungen zu verlangen, zu welchem Zweck er noch sächsische Truppen in Böhmen habe, und überhaupt eine bestimmte Erklärung zu fordern, ob diese Truppen die unter preußischer Herrschaft stehenden Länder angreifen würden oder nicht. Brühl gab ausweichende Antworten und meinte seine Absichten, die in ganz Europa bekannt waren, verhehlen zu können.

In dieser Stimmung befanden sich die beiden Höfe, als der König von Frankreich den Vorschlag machte, die Kaiserkrone auf das Haupt eines Feindes zu setzen, der ihn so schwer beleidigt hatte. Wenn dieser Fürst sein Rachegefühl zu Rate gezogen hätte, so hätte er einen solchen Vorschlag weit von sich gewiesen; er faßte aber einen gemäßigteren Entschluß. Die gesunde Staatskunst forderte, daß er alle Mittel aufbot, um zwei gegen ihn verbündete Höfe zu entzweien; falls der König von Polen am Kaisertitel Gefallen fand, mußten seine Ansprüche denen der Königin von Ungarn gegenüber unversöhnliche Feindschaft zwischen beiden hervorbringen, dann hatte der französische König leichtes Spiel, denn indem er sich mit dem österreichischen Haus versöhnte, konnte er August leicht um den Thron bringen, nach dem er strebte. Aber dieser Plan Frankreichs konnte nicht ausgeführt werden, weil die kaiserliche und die polnische Krone nicht auf einem Haupt vereint sein durften, folglich August erst die polnische Krone hätte niederlegen müssen, was ihm nach den dortigen Reichsgesetzen nicht zustand. Der König von Preußen zeigte sich daher nicht

schwierig und ging in alles ein, was Frankreich von ihm verlangte, um an diesem schimärischen Vorhaben mitzuarbeiten. Der Chevalier Courten war mit dieser Unterhandlung in Berlin beauftragt. Er hatte darauf gerechnet, mehr Widerstand beim König gegen die Erhebung seines Feindes zu finden, und betrachtete dessen Einwilligung als ein Zeichen von Nachgiebigkeit für seinen Hof.

Aber der König hatte keine Ursache, mit den Plänen, die dieser Minister für den nächsten Feldzug vorschlug, ebenso zufrieden zu sein. Ungeachtet seiner honigsüßen Worte sah man doch, daß Frankreichs Absicht keineswegs dahin ging, zugunsten seiner Bundesgenossen kräftig mitzuwirken. Man wollte keine Vorkehrungen treffen, die bayerische Armee zu versorgen; man wollte die Eröffnung des Feldzugs so lange wie möglich verschieben. Die Deutschen sollten Passau, die Franzosen Ingolstadt belagern, aber niemand erwog, was die Österreicher inzwischen unternehmen könnten. Die Armee Maillebois' hatte sich von der Lahn hinter den Main zurückgezogen; die Franzosen wollten sie verstärken, aber nicht in Tätigkeit setzen. Die Hauptmacht Frankreichs sollte sich nach Flandern wenden, wo Ludwig XV. entschlossen war, einen zweiten Feldzug zu unternehmen, und die im Versailler Traktat ausdrücklich zugesagte Diversion gegen Hannover wies das Ministerium durchaus von sich. Nachdem der König alle Gründe erschöpft hatte, um den französischen Minister anderen Sinnes zu machen, setzte er eine Art Denkschrift auf, die er Ludwig XV. übersandte, in der die Kriegsoperationen, der politischen Lage beider Höfe gemäß, und die Bewegungen der Armee nach der gegenwärtigen Stellung, in der sie sich befanden, mit Zuziehung der Zeitumstände und der Möglichkeit der Ausführung entwickelt worden waren. Es wurde darin vorgeschlagen, die Armee Maillebois' jenseits der Lahn, zwischen Franken, Westfalen und Niederrhein zu stellen, um durch ihre Nähe den Kurfürsten von Hannover im Zaum zu halten und zu hindern, daß er Hilfstruppen nach Böhmen sende, um die Wahl des Groß-

herzogs zu unterstützen. Diese Armee konnte dann dazu dienen, alle Kreise ruhig zu halten wie auch den Kurfürsten von der Pfalz, den Landgrafen von Hessen und alle Verbündeten des verstorbenen Kaisers zu beschützen. Wenn dieses Mittel auch nicht stark genug war, um den Großherzog vom Kaiserthron auszuschließen, so verschaffte es doch den Franzosen die Macht, die Wahl in die Länge zu ziehen; und Zeit gewonnen – alles gewonnen. Der König bestand ferner auf Versorgung der bayerischen Armee mit Lebensmitteln und einem guten Anführer; auch darauf, daß diese, sobald die Österreicher anfingen, sich in ihren Quartieren zu bewegen, zusammengezogen würde, damit Preußen und Bayern zugleich gegen ihren gemeinsamen Feind tätig sein könnten. Er benachrichtigte auch seine Verbündeten, daß er, da er durch den Feldzug von 1744 vom Grundsatz, sein Ziel aufs hitzigste zu verfolgen, abgekommen sei, nicht wieder in die Staaten der Königin weiter eindringen würde, als er seine Lebensmittel mit sich führen könne. Da er Österreicher und Sachsen in der Nähe hatte und noch dazu von den Russen bedroht sei, müsse er seine Vorsicht verdoppeln, und wenn die Franzosen nicht gehörige Maßnahmen ergriffen, um die Kaiserwahl zu behindern, würde er sich in der Notwendigkeit befinden, mit der Königin von Ungarn Frieden zu schließen.

Hierauf schickte Frankreich Valory nach Dresden, um den König von Polen zu überreden, um die Kaiserkrone zu werben; aber den Sachsen waren durch den Warschauer Vertrag, den Einfluß der Russen und die englischen Guineen die Hände gebunden.

Dieses Vorspiel bestärkte den Berliner Hof in der Ansicht, der Großherzog würde Kaiser werden, die Armee der Bundesgenossen in Bayern würde unglücklich sein, und den Franzosen liege nur ihr flandrischer Feldzug am Herzen und deren Bundesgenossen handelten klug, wenn sie an sich dächten. Es wäre wünschenswert gewesen, diese Unruhen beschwichtigen und unnützem Blutvergießen vorbeugen zu

können; aber die Funken der Zwietracht waren über ganz Europa verstreut, und die Geldmittel der großen Mächte waren noch nicht gänzlich erschöpft.

Preußen knüpfte aufs Geratewohl mit England eine Unterhandlung an; es hoffte die Gemüter jetzt zum Frieden geneigter zu finden, besonders bei dem eben vollzogenen Wechsel im englischen Ministerium. Seit Lord Carteret den Vertrag von Worms zustande gebracht hatte, war die englische Nation anderen Sinnes gegen ihn geworden; man warf ihm Heftigkeit und Hitze vor, womit er alles verdürbe. Die allgemeine Unzufriedenheit nötigte den König, einen Minister zu entlassen, der auf alle seine Ansichten eingegangen war und der alle Schritte, die Georg zugunsten seiner kurfürstlichen Lande tat, mit dem Schein des Volksinteresses bedeckte. Der König erlitt die Kränkung, nicht über die Staatssiegel verfügen zu können, und wurde genötigt, sie dem Herzog von Newcastle zu überreichen. Lord Harrington wurde Premierminister; das Volk nannte den neuen Staatsrat die Pelham-Partei, weil dessen Mitglieder aus dieser Familie waren. Die neuen Minister entfernten zwar alle Kreaturen Carterets, aber sie konnten die von ihm geschlossenen Verträge nicht brechen; auch nicht die starke Bewegung, die er den allgemeinen Angelegenheiten Europas gegeben hatte, plötzlich in eine andere Richtung bringen. Carteret war falsch, ohne jedoch die Mäßigung zu haben, die die ehrlosesten Charaktere anwenden, um ihre Laster zu verdecken. Harrington hatte den Ruf eines rechtschaffenen Mannes; schüchterner als sein Vorgänger, machte er jedoch die daraus entstehenden Fehler wieder durch alle Eigenschaften eines edlen Gemütes gut.

Für den Charakter dieses Ministers eingenommen, versuchte man jetzt in Berlin, durch ihn einen Weg zum allgemeinen Frieden zu ermitteln. Hier folgen einige skizzierte Ideen, die ihm mitgeteilt wurden: Don Philipp sollte in Italien ein Fürstentum erhalten; Frankreich sollte von seinen Eroberungen Ypern und Vourne erhalten, mittels dessen Spanien auf

20 Jahre oder länger den Schmuggel der Engländer verlängert; alle Bundesgenossen würden den Großherzog von Toskana als Kaiser anerkennen; Preußen bliebe im Besitz Schlesiens nach dem Inhalt des Breslauer Vertrages. Die englischen Minister lehnten die Unterhandlung auf dieser Grundlage ab; weil nämlich der König die Fortsetzung des Krieges wünschte und er allen Versuchen der Pelhams, ihn zu beenden, hinderlich sei. Die Ursache dieser hartnäckigen Weigerung wurde endlich im Haag entdeckt. Der hervorragendste Geist und zugleich größte Redner Englands, Lord Chesterfield, war damals als Gesandter in Holland; er verhehlte dem preußischen Minister bei den Generalstaaten, Graf Podewils, nicht, daß der Warschauer Vertrag dem guten Willen der Pelhams im Weg stünde, folglich der König von Preußen sich nicht Hoffnung machen dürfe, durch Unterhandlungen zum Ziel zu gelangen, sondern sich kräftig den Absichten seiner Feinde, die seinen Untergang wollten, widersetzen müßte. Dessenungeachtet gewannen die häufigen Vorstellungen des preußischen Ministers in London die Zuneigung des neuen Ministeriums, das dem König von Preußen die Versicherung erteilte, daß es nur auf günstige Umstände warte, um ihm zu dienen. Der Rat Lord Chesterfields war der beste, dem man folgen konnte.

Die Unterhandlungen wurden fortgesetzt, aber die größte Aufmerksamkeit wandte der König auf alle Gegenstände, die ihm für den nächsten Feldzug einen glücklichen Erfolg sichern konnten. Einer der wichtigsten war ohne Zweifel, in Schlesien große Magazine anzulegen; nichts wurde gespart, um sie beträchtlich zu machen. Man bot alles auf, die Truppen zu ergänzen. Die Soldaten wurden in den Winterquartieren reichlich gepflegt, und die Kavallerie erhielt frische Pferde und wurde ergänzt; mehr als sechs Millionen Taler wurden aus dem Schatz genommen, um diese Kosten zu bestreiten; außerdem schossen die Stände anderthalb Millionen zu. Alle diese Summen wurden verschwendet, damit der König die Fehler, die er 1744 in Böhmen gemacht hatte,

im Jahre 1745 wiedergutmachen könnte. Nachdem der König alle diese Vorbereitungen beendet hatte, reiste er am 15. März von Berlin ab und begab sich nach Schlesien.
Er erfuhr unterwegs, daß der Kurfürst von Bayern mit der Königin von Ungarn in Füssen einen Vertrag abgeschlossen hätte; dies kam so: Unmittelbar nach dem Tod des Kaisers hatte Seckendorff das Kommando abgegeben, aber die Standquartiere waren von ihm so unzweckmäßig gewählt worden, daß die Truppen ganz verstreut lagen; der Raum, den sie einnahmen, war viel zu groß. Die Österreicher, die die festen Plätze und den Lauf der Donau besaßen, sahen ein, wie wichtig es für sie sein würde, auf einer Seite fertig zu sein, bevor sie auf der anderen ihre Operationen begannen, und schlossen aus der Stellung der Bayern und ihrer Bundesgenossen, daß sie ohne große Opfer zum Ziel kommen würden. Batthyany kam seinen Feinden zuvor, die dreimal so stark waren wie er, aber sich vor Ende Mai nicht versammeln wollten. Mit 12 000 Mann, seiner ganzen Macht, erschien er zwischen Braunau und Schärding, fiel über die verstreuten Standquartiere her und nahm ihnen Pfarrkirchen, Vilshofen und Landshut mit den wenigen Magazinen, die die Bayern darin hatten, ab, während gleichzeitig eine andere österreichische Abteilung bei Deggendorff über die Donau ging, die Hessen von den Bayern abschnitt, sie nötigte, über den Inn zu gehen und dann die Waffen zu strecken, und die flüchtigen Bayern über München hinaus trieb. Der junge Kurfürst, kaum zur Regierung gelangt, mußte wie früher sein Vater und Großvater seine Hauptstadt verlassen und zog sich nach Augsburg zurück. Ségur mit den unter seinem Befehl stehenden Franzosen und Pfälzern erging es nicht besser; er wurde auf dem Rückzug bei Pfaffenhofen geschlagen; die Österreicher besetzten gleichzeitig die Rheinbrücke, was ihn in die Notwendigkeit versetzte, dem Feind nach Donauwörth voranzueilen.
Während die Bayern, wie eine hirtenlose Herde fliehend, sich nach Friedberg retteten, erschien wieder Seckendorff

am Hof des bayerischen Kurfürsten in dieser gänzlichen Zerrüttung – nicht wie ein Held, der, wenn das niedere Volk verzweifelt, durch Geisteskraft neue Hilfsquellen findet, sondern als eine Kreatur des Wiener Hofes und mit der Absicht, einen unerfahrenen, durch Unglück niedergebeugten jungen Fürsten zu verführen. Die Franzosen hatten schon im vorigen Feldzug diesen Feldmarschall in Verdacht, daß er bestochen sei, weil er nicht, wie man es von ihm hätte erwarten dürfen, gegen die Österreicher gekämpft hatte; man fand ihn schlaff, wenn er den Feind angriff, und träge im Verfolgen, wenn er ihn aufreiben konnte. Man beschuldigte ihn, die Standquartiere der Bundesgenossen absichtlich getrennt gewählt zu haben, um sie mit gebundenen Händen und Füßen den Feinden preiszugeben. Man behauptete gar, er habe von der Königin von Ungarn 300 000 Fl. Rückstände, die Kaiser Karl VI. ihm schuldete, empfangen, um den Kurfürsten von Bayern zum Frieden zu überreden. Es ist wahrscheinlich, daß der Wiener Hof ihm Aussichten auf Vorteile gemacht hat; man mag ihm auch obige Summe versprochen haben, aber zur Zeit war der Wiener Hof nicht imstande, sie auszuzahlen. Was am stärksten gegen ihn spricht, sind die Kunstgriffe, die er anwandte, um den Füssener Traktat zu beschleunigen. Er zeigte dem jungen Kurfürsten falsche Dokumente vor; er eröffnete ihm untergeschobene Briefe des Königs von Preußen, in denen dieser ihm mitteilte, auf welche Weise er mit der Königin von Ungarn Frieden zu machen gedenke; er übertrieb die angeblichen Vorteile, die die Waffen der Königin in Flandern und Italien errungen haben sollten; kurz, er beschwor ihn, seinen Krieg mit ihr zu beenden, um dem gänzlichen Untergang zu entgehen.

Der junge und unerfahrene Kurfürst ließ sich von den Kreaturen des Wiener Hofes, mit denen Seckendorff ihn umgab, hinreißen. Sein Vater, der Kaiser, hatte auf dem Sterbebett zu ihm gesagt: »Vergiß nie die Dienste, die der König von Frankreich und der König von Preußen dir geleistet haben,

und belohne sie nicht mit Undank!« Diese Worte, die ihm gewärtig waren, hielten einen Augenblick die Feder in seiner Hand unbeweglich; aber endlich bestimmten ihn der Abgrund, an dem er stand, Seckendorffs Lügen und die Hoffnung auf ein besseres Schicksal, am 22. April 1745 den Vertrag von Füssen zu unterzeichnen. Diesem Vertrag zufolge verzichtete die Königin auf alle Entschädigung und versprach, den Kurfürsten in den vollen Besitz seiner Länder zu setzen; der Kurfürst seinerseits verzichtete für sich und seine Nachkommen auf alle Ansprüche des bayerischen Hauses auf österreichische Länder; er willigte in die erneuerte Wirksamkeit der böhmischen Stimme und versprach die seinige zur Wahl des Großherzogs als Kaiser; er versprach ferner seine Hilfstruppen zu entlassen, unter der Bedingung, daß diese auf ihrem Rückzug nicht beunruhigt würden und daß die Königin von Ungarn verspräche, keine Kontributionen mehr von Bayern zu fordern. Diese letzteren Artikel wurden von den Österreichern so schlecht beachtet, daß sie die Hessen entwaffneten und als Gefangene nach Ungarn schickten und daß sie als angebliche Rückstände noch starke Summen aus Bayern eintrieben.

So endete der Frankfurter Bund, und so zeigten die Österreicher, daß, wenn das Glück ihnen beisteht, kein Joch schwerer ist als das, das sie auflegen. Aber welch ein lehrreicheres Schauspiel gibt es für die Bisognosi di gloria und die Politiker, die sich schmeicheln, die zukünftigen Ereignisse zu bestimmen, als den Überblick dessen, was zu Anfang dieses Jahres vorging? Der Kaiser starb, sein Sohn machte Frieden mit der Königin von Ungarn, der Großherzog von Toskana stand im Begriff, Kaiser zu werden, der Warschauer Traktat verband halb Europa gegen Preußen, preußisches Geld hielt die Russen in Untätigkeit, England begann sich auf die Seite Preußens zu neigen. Der König hatte gute Vorkehrungen zu seiner Verteidigung getroffen; von dem nunmehr zu eröffnenden Feldzug sollte nun Preußens Ruhm und Glück entschieden werden.

Feldzug in Italien · Feldzug in Flandern
Vorfälle am Rhein
Ereignisse vor den Operationen des Jahres 1745

Um später nicht den Faden unserer Erzählung abzureißen, halten wir es für zweckmäßig, ehe wir auf die Operationen der preußischen Truppen in Schlesien kommen, hier kurz zu berichten, was sich in Italien, Flandern und am Rhein zugetragen hatte.

Man muß sich erinnern, daß Gages sein Quartier in Terni bezogen und seine Spanier und Neapolitaner auf beiden Seiten des Tiber gelagert hatte. Lobkowitz hatte sein Quartier bei Imola; das Heer Don Philipps war teils in Savoyen, teils in der Grafschaft Nizza. Die Spanier eröffneten den Feldzug durch die Einnahme von Oneglia; die französische und die spanische Armee sammelten sich in der Gegend von Nizza. Fürst Lobkowitz rückte hierauf vor bis Cesena; Gages rückte ihm entgegen, schlug ihn am 31. März bei Rimini, machte 700 Gefangene und verfolgte ihn bis Lugo. Fürst Lobkowitz zog sich von da über Bologna zurück, ging über den Panaro und nahm eine feste Stellung bei Camposanto. Gages ging fast gleichzeitig bei Modena über den Panaro und rückte an die Ufer der Trebia, wo er auch eine Verbindung mit dem Infanten über das Genuesische hin eröffnete. Lobkowitz marschierte auf Parma, wo er 15 000 Mann sammelte, um möglicherweise das Zusammenrücken beider Armeen zu verhindern; allein Gages ging über die Apenninen und über den Fluß Magra, ohne sich um die Truppen zu kümmern, die seinen Nachtrab beunruhigten; er zog unter den Mauern Genuas hin und erreichte das Polceveratal, wodurch die Österreicher veranlaßt wurden, auf Tortona zu marschieren. Don Philipp und Maillebois verließen am 1. Juni die Gegend von Nizza, zogen längs dem Meer durch

das genuesische Gebiet hinauf und setzten ihren Zug fort, trotz der zwölf englischen Kriegsschiffe, die starke Kanonenladungen auf sie abfeuerten und einige Leute töteten. Die Spanier spürten damals zugleich die Wirkungen von Vorteil und Nachteil. Die Piemonteser waren so schlau, ihnen in der Gegend von Ventimiglia acht Magazine zu verbrennen; in derselben Zeit erklärte sich Genua gegen den König von Sardinien und stellte seine aus 10 000 Mann bestehenden Truppen zu denen des Infanten.

Die Österreicher, die weder das Verdienst noch den Wert guter Anführer erkannten, hatten den Feldmarschall Traun entlassen, der sich voriges Jahr sowohl im Elsaß als in Böhmen selbst übertroffen hatte; sie wählten den Fürsten Lobkowitz, um ihn dem Prinzen von Lothringen zur Seite zu stellen. Lobkowitz wurde daher aus Italien zurückberufen, und Graf Schulenburg übernahm seinen Posten, bis Fürst Liechtenstein, dem der Hof sein Kommando in Italien übertragen hatte, ankam. Schulenburg war gegen Gages nicht glücklicher als sein Vorgänger, so überlegen war der Geist dieses Spaniers dem der österreichischen Generale. Gages drängte seinen neuen Gegner von Novi bis Rivalta, während Don Philipp über Cairo in das Herzogtum Montferrat eindrang, Acqui nahm und sich bei Asti mit der neapolitanischen und der spanischen Armee vereinigte. Schulenburg ging über den Tanaro und stellte sich an die Mündung dieses Flusses in den Po bei dem Flecken Bassignana. Der Infant ergriff diese Gelegenheit, ließ Tortona berennen und marschierte gegen die Österreicher, die sich hierauf jenseits des Po zurückzogen, alle Brücken hinter sich verbrennend und zerstörend. Tortona mit der Zitadelle ergab sich den Spaniern. Eine Verstärkung von 8000 Mann Spaniern und Neapolitanern kam aus der Romagna unter dem Befehl des Duc de la Vieuxville an, zog durch das Großherzogtum Florenz, nahm Piacenza und die Zitadelle ein und zwang die Österreicher, das Gebiet von Parma zu verlassen. Gages ging sogleich bei Parpanasso über den Po, während der Infant

Alessandria verließ, über den Tanaro ging, am 27. September die Österreicher bei Bassignana angriff und besiegte. Er belagerte Alessandria, das sich bis auf die Zitadelle ergibt; Valenza, Vigevano und viele andere Städte, die wir nicht erwähnen, unterwarfen sich dem Sieger.

In dieser Lage der Dinge kam Fürst Liechtenstein an, um das Kommando über eine geschlagene, geschwächte und mutlose Armee zu übernehmen. Es ist hier nicht der Ort, zu prüfen, ob der Wiener Hof unter verschiedenen Generalen hätte wählen können – soviel aber ist gewiß, daß dieser dem zerrütteten Zustand der Angelegenheiten nicht abhalf. Niemand widerstand den Fortschritten der Sieger; diese nahmen dem sardinischen König Casale, Asti und Lodi ab. Der Infant rückte siegreich in Mailand ein und blockierte mit 18 000 Mann die Zitadelle dieser Stadt. Die Spanier waren also zu Ende dieses Feldzuges Herren der ganzen Lombardei, mit Ausnahme Turins, Mantuas und einiger noch eingeschlossener Zitadellen. Diese schnellen Siege verdankte man dem Talent Gages' und zum Teil dem Beistand Genuas. Das Glück gibt, wie schon gesagt, Zuversicht; es schläferte die Sieger in Italien im Schatten ihrer Lorbeeren ein. Es war unerläßlich zur Sicherung ihrer Standquartiere, die Zitadellen von Mailand und Alessandria zu besitzen; bei einiger Tätigkeit hätten sie diese erobert; aber gerade als sie nur noch einige Schritte zu machen hatten, um den Preis des Wettlaufs zu erlangen, verloren sie den Atem.

In Flandern war in diesem Jahr das Waffenglück ebenso auf seiten der Bourbonen wie in Italien. Ludwig XV. hatte sich an die Spitze der flandrischen Armee gestellt, die 80 000 Mann zählte; der Marschall von Sachsen befehligte unter ihm. Bei Eröffnung des Feldzugs machten die Franzosen Scheindemonstrationen auf verschiedene feste Plätze und berannten dann plötzlich Tournai. Diese Stadt, eine der vorzüglicheren an der Grenze, wurde von einer Besatzung von 9000 Holländern verteidigt. Die gut angelegten Werke und die Stärke der von Vauban erbauten Zitadelle bereiteten den

Belagerern viele Hindernisse und Schwierigkeiten. Die Bundesgenossen, unter der Führung des Herzogs von Cumberland und des Feldmarschalls Königsegg, hatten den Franzosen nur 50 000 Mann entgegenzustellen. Sie rückten dennoch auf Tournai zu und lagerten auf den Ebenen bei Anderlecht. Trotz ihrer Nähe eröffneten die Franzosen am 1. Mai die Laufgräben. Da die Verbündeten wohl einsahen, wie wichtig es für sie sei, Tournai zu retten, beschlossen sie, alles zu wagen, um Ludwig XV. zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen.

Südlich, am rechten Ufer der Schelde aufwärts, liegt das Dorf Fontenoy, ein bis dahin unbekannter, aber durch die Schlacht, die seinen Namen trägt, berühmt gewordener Ort. Hier wählte der Marschall von Sachsen ein Terrain, das er für vorteilhaft genug hielt, um bloß durch dessen Besetzung alle Pläne des Herzogs von Cumberland zu vereiteln; er ließ nur so viele Truppen bei der Belagerung, als zu deren Fortsetzung nötig waren. Er lehnte seinen rechten Flügel an die Schelde und besetzte das Dorf Antoing, das am Fluß liegt, mit Infanterie und Kanonen und stellte seine beiden Infanterielinien in Gabelform gegen den Trinitatisberg auf, der am Ende des linken Flügels stand; seine Kavallerie bildete hinter der Infanterie das dritte Treffen; das Dorf Antoing wurde außerdem von einer am anderen Scheldeufer aufgeführten Batterie flankiert; drei mit Infanterie und grobem Geschütz gefüllte Redouten deckten die Front der Schlachtordnung; am linken Flügel der Armee zog sich ein Gehölz hin, in dem die Franzosen Verhaue machten, damit es unzugänglich sei.

Am 11. Mai frühmorgens zog die Armee der Verbündeten aus dem Holz bei Barry hervor und stellte sich in zwei Treffen auf der Ebene, der französischen Armee gegenüber, auf. Der linke Flügel der Verbündeten begann den Kampf. Die holländischen Truppen sollten die Dörfer Fontenoy und Antoing angreifen; sie benahmen sich dabei schlaff und wurden zweimal von den Franzosen kräftig zurückgeworfen.

Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich.
Gemälde von La Tour im Besitz Sr. Majestät des Kaisers.

Hierauf schickten die Engländer einige Brigaden ab, um sich der Redouten, die die Front der französischen Armee deckten, zu bemächtigen. Der damit beauftragte General fand die Unternehmung vielleicht zu gefahrvoll und führte sie nicht aus. Königsegg, der fürchtete, in dem einzelnen Kampf zu viele Leute einzubüßen, ohne vorwärtszukommen, wollte einen entscheidenden Schlag tun: Er griff die französische Armee an, indem er die Dörfer und die Redouten hinter sich ließ. Wenn ihm dieser Streich gelungen wäre, so wären alle auf jenem Posten befindlichen Franzosen nach dem Sieg zu Gefangenen gemacht worden, und diese Schlacht wäre dann ein Seitenstück zu der berühmten Schlacht bei Höchstädt geworden. Königsegg stellte der Öffnung zwischen Antoing und dem Holz bei Barry gegenüber zwei Infanterietreffen auf; im Vorrücken kamen sie in das Kreuzfeuer, das aus dem Dorf und den Redouten kam; seine Flanken litten sehr und zogen sich zusammen; sein Zentrum, das weniger dabei litt, rückte immer vor, und da seine Flügel sich zurückbogen, so nahm sein Korps die Form eines Dreiecks an, das sich durch die fortgesetzte Bewegung des Zentrums und durch die Unordnung in eine Kolonne verwandelte. Bei all dieser Verwirrung griff dieses Korps die französische Garde an und schlug sie; es drang durch beide Treffen und hätte vielleicht den Sieg errungen, wenn die Generale der Verbündeten die Verwirrung der Feinde besser zu nützen verstanden hätten. Sie hatten das Zentrum der französischen Armee durchbrochen; es war leicht, ihre Kolonne in zwei Haufen zu teilen, und mit einer rechts und der anderen links konnten sie die ganze Infanterie, die noch gegenüberstand, in die Flanke nehmen; sie hätten gleichzeitig ihre Kavallerie vorrücken lassen sollen, um ihre so geteilten Kolonnen zu unterstützen. Wenn die Verbündeten dies getan hätten, wäre es wahrscheinlich um die Franzosen geschehen gewesen. Aber während sie sich bemühten, ihrer eigenen Unordnung zu steuern, ließ der Marschall von Sachsen sie durch die königliche Leibgarde und die in Reserve gestellten Iren angreifen und

verstärkte diesen Angriff durch Salven aus einigen eiligst aufgeführten Batterien. Die Engländer sahen sich so ihrerseits angefallen, und man bedrängte sie überall, vorn und an den Seiten; nach tapferem Widerstand wichen sie, trennten sich und wurden von den Franzosen bis ans Gehölz bei Barry verfolgt. Nach allgemeiner Schätzung büßten die Verbündeten in dieser Schlacht 10 000 Mann ein, einige Kanonen und einen Teil ihres Gepäcks. Sie zogen sich über Leuze unter den Kanonen von Ath ins Lager bei Lessines zurück und überließen den Franzosen das Schlachtfeld und die Stadt Tournai.

Ludwig XV. und der Dauphin befanden sich selbst bei diesem Treffen. Man hatte sie hinter eine Windmühle gestellt, die im Rücken der Armee stand; daher nannten die Franzosen nachher ihren König ›Ludwig von der Mühle‹. Es ist eine Tatsache, daß Ludwig XV., als er am Tag nachher über das blutige und mit Leichnamen bedeckte Schlachtfeld ging, zum Dauphin sagte: »Da siehst du die Opfer der Politik und der Leidenschaften unserer Feinde. Behalte dies im Andenken, um nicht mit dem Leben deiner Untertanen zu spielen und ihr Blut nicht in ungerechten Kriegen zu vergießen!«

Der Marschall von Sachsen, den ein Anfall von Wassersucht nicht abhielt, als General mitzuwirken, empfing vom König die schmeichelhaftesten Belobungen; er schien sich den Armen des Todes entrissen zu haben, um die Feinde Frankreichs zu besiegen. Der König von Preußen beglückwünschte ihn zu dem Ruhm, mit dem er sich bedeckt hatte, da er seinen Sieg als eine gegen die Welt übernommene Verpflichtung betrachtete, die von dem gesunden Marschall von Sachsen größere Taten erwarte als von dem mit dem Tod ringenden. Europa wurde damals mit gereimten Zeitungsblättern überschwemmt, die über dieses Ereignis berichteten; aber man muß gestehen, daß der Tempel der Victoria diesmal mehr leistete als der der Musen. Die Einnahme von Tournai bewies den Sieg der Franzosen. Die Besatzung, die sich auf die Zitadelle geflüchtet hatte, ergab sich am 19. Juni.

Die Kapitulation wurde unterzeichnet unter der Bedingung, daß die 4000 Mann, die herauszogen, innerhalb von 18 Monaten nicht gegen die Franzosen dienen dürfen.
Ludwig XV. verstärkte seine flandrische Armee mit einer Abteilung von 20 000 Mann, die er von der Rheinarmee nahm. Prinz Conti übernahm statt Maillebois, der in Italien diente, den Oberbefehl über diese. Ein solches unzeitiges Trennen der Armee ist ein Verstoß sowohl gegen die Regeln des Krieges als der Politik; da jedoch die Veranlassung zu diesem Verfahren eine Erörterung verlangt, so wird es der Leser gern sehen, daß wir ihm zu seiner besseren Einsicht die Gründe darstellen. Frankreich hatte alle Mittel der Politik aufgeboten, um den König von Polen zur Mitbewerbung um den Kaiserthron zu veranlassen. Durch den geringen Erfolg der Bemühungen wurde Frankreich nicht abgeschreckt, sondern fuhr vielmehr fort, in Dresden zu unterhandeln. Der Graf Saint-Séverin, der Frankreich bei diesem Hof sehr gut vertrat, hatte sich des Grafen Brühl Haß zugezogen, weil sich die Verschmitztheit des Sachsen mit dem klaren Verstand des französischen Geschäftsmannes nicht vertrug. Brühl brachte es dahin, daß Saint-Séverin durch den Grafen Vaulgrenant abgelöst wurde. Dieser hielt sich für schlauer als Brühl, obgleich in der Tat beide es nicht waren; jedoch wurde in dieser Unterhandlung Vaulgrenant von Brühl hinters Licht geführt. Brühl überredete ihn, daß das einzige Mittel, mit der Königin von Ungarn einen vorteilhaften Frieden zu machen, darin bestünde, sich nicht der Erwählung des Großherzogs von Toskana zu widersetzen und die Armee, die Prinz Conti am Rhein befehligte, in Untätigkeit zu lassen, zumal Frankreich diese Truppen an der Schelde besser benützen könne als am Main. Die Minister Ludwigs XV. gingen blindlings in diese Falle; sie untersuchten weder die Aufrichtigkeit dieses Rates noch, ob der ihnen gemachte Vorschlag mit den gegen ihre Verbündeten übernommenen Verpflichtungen in Einklang stünde. Durch Schwächung des Heeres des Prinzen Conti war es diesem

unmöglich, sich den Unternehmungen des Wiener Hofes zu widersetzen. Der Großherzog wurde, ohne daß man auf Frankreich achtete, gewählt; Friede wurde nicht geschlossen, und die Eigenliebe des französischen Ministeriums hinderte dieses, auch nur Vorwürfe zu machen.

Die von jener Armee abgezogenen Truppen kamen in Flandern an, als eben die französische Armee nach der Einnahme der Zitadelle von Tournai von dieser abzog. Sie teilte sich in drei Haufen; ein Korps nahm Stellung bei Courtrai, das andere bei St. Ghislain, das dritte bei Condé. Vicomte Du Chayla schlug eine Abteilung von 5000 Mann unter General Molck, die der Herzog von Cumberland abgeschickt hatte, um Gent zu besetzen. Dieser kleine Unfall verbreitete Schrecken im Heer der Verbündeten; es zog von Brüssel ab; Gent, Brügge und Oudenaarde, dadurch nicht mehr beschützt, ergaben sich den Franzosen, und der Feldzug endete mit der Einnahme von Nieuport, Dendermonde, Ostende und Ath, worauf der Marschall von Sachsen seine Truppen hinter der Dender Winterquartiere beziehen ließ. Durch diesen Feldzug erlangten die französischen Waffen wieder den Ruhm, den sie durch den böhmischen eingebüßt hatten. Ludwig XIV. hatte zwar im Jahre 1672 mehr Land erobert, aber alles ebenso schnell wieder verloren; Ludwig XV. dagegen sicherte seine Besitzungen und verlor von dem Gewonnenen nichts wieder.

Spanier und Franzosen hatten den Feldzug in Italien und in Flandern einen Monat, ehe die Preußen in Schlesien ihre Tätigkeit begannen, eröffnet. Die preußischen und die österreichischen Armeen hatten erst Ende Februar ruhig die Winterquartiere bezogen; beide bedurften der Rast, um sich von den Beschwerden zu erholen. Der König konnte den Feinden zuvorkommen; es hing nur von ihm ab, über die österreichischen Quartiere in Böhmen herzufallen; aber er wagte durch ein tiefes Eindringen in dieses Land mehr, als wenn er den Feind kommen ließ. Diese Rücksicht bewog ihn, seine Kantonnierungsquartiere nach dem Mittelpunkt Schlesiens

so zusammenzuziehen, daß sie den Gebirgspässen, durch die der Feind hereinbrechen konnte, nahe waren. Es wäre unverständig gewesen, 15–20 Straßen, die aus Böhmen und Mähren in einer Ausdehnung von 24 Meilen nach Schlesien führen, streitig machen zu wollen. Das sicherste war, den Prinzen von Lothringen sogleich beim Heraustreten aus den Gebirgspässen anzugreifen, ihn nach Böhmen zu verfolgen, auf 12 Meilen in der Runde an den Grenzen Schlesiens auszufouragieren und Ende Herbst die Truppen wieder nach Schlesien zurückzuführen, um ihnen ruhige Winterquartiere zu verschaffen. Dieser Plan war einfach, stand im Bereich der Möglichkeit und war den Umständen angemessen; es war also Hoffnung da, ihn glücklich durchzuführen.

Die Armee war so verteilt, daß 10 Bataillone, 10 Schwadronen und 500 Husaren von der Lausitz bis an die Grafschaft Glatz eine Kette bildeten; die Patrouillen gingen nach Schatzlar, Braunau und Böhmisch-Friedland; dieses Korps stand unter dem Befehl von Generalleutnant Truchseß. General Lehwaldt beschützte mit 10 Bataillonen und 500 Husaren das glatzische Land; außerdem lagen drei Bataillone als Besatzung in der Festung, in der Fouqué befehligte. Markgraf Karl beschützte die oberschlesischen Grenzen mit 16 Bataillonen und 20 Schwadronen. Hautcharmoy besetzte und deckte mit 5 Bataillonen und 16 Schwadronen den Teil Oberschlesiens jenseits der Oder. Die Hauptarmee stand zwischen Breslau, Brieg, Schweidnitz, Glatz und Neiße; der König hatte sein Hauptquartier in dieser letzteren Stadt. Hier herrschte eine ansteckende Krankheit; eine Art Beulen zog in wenigen Tagen den Tod nach sich. Hätte man dies für die Pest erklärt, so wäre alle Verbindung abgebrochen und alle Lieferungen für die Magazine wären eingestellt worden, und so hätte die Furcht vor dieser Krankheit bei Eröffnung des Feldzugs mehr Schaden angerichtet als alles, was der Feind unternehmen mochte. Man gab also dem Übel einen milderen Namen, bezeichnete die Krankheit als ein Faulfie-

ber, und so blieb alles in seinem gewöhnlichen Gang. So wahr ist es, daß die Worte bei den Leuten mehr Gewicht haben als die Sache.

Bald nach der Ankunft des Königs begann ein Kleinkrieg mit großer Heftigkeit. Die Feinde hofften, mittels fortwährender Beunruhigung die Preußen bei langsamem Feuer zu vernichten; 10 000–12 000 Ungarn unter dem alten Feldmarschall Esterhazy, den Generalen Karolyi, Festeticz, Spleny und Ghillanyi streiften in Oberschlesien umher und drangen so weit als möglich vor. Ein Major Schaffstedt, der mit 200 Mann nach dem kleinen Flecken Rosenberg abgeschickt worden war, wurde von ihnen angegriffen. Die Feinde steckten den Flecken in Brand; der Major hielt sich gut, aber von allen Seiten umgeben, konnte er sich nicht retten und erlangte durch Kapitulation, daß ihm gestattet wurde, wieder nach Kreuzburg zu seinem Regiment zurückzugehen.

Dieser Schimpf mußte wiedergutgemacht sowie der Dünkel dieser neu ausgehobenen ungarischen Truppen gedämpft werden. Der König sandte verschiedene Abteilungen gegen sie aus; es wurden kleine Treffen als Vorspiele entscheidender Schlachten geliefert. Da dieses Werk zum Denkmal der Tapferkeit und des Ruhmes der Offiziere bestimmt ist, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, so

halten wir es für unsere Pflicht, die Nachwelt mit deren großen Taten bekannt zu machen, um durch diese Beispiele von Hochherzigkeit die Nachahmung zu wecken.
Winterfeldt wurde seiner seltenen Verdienste wegen an die Spitze dieses Feldzugs gestellt. Es wurden ihm 6 Bataillone und 1200 Husaren übergeben, mit denen er in Kosel über die Oder ging, während Goltz mit einem Bataillon und 500 Husaren in Oppeln über denselben Fluß ging, um so gemeinsam Esterhazy mit seinen Ungarn anzugreifen. Winterfeldt überfiel das Dorf Slawentzitz, wo er 120 Gefangene machte. Links vernahm er ein ziemlich lebhaftes Feuer und begab sich sogleich dahin; 5000 Ungarn hatten den Goltzer Haufen umringt; Winterfeldt griff sie an und besiegte sie vollständig. Spleny rettete sich mit seinen Husaren, nachdem er 300 Mann und das Gepäck verloren hatte. Winterfeldt glaubte, nicht genug getan zu haben; er setzte die Verfolgung fort und stieß am anderen Tag auf 2000 Husaren, die hinter einem Morast standen; er drängte sie in den Morast, wo die Mehrzahl umkam oder gefangen wurde. Diese Vorteile begannen den preußischen Husaren ein Gefühl von Überlegenheit über die der Königin zu geben. Der Husarenoberst Wartenberg schlug noch einen starken Insurgentenhaufen bei Kreuzburg und zerstreute sie gänzlich.
Während dieses Vorspiels zum Krieg rückte der Frühling vor, der April ging zu Ende, es war Zeit, die Armee zusammenzuberufen; sie begab sich in Kantonnierungsquartiere zwischen Patschkau und Frankenstein. Man bereitete Straßen für vier Kolonnen und Kantonnements für Jägerndorf, Glatz und Schweidnitz als diejenigen Punkte, wo die Feinde aus den Gebirgen heraustreten konnten. Die Magazine, die die Österreicher angelegt hatten, die Orte, wo sie ihre regelmäßigen Truppen sich versammeln ließen, zeigten ihre Absichten hinlänglich; man sah wohl ein, daß jene Insurgenten und Ungarn, die sie in Oberschlesien hatten, die Preußen nur täuschen und dorthin locken sollten, während ihre große Armee über Landshut in Schlesien einrücken würde.

Der Plan war an sich nicht übel, er schlug bloß in der Ausführung fehl.
Wenn die Preußen ihre Kräfte geteilt hätten, um dem Feind nach allen Richtungen hin entgegenzutreten, so wären sie zu schwach geworden, um die große Armee des Prinzen von Lothringen mit voller Kraft zu schlagen; und wenn sie versammelt blieben, so hätte jene Menge leichter Truppen, die nirgends Widerstand fand, sie durch Abschneidung der Zufuhren ausgehungert. Das sicherste Mittel war also, die Gesamtkraft beisammenzuhalten, aber diese bedenkliche Lage durch eine allgemeine Schlacht baldigst zu beenden. Maßnahmen wurden getroffen, um Ende Mai Oberschlesien mit Ausnahme der Festung Kosel zu räumen. Die Magazine von Troppau und Jägerndorf wurden nach Neiße gebracht; Rochow deckte diesen Transport mit 1200 Pferden und einem Grenadierbataillon. 4000 Ungarn – teils Husaren, teils Panduren – griffen ihn an, ohne ihn zum Kampf zu nötigen; die Kavallerie versuchte sich in ihrer neuen Manövrierung und merkte deren Zuverlässigkeit.
Es war nötig, den Feinden Sicherheit einzuflößen, damit ihr zu großes Selbstvertrauen sie in dem beabsichtigten Unternehmen nachlässig machte. Zu diesem Zweck bediente sich der König eines Mannes aus Schönberg, der ein Doppelspion war; er ließ ihn gut bezahlen und sagte ihm dann, der größte Dienst, den er ihm leisten könnte, wäre, ihn beizeiten vom Zug des Prinzen von Lothringen zu benachrichtigen, damit er sich nach Breslau zurückziehen könne, ehe die Österreicher aus dem Gebirge hervorkämen. Um diesen Spion recht irre zu machen, ließ man Wege, die nach Breslau führten, instandsetzen. Der Spion versprach alles; er erhielt Kunde von jenen Wegen und eilte zum Prinzen von Lothringen, um ihn zu benachrichtigen, daß alle Preußen fortzögen und er keine Feinde zu bekämpfen hätte.
Da Landshut damals der Hauptgegenstand der Beachtung war, so schickte der König General Winterfeldt ab, um von diesem Posten aus die Bewegungen der Österreicher zu

beobachten; man gab ihm einige Bataillone und die beiden Husarenregimenter Ruesch und Bronikowski. Bald tat er sich hervor. Er schlug bei Hirschberg 800 Ungarn, die ein Freischarenführer namens Patatich anführte, und machte 300 Gefangene. Um diese Schmach seiner Nation zu rächen, brach Nadasdy mit 7000 Mann auf, in der Absicht, Winterfeldt, der nur 2400 Mann bei sich hatte, bei Landshut anzugreifen. Nach einem Kampf von vier Stunden wurde die ungarische Infanterie gänzlich geschlagen, und in dem Augenblick, da Nadasdy sich zum Rückzug anschickte, kam General Stille mit 10 Schwadronen des Regiments Alt-Möllendorff an, drang auf die Feinde ein, und die Ungarn wurden geschlagen und im Kampf bis an die böhmische Grenze zurückgedrängt. Die Österreicher verloren in diesem Treffen 600 Mann wie auch einige ihrer besten Offiziere, die verwundet und gefangengenommen wurden. Von den Gefangenen erfuhr man, daß Nadasdy Befehl hatte, sich in Landshut festzusetzen, und wenn dies gelungen wäre, so wäre ihm der Prinz von Lothringen sogleich gefolgt. Die große Umsicht und das kluge Benehmen Winterfeldts brachten ihm den Rang eines Generalmajors ein.

Es war jetzt die höchste Zeit, Markgraf Karl aus Oberschlesien herbeizurufen. Die ungarische Miliz hatte die Aufhebung der Winterquartiere benützt, um ganz Oberschlesien zu durchstreifen; 6000 Husaren schwärmten zwischen Jägerndorf und Neustadt herum, um die Verbindung des Markgrafen Karl mit der Armee zu verhindern. Um ihm den Befehl, sich auf Neiße zurückzuziehen, zukommen zu lassen, schickte der König die Zietenhusaren ab, die sich mit dem Degen in der Hand durch die Ungarn ihren Weg bahnten und ihm den Brief überreichten. Der Markgraf setzte sich am 22. Mai in Bewegung; er hatte ungefähr 12 000 Mann unter seinem Befehl. Die Feinde, die seinen Rückzug vorhersahen, hatten sich bis auf 20 000 Mann verstärkt, bestehend aus zusammengerafften rohen Völkern und einigen regulären Truppen, die aus Mähren herbeikamen. Sie

besetzten einen Tag vorher alle Höhen am Weg des Markgrafen und errichteten dort drei Batterien, die schräg hinüberfeuerten und den preußischen Truppen auf ihrem Marsch viel Schaden zufügten. Der Markgraf ließ sich durch die Hindernisse, die ihm der Feind bereitete, nicht abschrekken, besetzte benachbarte Anhöhen und die wichtigsten Defileen mit einigen Bataillonen, und am Ende der Schluchten stellte er die Kavallerieregimenter Geßler und Württemberg auf, die sich mit der möglichsten Heftigkeit auf das Regiment Ogylvi stürzten, dessen größten Teil sie in die Pfanne hieben; sie drangen darauf auf das Regiment Esterhazy ein, das das zweite Treffen bildete, ließen alles über die Klinge springen, griffen, nachdem sie sich wieder gesammelt hatten, die Gothaschen Dragoner, die die österreichische Infanterie hätten unterstützen sollen, an, jagten sie in die Flucht und richteten unter den Flüchtlingen ein großes Blutbad an. Die Feinde ließen über 800 Tote auf dem Platz; ihre Freischaren, die diesen Kampf mit ansahen, flohen, als sie das Schicksal der regulären Truppen wahrnahmen, unter furchtbarem Geschrei in die Wälder. Der Markgraf gab an diesem Tag Beweise der Tapferkeit, würdig des Geblütes seines Großvaters, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. General Schwerin erwarb sich durch diesen Angriff mit der Kavallerie, die drei verschiedene Korps hintereinander niedermachte, einen um so glänzenderen Ruhm, als dieses Treffen für die preußische Kavallerie Epoche machte.

Man muß erstaunen, mit welcher Schnelligkeit sich sowohl Tapferkeit als Zaghaftigkeit der Menge mitteilt. Im Jahre 1741 war die preußische Reiterei das schwerfälligste und am wenigsten mutige Korps unter allen europäischen Heeren; durch Übung erhielt sie Gewandtheit, Lebhaftigkeit, Selbstvertrauen; sie versuchte sich, hatte Glück und wurde kühn. Strafen, Belohnungen, Tadel und Lob, gehörig angewandt, ändern den Sinn der Menschen und flößen ihnen einen Sinn ein, dessen man sie im rohen Zustand ihrer Natur nicht für empfänglich hielt. Kommen dann einige auffallende Bei-

spiele von bewundernswerter Tapferkeit wie die erwähnte hinzu, so zieht der Wetteifer die Geister an, jeder will es dem anderen zuvortun, und gewöhnliche Menschen werden Helden. Die Talente werden oft durch eine Art Todesschlummer gelähmt; starke Mittel wecken sie, und sie werden kräftig und entwickeln sich. Geachtetes und belohntes Verdienst regt die Selbstliebe derer, die solches wahrnehmen, mit auf. Im alten Rom spornten die Bürger- und Mauerkronen und besonders die Triumphe diejenigen an, die sich dazu fähig glaubten. Es war also auch recht, das ruhmreiche Treffen bei Jägerndorf in der Armee hoch zu würdigen. Der Markgraf, General Schwerin und die, die sich ausgezeichnet hatten, wurden im Triumph empfangen. Die Kavallerie wartete mit Ungeduld auf Gelegenheit, es diesen Helden gleichzutun oder gar, sie zu übertreffen; alles erglühte vom Eifer, zu kämpfen und zu siegen.

Unter diesen glücklichen Anfängen sammelte sich die Armee am 27. Mai im Lager bei Frankenstein, mit Ausnahme der Truppen, die die Festungen schützten, und eines Korps von 6 Bataillonen und 20 Schwadronen, mit denen Hautcharmoy Esterhazy gegenüberstand, doch so, daß er, falls des Feindes Überlegenheit es nötig machte, sich nach Kosel, Brieg oder Neiße zurückziehen konnte.

Schlacht bei Hohenfriedberg · Einmarsch in Böhmen; was da vorging · Schlacht bei Soor Rückkehr der Truppen nach Schlesien

nsicher war die Lage des Königs noch immer. Die Staatskunst zeigte ihm Abgründe, der Krieg Wagnisse, die Finanzen eine gänzliche Erschöpfung der Mittel. In solchen Gelegenheiten muß die Seele ihre Kraft entfalten, um mit festem Auge die Gefahren rundum ansehen zu können, und man darf sich nicht von Schreckbildern der Zukunft beunruhigen lassen, vielmehr muß man alle möglichen und denkbaren Mittel anwenden, um noch zur rechten Zeit seinem Untergang vorzubeugen; besonders muß man sich dann hüten, sich von den Grundsätzen zu entfernen, auf die man sein militärisches und politisches System gebaut hat.

Der Feldzugsplan des Königs war geordnet; um jedoch nichts zu versäumen, wandte er sich an seine Verbündeten. Er betrieb diese Unterhandlung mit allem erdenklichen Feuer, um von ihnen Beistand zu erlangen. Frankreich war die einzige Macht, von der er etwas erwarten durfte. Der König schrieb dorthin, daß er sich in der Unmöglichkeit befände, diesen Krieg, dessen ganze Last auf ihm liege, lange auszuhalten; er forderte Frankreich auf, die Verpflichtungen vertragsmäßig zu erfüllen; und da der Feind sich anschickte, in seine Staaten einzufallen, so bäte er Ludwig XV. dringend, ihm den für diesen Fall zugesagten Beistand zu leisten oder eine wirkliche Diversion zu machen, wodurch er etwas Erleichterung hätte. Das französische Ministerium schien von diesen Vorstellungen wenig gerührt; es behandelte sie leichtfertig und wollte die Schlacht bei Fontenoy und die Einnahme einiger fester Plätze in Flandern als eine bedeu-

tende Diversion betrachtet wissen. Der König wandte sich hierauf noch einmal geradezu an Ludwig XV. und machte ihn aufmerksam, wie wenig die Kälte der Minister in Versailles ihn befriedige; daß er sich in einer verdrießlichen und mißlichen Lage befände, in die er aus Freundschaft für Ihre Allerchristlichste Majestät geraten sei; daß er glaube, der König von Frankreich sei ihm für den zur Zeit der Fortschritte der Österreicher im Elsaß geleisteten Beistand einige Vergeltung schuldig; daß die Schlacht bei Fontenoy und die Einnahme von Tournai zwar für den König ruhmvoll und für Frankreich vorteilhaft gewesen seien, aber in Beziehung auf die Angelegenheiten Preußens keine Diversion bildeten und so wenig Einfluß ausübten wie eine an den Ufern des Skamander gewonnene Schlacht oder die Einnahme von Peking. Der König fügte hinzu, die Franzosen hätten in Flandern kaum 6000 Österreicher zu beschäftigen, und die Gefahr, in der er sich befände, dulde durchaus nicht, sich mit schönen Worten abfinden zu lassen, fordere vielmehr augenblicklich tätiges Einschreiten. Der Vergleich mit dem Skamander und Peking mißfiel dem Allerchristlichsten König, sein Unmut zeigte sich in seiner Antwort an den König von Preußen, und dieser wurde seinerseits durch den in jener Antwort herrschenden hochmütigen und kalten Ton empfindlich verletzt.

Während dieser Mißhelligkeiten, die der unter Verbündeten notwendigen Eintracht schädlich sind, standen die Österreicher im Begriff, ihre Kriegsoperationen zu eröffnen; ihre aus den Truppen der Königin und Sachsens zusammengesetzte Armee nahte allmählich der schlesischen Grenze. Die Österreicher rückten aus Königgrätz und der Gegend von Jaromircz, die Sachsen von Jung-Bunzlau und Königinhof her; sie stießen bei Trautenau zusammen und rückten von da auf Schatzlar vor. Sie konnten sich unterwegs nicht aufhalten; man konnte ihre Bewegungen bis auf weniges berechnen. Es war also Zeit, General Winterfeldt in Landshut anzuweisen, sich bei Annäherung des Feindes zurückzuziehen, zum

Korps Du Moulins zu stoßen, die beide bis Schweidnitz ihren Rückzug fortzusetzen, aber dabei recht geschickt das Gerücht in Umlauf zu setzen hatten, als stehe man im Begriff, den Fuß der Gebirge gänzlich zu verlassen und sich unter den Schutz der Kanonen von Breslau zu begeben.
Der schon oben erwähnte Doppelspion faßte schnell dies Gerücht auf und eilte, um dem Prinzen von Lothringen selbst den bereits früher angekündigten, nun eingetretenen Rückzug der Preußen zu melden. Die List richtet im Krieg oft mehr aus als die Kraft; man darf nicht zu verschwenderisch damit sein, sonst verliert sie ihren Wert, sondern muß sie für wichtige Gelegenheiten bewahren, und wenn die dem Feind zugeführten Nachrichten mit seinen Wünschen übereinstimmen, darf man fast sicher darauf rechnen, ihn in die gelegte Schlinge zu locken. Da Winterfeldt und Du Moulin dem Feind um einen Marsch voraus waren, so gingen sie auf Schweidnitz zurück, ohne auf dem Zug Schaden zu leiden.
Die Armee des Königs verließ Frankenstein und nahm am 30. Mai ihr Lager bei Reichenbach, von wo sie nur einen kleinen Tagesmarsch bis Schweidnitz hatte; sie ging durch diese Festung am 1. Juni; die Korps Du Moulins und Winterfeldts bildeten seinen Vortrab und besetzten die Höhe von Striegau diesseits des Striegauer Wassers. General Nassau besetzte mit einem Korps den Nonnenbusch, und die Armee lagerte auf der Ebene zwischen Jauernick und Schweidnitz, so daß ein Strich von zwei Meilen, der Striegau von Schweidnitz scheidet, von einer fast ununterbrochenen Linie preußischer Truppen besetzt war. Diese Stellung machte es dem König leicht, sich bedeutende Vorteile zu verschaffen. General Wallis, der den Vortrab der Feinde befehligte, und Nadasdy waren die ersten, die sich auf den Höhen von Freyburg zeigten. Der Prinz von Lothringen war über Landshut in Schlesien eingedrungen, hatte von da seinen Marsch auf Reichenau fortgesetzt und sich von da nach Hohen-Helmsdorf begeben. Von diesem Lagerplatz

konnte er in die Ebene auf vier Wegen herabkommen: über Freyburg, Hohenfriedberg, Schweinhaus und Kauder. Der König rekognoszierte diese Gegenden, die Orte und das Terrain, um zu untersuchen, wo er seine Armee aufstellen könnte, und verwendete drei Tage auf Instandsetzung der Wege, damit seine Truppen durch kein Hindernis zurückgehalten würden und auf den Feind zueilen könnten, sobald er auf der Ebene erschiene; so wurde alles, was die Klugheit dem Zufall entwinden konnte, nach Kräften gesichert.

Am 2. Juni hielten die österreichischen und die sächsischen Feldherren Kriegsrat beim Galgen von Hohenfriedberg. Obgleich sie von dieser Anhöhe die ganze Ebene überschauen konnten, sahen sie doch nur kleine Abteilungen preußischer Truppen; der ansehnlichste Teil davon wurde durch den Nonnenbusch und durch Erdwälle bedeckt, hinter die man sich absichtlich stellte, um den Feind die Stärke der Preußen nicht sehen zu lassen und ihn vielmehr in der Meinung zu bestärken, er betrete ein Land, wo er keinen Widerstand finden würde. Der Prinz von Lothringen wählte das Dorf Ölse, um da am folgenden Tag zu lagern. Wenzel Wallis erhielt gleichzeitig Befehl, sich mit seinem Vortrab des Schweidnitzer Magazins zu bemächtigen und von da die Preußen bis Breslau zu verfolgen. Der Herzog von Weißenfels sollte mit seinen Sachsen Striegau nehmen, sich dann auf Glogau begeben und dieses belagern. In diesem Plan hatte der Prinz von Lothringen außer acht gelassen, daß er ein Heer von 70 000 Mann zu bekämpfen hatte, die entschlossen waren, ihm jeden Zollbreit Land bis aufs äußerste streitig zu machen. So durchkreuzten die Kriegspläne der Österreicher und der Preußen einander, wie entgegengesetzte Winde die Wolken gegeneinandertreiben und durch den Stoß Blitz und Donner hervorbringen.

Der König besuchte alle Tage seine Vorposten. Am 3. war er auf einer Anhöhe vor Du Moulins Lager, von wo aus man das ganze Gefilde, die Höhen von Fürstenstein und selbst ein Stück vom österreichischen Lager bei Reichenau über-

sah. Eine ziemliche Weile hatte der König hier gestanden, als er eine Staubwolke wahrnahm, die im Gebirge emporstieg, dann vorrückte, in die Ebene hinabstieg, dann sich von Kauder nach Fegebeutel und Rohnstock herumzog; darauf senkte sich der Staub, und man sah ganz deutlich die österreichische Armee, die in acht Kolonnen aus dem Gebirge herausgekommen war. Ihr rechter Flügel lehnte sich an den Striegauer Bach und zog sich von da hin nach Rohnstock und Hausdorf; die Sachsen, welche den linken Flügel bildeten, dehnten sich bis Pilgramshain hin. Du Moulin erhielt sogleich Befehl, um 8 Uhr abends das Lager abzubrechen, über den Striegauer Bach zu gehen und hinter einem Felsen vor der Stadt, wo ein Topasbruch ist, der ihm den Namen gibt, seine Stellung einzunehmen. Die Armee setzte sich abends um 8 Uhr in Bewegung, zog rechts hin in zwei Linien und in der größten Stille; den Soldaten wurde sogar das Rauchen verboten. Die Spitze der Truppen langte um Mitternacht bei den Striegauer Brücken an, wo man wartete, bis alle Korps dicht beisammen waren.

Am 4. Juni um 2 Uhr morgens versammelte der König die höchsten Offiziere, um ihnen den Plan zur Schlacht mitzuteilen; wir würden diesen weglassen, wenn nicht alles, was zu einer entscheidenden Schlacht gehört, von Wichtigkeit wäre. Der Schlachtplan lautete: Die Armee setzt sich sogleich rechts in zwei Linien in Bewegung; sie geht über das Striegauer Wasser. Die Kavallerie stellt sich dem linken Flügel der Feinde nach Pilgramshain zu in Schlachtordnung gegenüber; Du Moulins Korps deckt deren rechte Seite. Der rechte Flügel der Infanterie stellt sich an den linken Flügel der Kavallerie, den Gehölzen von Rohnstock gegenüber; die Kavallerie des linken Flügels lehnt sich an das Striegauer Wasser und behält in der Ferne die Stadt Striegau im Rükken. 10 Dragoner- und 20 Husarenschwadronen, die die Reserve bilden, stellen sich hinter das Zentrum des zweiten Treffens, um verwendet zu werden, wo es nötig sein wird; hinter jeden Kavallerieflügel stellt sich ein Husarenregiment

als drittes Treffen, um den Rücken und die Flanke der Kavallerie zu schützen, wenn sich etwa das Terrain erweitert oder auch, um zur Verfolgung bereit zu sein. Die Kavallerie greift stürmisch mit dem Degen in der Faust den Feind an; sie macht in der Hitze des Kampfes keine Gefangenen, schlägt immer nach dem Gesicht. Wenn die Kavallerie, auf die sie eingedrungen ist, über den Haufen geworfen und zerstreut wird, wendet sie sich zur feindlichen Infanterie und fällt ihr in die Flanke oder in den Rücken, je nachdem es die Umstände erfordern. Die preußische Infanterie marschiert im Sturmschritt auf den Feind; lassen es die Umstände nur irgend zu, so dringt sie mit gefälltem Bajonett auf diesen ein; muß man feuern, so schießt man nur aus 150 Schritt Entfernung. Wenn die Generale an den Flügeln oder vor der Front des Feindes ein nicht besetztes Dorf finden, so besetzen sie es und stellen außerhalb Infanterie auf, um, falls es notwendig ist, dem Feind in die Flanke zu fallen; sie stellen aber weder in die Häuser noch in die Gärten Truppen, um durch nichts behindert oder im Verfolgen der Besiegten aufgehalten zu werden.

Sobald jeder auf seinem Posten zurück war, begann die Armee ihre Bewegung. Kaum begann die Vorderspitze über den Bach zu gehen, als Du Moulin anzeigen ließ, er habe auf einer Anhöhe gegenüber feindliche Infanterie gesehen und daher seine Stellung berichtigt; er habe sich rechts gehalten, um sich auf einer Anhöhe, der anderen gegenüber, aufzustellen, wodurch er zugleich die linke Seite des Feindes überflügle. Es waren Sachsen, die er sah und die den Befehl hatten, Striegau einzunehmen, aber zu ihrem Erstaunen preußische Truppen vor sich erblickten. Der König errichtete sogleich eine Batterie von sechs Stück Vierundzwanzigpfündern auf dem Topasberg, die sehr gute Dienste leistete, da sie den Feind in die größte Verwirrung brachte. Die Sachsen kamen nämlich mit allen ihren Korps, um den Vortrab, der Striegau nehmen sollte, zu unterstützen; sie empfingen diese Kanonade, auf die sie nicht gefaßt waren. Gleichzeitig stellte

sich der rechte Flügel der preußischen Kavallerie unter dieser Batterie auf, wobei die Leibgarde zu Du Moulins Korps stieß und die linke Seite des Flügels an den Holzgebüschen bei Rohnstock endete. Nach zwei Salven hintereinander schlugen die Preußen die sächsische Kavallerie nieder, die in größter Unordnung floh, während die Leibgarde die beiden Infanteriebataillone, die sich zu Anfang des Treffens vor Du Moulin gezeigt hatten, in die Pfanne hieb. Hierauf griffen die preußischen Genadiere und das Regiment Anhalt die sächsische Infanterie in den Holzgebüschen an, wo sie sich zu formieren anfing. Sie warfen diese zurück und drängten sie von einem Damm, auf dem sie sich wieder formieren wollten; von da setzten sie über einen Teich, um das zweite Treffen auf einem sumpfigen Boden anzugreifen; dieser Kampf, der mörderischer war als der erste, wurde ebenso schnell beendet.

Die Sachsen wurden nun abermals in die Flucht geschlagen; ihre Generale brachten einige Bataillone wieder in Form eines Dreiecks zusammen, um den Rückzug zu decken; aber die schon siegreiche preußische Kavallerie des rechten Flügels zeigte sich an deren Flanke, während die preußische Infanterie aus dem Holz hervorkam, um sie anzufallen. Kalckstein kam mit einigen Truppen des zweiten Treffens, das die Sachsen stark überflügelte, heran. Diese erkannten ihre verzweifelte Lage, warteten den Angriff nicht ab und ergriffen bald die Flucht. So wurden die Sachsen gänzlich geschlagen, noch ehe der linke Flügel der Armee völlig aufgestellt war. Es verging noch gut eine Viertelstunde, bevor dieser mit den Österreichern in Kampf geriet.

Man hatte dem Prinzen von Lothringen in seinem Hauptquartier in Hausdorf berichtet, daß Kanonendonner und Kleingewehrfeuer vernommen würde; er glaubte in seiner Einfalt, dies rühre von den Sachsen her, die Striegau nähmen, und achtete nicht weiter darauf. Endlich sagte man ihm, die Sachsen seien entflohen, alle Gefilde mit Flüchtlingen bedeckt. Hierauf kleidete er sich eiligst an und befahl

der Armee, vorzurücken. Die Österreicher marschierten nun in gemessenem Schritt auf die Ebene zwischen dem Striegauer Wasser und den Gehölzen von Rohnstock, die nur von Gräben, die zur Scheidung der Besitzungen von Bauern dienen, durchschnitten wird. Sobald Markgraf Karl und der Prinz von Preußen den Feinden nahe genug waren, griffen sie diese so heftig an, daß sie wichen. Die österreichischen Grenadiere machten einen klugen Gebrauch von den erwähnten Gräben und hätten ihren Rückzug in guter Ordnung bewirken können, wenn nicht das Garderegiment sie mit dem Bajonett zweimal vertrieben hätte. Die Regimenter Hacke, Bevern und alle, die ins Feuer gerieten, zeichneten sich durch tapfere Taten aus. Da vor dem rechten Flügel kein Feind mehr da war, ließ der König eine Viertelschwenkung machen, um den Österreichern in die linke Flanke und in den Rücken zu kommen. Dieser rechte Flügel durchstrich die Rohnstocker Gehölze und Sümpfe, und als er heraustrat, um die Feinde anzugreifen, hatte der linke Flügel der Preußen bereits ansehnliches Terrain gewonnen.

Die Kavallerie dieses linken Flügels hatte einen Unfall erlitten. Kaum war nämlich Kyau mit seiner zehn Schwadronen starken Brigade über die Brücke des Striegauer Baches gegangen, als diese brach; Kyau entschloß sich daher, die feindliche Kavallerie mit der seinen anzugreifen, General Zieten stieß mit der Reserve zu ihm, warf alles, was Widerstand leisten wollte, nieder und verschaffte General Nassau, der den linken Flügel befehligte, Zeit, ihn durchwaten zu lassen. Sobald Nassau seinen Flügel in Reih und Glied gestellt hatte, hieb er auf den Überrest der feindlichen Reiterei ein und jagte sie in die Flucht. General Polentz trug zu diesem Sieg viel bei; er hatte sich mit seiner Infanterie ins Dorf Fehebeutel eingeschlichen, von wo aus er auf die österreichische Reiterei der Länge nach schoß; einige Salven, die sie in die Seite empfing, brachten diese in Verwirrung und verursachten ihre Niederlage. Geßler, der das zweite Treffen befehligte, wandte sich, da er hier keine Lorbeeren blühen

sah, zur preußischen Infanterie hin, und die Unordnung der Österreicher wahrnehmend, ließ er die Infanterie sich öffnen, um durchzugehen, und brach nun in drei Kolonnen mit unglaublicher Lebhaftigkeit ein. Die Dragoner töteten eine große Menge Leute und nahmen einundzwanzig Bataillone aus den Regimentern Marschall, Grünne, Thüngen, Daun, Kolowrat, Wurmbrand und einem anderen, dessen Namen mir entfallen ist, gefangen. Die Zahl der Getöteten war groß; dennoch machte man 4000 Gefangene und eroberte 66 Fahnen. Ein so seltenes, so ruhmvolles Treffen verdient mit goldenen Buchstaben in die preußischen Jahrbücher eingetragen zu werden. Ein General Schwerin, Vetter des Siegers bei Jägerndorf, und sehr viele Offiziere, deren Namen wir der Menge wegen nicht aufführen können, erwarben sich einen unsterblichen Namen.

Diese Heldentat geschah gerade, als der rechte Flügel der Preußen auf den linken des Prinzen von Lothringen traf; dadurch gerieten diese Truppen vollends in Verwirrung. Alles lief auseinander und floh in größter Unordnung den Bergen zu. Die Sachsen zogen sich über Seifersdorf zurück; die österreichische Hauptarmee rettete sich über Kauder und ihr Flügel über Hohenfriedberg, wohin glücklicherweise Wallis und Nadasdy gelangt waren, um ihren Rückzug zu decken. Die Preußen verfolgten sie bis an die Höhen von Kauder, wo sie haltmachten, um zu verschnaufen.

Die Siegesbeute der Preußen aus dieser Schlacht war an Gefangenen 4 Generale, 200 Offiziere und 7000 Mann; an Fahnen, Pauken, Kanonen usw. 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen. Das Schlachtfeld war mit Leichen übersät; die Feinde verloren 4000 Mann, darunter einige Offiziere höheren Ranges. Der Verlust des preußischen Heeres an Toten und Verwundeten belief sich auf kaum 1800 Mann. Einige Offiziere, die in dieser Schlacht fürs Vaterland fielen, verdienen, von diesem beklagt zu werden; unter ihnen sind General Truchseß sowie die Obersten Massow, Kahlbutz und Düring.

Das war nun die dritte Schlacht, die entscheiden sollte, wem Schlesien gehöre, und es war noch nicht die letzte. Wenn die Fürsten um Provinzen spielen, sind die Untertanen die Rechenpfennige, womit sie zahlen. Jene Schlacht wurde durch List vorbereitet und von der Tapferkeit ausgeführt. Wäre der Prinz von Lothringen nicht durch Spione getäuscht worden, die selbst im Irrtum waren, so wäre er sicherlich nicht so unbedachtsam in die ihm gelegte Schlinge gelaufen. Dies bekräftigt den Grundsatz, daß man niemals von den Regeln der Kriegskunst abweichen sollte und daß jeder anführende General vorsichtig verfahren und die Maßnahmen, die die Sicherheit bei Ausführung eines Kriegsplans fordert, genau verfolgen soll. Selbst wenn alles einen durchdachten Entwurf zu begünstigen scheint, ist es doch das sicherste, seinen Feind nicht geringzuachten und zu glauben, er könne nicht Widerstand leisten. Der Zufall behält immer seine Rechte.

Auch in dieser Schlacht hätte ein Mißverständnis leicht den Preußen verderblich werden können. Zu Beginn des Kampfes zog der König zehn Bataillone aus dem zweiten Treffen unter dem Befehl des Generalleutnants Kalckstein, um Du Moulins Korps zu verstärken, und sandte einen seiner Adjutanten, um dem Markgrafen Karl mitzuteilen, er solle in Abwesenheit Kalcksteins den Befehl über das zweite Treffen der Infanterie übernehmen. Der unerfahrene Offizier sagte aber zum Markgrafen, er solle das zweite Treffen mit seiner Brigade, die an den äußersten Enden des linken Flügels stand, verstärken. Der König merkte noch beizeiten dieses Versehen und machte es schleunigst wieder gut. Hätte der Prinz von Lothringen diese falsche Bewegung benützt, so hätte er dem linken Flügel der Preußen in die Flanke kommen können, weil dieser sich noch nicht an das Striegauer Wasser lehnte. An solchen Kleinigkeiten hängt oft das Schicksal der Länder und der Ruhm der Generale; ein einziger Augenblick entscheidet über das Glück. Doch man muß zugeben, daß, wenn man die Tapferkeit der Truppen in Betracht zog, die bei Hohenfriedberg kämpften, der Staat nichts zu fürchten hatte. Auch nicht ein Korps wurde zurückgedrängt. Von 64 Bataillonen waren nur 27 im Feuer und wurden Sieger. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.

Es darf nicht verwundern, daß man die Österreicher nicht hitziger verfolgte. Die Nacht vom 3. zum 4. war für den Anmarsch verwendet worden. Die Schlacht dauerte zwar nicht lange, erforderte aber unablässige Anstrengung; die Munition war verschossen, Wagen, Kriegs- und Mundvorrat befanden sich in Schweidnitz; diese mußten zur Armee gebracht werden. Der Nachtrab des Prinzen von Lothringen bestand aus den Korps Wallis und Nadasdy, die nicht zum Kampf gelangt waren; diese besetzten die Anhöhen von Hohenfriedberg, von denen sie verdrängen zu wollen tollkühn gewesen wäre. Die Preußen besetzten die Höhe bei Kauder, die von Hohenfriedberg war ihnen zur Linken;

man durfte demnach nicht durch unvorsichtige Hitze verlieren, was man durch Klugheit gewonnen hatte.
Am folgenden Tag wurden Du Moulin und Winterfeldt abgeschickt, um den Feind zu verfolgen; sie holten den Prinzen von Lothringen in Landshut ein. Dieser erwartete sie nicht, sondern brach, als sie nahten, sein Lager ab und trug Nadasdy auf, seinen Rückzug zu decken. Winterfeldt griff den letzteren an, jagte ihn in die Flucht und verfolgte ihn bis an die Grenzen Böhmens, nachdem er ihm 200 Mann getötet und 130 gefangengenommen hatte. Du Moulin lagerte sich da, wo die Österreicher soeben gelagert hatten.
Nach diesem Sieg rief der König seinen Minister Cagnoni aus Dresden zurück. Bülow, der von seiten des Königs von Polen in Berlin akkreditierte Minister, und der sächsische Resident in Breslau erhielten Befehl, abzureisen. Der König erklärte, er sehe den Einfall der Sachsen in Schlesien als einen offenen Bruch an. Die Armee zog am 6. dem Korps Du Moulins nach und rückte auf Landshut. Als der König dort anlangte, wurde er von einem Haufen von 2000 Bauern

umringt, die ihn um Erlaubnis baten, alle Katholiken in dieser Gegend zu ermorden. Dieser Haß rührte von der argen Verfolgung her, die die Protestanten während der österreichischen Herrschaft von den Priestern zu dulden hatten, da man den Lutheranern die Kirchen wegnahm und den katholischen Priestern übergab. Der König war weit davon entfernt, ihnen eine solche Barbarei zuzugestehen. Er antwortete ihnen, sie sollten sich lieber nach den Vorschriften der Heiligen Schrift richten, ihre Beleidiger segnen und für ihre Verfolger beten, um sich das Himmelreich zu erwerben. Die Bauern antworteten, er habe recht, und standen von ihrem grausamen Vorhaben ab.

Der Vortrab rückte vor bis Starkstadt, wo er vernahm, daß der Feind Trautenau verlassen habe und nach Jaromircz ziehe; darauf postierte er sich bei Skalitz. Die Armee schlug den Weg nach Friedland und Nachod ein, weil er für die Lebensmittel bequemer war. Hierauf kam sie aus den Gebirgen heraus und breitete sich an der Mettau aus, einem Bächlein mit steilen Ufern, das von Neustadt kommt und bei Pleß in die Elbe fällt.

Das Lager der Österreicher befand sich hinter der Elbe, zwischen Smirschitz und Jaromircz. Nadasdy, dessen Korps ungefähr 6000 Mann betrug, machte Miene, der preußischen Armee den Übergang über die Mettau zu wehren; allein Lehwaldt verjagte die Ungarn ohne Blutvergießen, ging über den Bach und lagerte sich eine Viertelmeile vom jenseitigen Ufer.

Am Tag darauf wurde der Vortrab um 11 Bataillone verstärkt und zog nach Kralova-Lhota, von wo sie der König, sich an ihre Spitze stellend, nach Königgrätz führte und das Terrain zwischen Ruseck zur Elbe zu und Diwetz an der Adler besetzte. Dieser Bach kommt aus dem Glatzer Gebirge und fällt bei Königgrätz in die Elbe. Die Armee, vom Prinzen Leopold befehligt, lagerte sich eine Viertelmeile hinter dem Vortrab. Diese Bewegungen nötigten den Prinzen von Lothringen, näher auf Königgrätz zu rücken.

Er postierte sich auf einer Anhöhe an der Mündung der Adler in die Elbe, den Preußen gegenüber. Sein rechter Flügel lehnte sich an einen Morast, sein linker bog sich nach Pardubitz zurück, und im Rücken hatte er einen Wald von zwei Meilen Ausdehnung bis Holitz hin. Er hatte mittels dreier Brücken über die Adler seine Verbindung mit Königgrätz hergestellt, wo er eine Abteilung von 800 Mann hatte; er ließ vor dem Städtchen auf einem Hügel eine Redoute errichten, um die Preußen abzuwehren. Seine Stellung war unangreifbar. Der König beschränkte sich darauf, Jaromircz und Smirschitz mit Infanterie zu versehen und die Elbe durch Dragoner- und Husaren-Detachements zur Sicherung und Bedeckung der Fourage zu behaupten. Wenn man so die beiden Armeen um Königgrätz aufgestellt sah, hätte man glauben sollen, es sei dies ein und dasselbe Korps, das die Stadt belagerte. Indessen standen der Vortrab und die Hauptarmee der Preußen so vorteilhaft, daß es dem Feind nicht möglich war, sie anzugreifen. Man hätte auf Königgrätz einen Überfall machen und allenfalls die Stadt einnehmen können; allein was wäre damit gewonnen gewesen? Die Stadt hatte weder Befestigungswerke noch Magazine, und man hätte sie früher oder später wieder aufgeben müssen; somit wäre das Blut unnützerweise vergossen worden.

Diejenigen, die über alles nur oberflächlich urteilen, glaubten, der König hätte in diesen glücklichen Verhältnissen den in Neiße entworfenen Kriegsplan ändern und seine Aussichten hätten sich mit dem Glück erweitern müssen. So verhielt es sich aber doch nicht. Die Schlacht bei Hohenfriedberg hatte Schlesien gerettet; der Feind war geschlagen, aber er war nicht vernichtet. Die Schlacht hatte nicht die böhmischen Berge geebnet, über die die Lebensmittel der Armee geführt werden mußten. Man hatte im Jahre 1744 die Vorratswagen eingebüßt, und die Nahrungsmittel konnten also nur von schlesischen Bauernwagen ins Lager gebracht werden. Seit dem Abzug des Markgrafen aus Oberschlesien hatten die Ungarn die Festung Kosel überrumpelt und streiften

nun bis in die Gegend von Schweidnitz und Breslau. Sie hielten sich im Rücken der Armee und schnitten die Zufuhren ab. Außerdem durfte sich der König höchstens zehn Meilen von Schweidnitz entfernen, von wo er nur alle fünf Tage Nahrungsmittel erhielt. Wenn er den Kriegsschauplatz hätte nach Sachsen verlegen wollen, so hätte er Schlesien den Österreichern preisgegeben. Diese wichtigen Erwägungen bewirkten, daß der König fest bei seinem Entschluß beharrte, die böhmischen Grenzgebiete auszuhungern, damit der Feind nicht da überwintern könnte.

Die Franzosen machten noch einige Versuche beim König von Polen und hielten ihm immer noch die Kaiserkrone, die er schon lange ausgeschlagen hatte, als Lockspeise vor. Preußen fand keine Unterhandlung gelegen – außer mit England, weil diese Macht allein imstande war, einen Frieden mit der Königin von Ungarn zu vermitteln. Der König von England war damals in Hannover und hatte Lord Harrington bei sich. Der jüngere Graf Podewils, der im Haag Minister war, erhielt Befehl, sich nach Hannover zu begeben, um den Boden zu sondieren und die Gesinnungen von Lord Harrington und des Hofes zu erforschen.

Was die Kriegsoperationen anbelangt, so wurde beschlossen, sich so lange als möglich in Böhmen zu behaupten, die besten Lagerplätze, die man finden könnte, zu wählen, die Truppen, die General Nassau nach Oberschlesien abführen sollte, um Kosel wieder zu nehmen, so wenig als möglich einer Gefahr auszusetzen, im übrigen aber bei jeder Gelegenheit die Bewegungen eines angreifenden Verfahrens zu machen, um dem Feind eine Überlegenheit zu zeigen und ihm die eigentliche Absicht, die dahin ging, nichts dem Zufall zu überlassen, zu verbergen. General Nassau zog am 25. Juni mit 12 000 Mann ab, zog durch Glatz und Reichenstein, warf sogleich die Ungarn auf Neustadt zurück, vertrieb sie von da mit Verlust ihrerseits, rückte dann auf Kosel und machte Anstalten zur Belagerung. Diese Festung war durch die Treulosigkeit eines Offiziers der Besatzung, der

zu den Feinden überlief, genommen worden. Der Verräter hatte den Feinden gesagt, daß der Graben nicht fertig war und man im Winkel einer Bastion, den er ihnen zeigte, durchwaten konnte. Er kam mit 2000 Panduren über den Graben, erstieg die Bastion und die Festung, in der Foris befehligte; es wurden einige Leute getötet, die übrigen 350 zu Gefangenen gemacht. Dies geschah zwei Tage, nachdem der Markgraf Oberschlesien geräumt hatte.

Während General Nassau nunmehr in Oberschlesien beschäftigt war, hatte der König die größte Sorge, um die Truppen mit Nahrung zu versehen. Zu diesem Zweck schickte er die schwere Kavallerie nach Opotschno, das eine halbe Meile links von beiden preußischen Armeekorps lag; alle Nächte beunruhigte diese Kavallerie den Prinzen von Lothringen, um seine Haltung zu erforschen, die sich oft ziemlich schlecht erwies, und um ihn in der Meinung zu bestärken, daß der König irgendeinen großen Kriegsplan vorhabe, den er unversehens auszuführen gedächte. Die Österreicher wurden vier Wochen hintereinander in dieser Unruhe gehalten. Der König hatte im linken Flügel ein Detachement zu Hohenbruck, und dieses machte die Feinde besorgt, da sie fürchteten, im Rücken angefallen zu werden. Wirklich konnten die Preußen auf Reichenau und Hohenmauth losrücken, und der Prinz von Lothringen hätte sich genötigt gesehen, Mähren zu decken, woher er seine Lebensmittel bezog. Seine Magazine waren staffelweise angebracht; das nächste war in Pardubitz, dahinter das in Chrudim und weiter in Mähren das in Deutsch-Brod. Wäre jener Marsch ausgerichtet worden, so hätte er die ganze Verpflegung der Österreicher in Verwirrung gebracht und hätte die Armee des Königs in die Lage versetzt, Getreide aus Glatz zu beziehen statt aus Schweidnitz, was ganz gleich war. Wenn der König es vorzog, seine Tätigkeit nach rechts zu richten, so konnte er unweit Smirschitz über die Elbe gehen und sich bei Chlum lagern, welcher Ort gut und sehr vorteilhaft war; dann hatte er hinter sich weite Ebenen, die

reichlich Futter lieferten, und von da machte er die Österreicher wegen Pardubitz besorgt und schnitt zugleich gewissermaßen die Sachsen von der Lausitz ab. Dieser letztere Plan erhielt den Vorzug; besonders der Sachsen wegen, da der König erfahren hatte, daß Graf Brühl auf die Kurmark etwas im Schild führe.

Um dem Feind seine Absicht besser zu verbergen, schickte der König Winterfeldt mit 3000 Mann, um bei Reichenau zu lagern, während die Armee sich gleichzeitig nach rechts bewegte, um unweit Jaromircz über die Elbe zu gehen, wo alle Abteilungen zusammenrückten. Die große Armee lehnte ihren rechten Flügel an ein Gehölz, wo man Verhaue anbrachte; der linke lehnte sich beim Dorf Nechanitz an die Elbe und hatte von einem Ende des Lagers bis zum anderen den Vorteil einer Höhe und eines Glacis zugleich. Du Moulin ging wieder über die Mettau mit 6 Bataillonen und 40 Schwadronen und stellte sich bei Skalitz, um die Verbindung der Zufuhren zwischen Jaromircz und Neustadt zu sichern, wo ein Bataillon als Besatzung lag.

Vielleicht wäre der erstere Plan, von dem oben die Rede war, besser gewesen als der, der ausgeführt wurde. Später erfuhr man, daß der Herzog von Weißenfels dem Prinzen von Lothringen nicht an die mährische Grenze nachgezogen wäre. Von Reichenau bis Glatz sind es nur fünf Meilen, während es von Chlum bis Schweidnitz zehn Meilen sind, was die Fortschaffung der Lebensmittel beschwerlich machte; allein die Menschen machen Fehler, und wer die wenigsten macht, siegt über die, die deren mehr begehen.

Die ganze Zeit, in der sich die Armee bei Chlum aufhielt, wurde von beiden Armeen nur mit Fouragieren und Vorschieben einzelner Scharen zugebracht, um einander daran zu hindern. Unter allen österreichischen Offizieren zeichnete sich nur Oberst Dessewffy im Kleinkrieg aus; er machte einige Gefangene, was Fouqué dadurch rächte, daß er einige Scharen aus Glatz der österreichischen Armee in den Rükken fallen ließ, die häufig Gefangene machten.

In Smirschitz stand ein vorgeschobener Posten, der eine neue Kriegslist anwandte, um die Ungarn einzuschüchtern, die häufig herankamen und auf eine Redoute und eine an der Elbbrücke stehende Schildwache schossen; es ist ein kleiner Spaß, woran sich der Leser von den vielen ernsten Gegenständen, die er vor Augen hat, erholen mag. Da mehrere Schildwachen von den Panduren verwundet wurden, so verabredeten die Kalcksteinschen Grenadiere, eine Puppe anzufertigen, sie als Grenadier einzukleiden und an den Ort der Schildwache hinzustellen. Sie bewegten die Puppe durch Stricke, so daß sie in einiger Entfernung für einen lebenden Mann gehalten werden konnte, und versteckten sich hinter benachbartes Gesträuch. Die Panduren kamen an und schossen, die Puppe fiel; sie waren sogleich da, um sich darüber herzumachen; in dem Augenblick kam lebhaftes Feuer aus dem Gesträuch; die Grenadiere fielen über sie her und nahmen alle ihre Verwundeten gefangen. Seitdem wurde der Posten nicht beunruhigt.

Doch kommen wir zu wichtigeren Dingen. Seit der Schlacht bei Hohenfriedberg hatte der Prinz von Lothringen bei seinem Hof fortwährend dringend um Verstärkung nachgesucht. Man schickte ihm jetzt acht Regimenter, die teils aus Bayern, teils von der Rheinarmee, teils von der Freyburger Besatzung, die man eben mit den Franzosen ausgewechselt hatte, kamen. Aber zur selben Zeit, als diese Verstärkung anlangte, verließ ihn der Herzog von Weißenfels, statt 24 000 Mann, die er hatte, nur 6000 Mann Sachsen zurücklassend. Der Grund dieses Rückzugs war dieser: Der König hatte in Erfahrung gebracht, daß der König von Polen mit den Bayern unterhandelte, um für Subsidien 6000 Mann von dessen Truppen in seinen Dienst zu nehmen. Diese Truppen hätten eine schlimme Diversion ins Brandenburgische unternehmen können. An gütlichen Vergleich mit Sachsen war nicht mehr zu denken; der einzige Weg, diesen Hof im Zaum zu halten, war, ihn einzuschüchtern. Zu diesem Zweck zog der Fürst von Anhalt seine Truppen bei Halle

zusammen; er wurde mit vier Infanterie- und drei Kavallerieregimentern verstärkt, die ihm Geßler aus Böhmen zuführte. Die Sachsen konnten glauben, der Fürst von Anhalt werde sie angreifen; sein Korps war stark genug, um sie zu unterwerfen. Gleichzeitig erschien ein Manifest, in dem ausgesprochen wurde, daß der König nach dem Beispiel der Königin von Ungarn, die die Verbündeten und Hilfstruppen des verstorbenen Kaisers – nämlich die Hessen, Pfälzer und Preußen – als Feinde behandelt hätte, sich auch für befugt halte, die Sachsen als Hilfsmacht der Königin von Ungarn als Feinde zu behandeln und sie alle die Leiden empfinden zu lassen, die sie den Staaten des Königs zugefügt oder zugedacht hatten. Der Fürst von Anhalt hatte schon den Arm erhoben; er wollte eben zuschlagen, als der hannoversche Vertrag den Hieb zurückhielt.

Man muß sich erinnern, daß die Franzosen keinen Artikel des Versailler Vertrages erfüllt hatten, daß sie den Preußen allen Beistand versagten, daß der Rückzug des Prinzen Conti den Kaiserthron dem erstbesten überließ; die Franzosen zerrissen also alle Bande, durch die sie mit den deutschen Fürsten verbunden waren. Zu diesen Gründen kommt noch ein stärkerer hinzu: die gänzliche Erschöpfung der Geldmittel. Diese Gründe bestimmten den König zu Friedensverhandlungen. Dem Vertrag von Hannover wurde der Breslauer Friede zugrunde gelegt, und König Georg versprach, dessen Verbürgung seitens aller europäischen Mächte im allgemeinen Frieden herbeizuschaffen. Der König versprach seinerseits, den Großherzog von Toskana als Kaiser anzuerkennen. Nach vielem Hinundherreden zwischen den hannoverschen Ministern und Lord Harrington unterzeichnete Georg den Vertrag am 22. September.

Es schien, als ob die Herstellung des Friedens im Reich sogleich auf den hannoverschen Vertrag folgen würde; allein es war nicht hinreichend, daß des Königs von England Leidenschaften beschwichtigt worden waren; es gab unversöhnlichere Feinde, die die wachsende Macht der Preußen

niederdrücken wollten. Brühl in Dresden und Bartenstein in Wien meinten, es sei jetzt die rechte Zeit, und sie wollten die Umstände nützen, die ihnen günstig schienen. Die Kaiserkrone erhöhte wieder den Stolz des Wiener Hofes, und die Begierde, die einem Feind abzunehmende Beute zu teilen, gab dem Dresdener Entschlossenheit.

Es ist vielleicht, um alles richtig aufzufassen, nötig zu berichten, auf welche Weise die kaiserliche Würde wieder an das neue Haus Österreich kam. Seit dem Füssener Frieden hatte sich Graf Ségur zum Neckar hingezogen, um sich mit Prinz Conti zu vereinigen. Batthyany folgte ihm und zog durch das Reich, um zum Korps des Herzogs von Aremberg zu stoßen, das in Weilburg stand. Frankreich hätte in diesem Augenblick alles aufbieten müssen, um diese Vereinigung zu verhindern; aber es tat nichts. Die angebliche Veranlassung zum Krieg war die Absicht gewesen, die Kaiserwürde nicht an das neue österreichische Haus gelangen zu lassen. Frankreich mußte daher seine Streitkräfte um Frankfurt zusammenziehen, um auf die Wahl entscheidend einzuwirken; Prinz Conti mußte angewiesen werden, den Herzog von Aremberg aus der Nähe dieser Stadt zu vertreiben und besonders seine Vereinigung mit Batthyany zu verhindern, weil diese den Österreichern ein Übergewicht über die Franzosen gab.

Ludwig XV. und Prinz Conti hatten in ihren Briefen oft dem König die Versicherung gegeben, daß sie selbst eine Schlacht wagen würden, um sich der Erwählung des Großherzogs zu widersetzen. Das waren schöne Worte; die Schlacht wurde nicht geliefert; Prinz Conti mußte sogar 15 000 Mann nach Flandern absenden. Graf Traun erhielt den Oberbefehl über die Reichsarmee. Er sandte Bernklau ab und ließ ihn bei Biebrich über den Rhein gehen. Prinz Conti erschrak hierüber, sprengte seine Brücke bei Aschaffenburg in die Luft, brach die bei Höchst ab und zog sich nach Gerau am Rhein zurück. Der Großherzog begab sich selbst zur Armee; Traun ging bei Flörsheim über den Main.

Bernklau schlug einige Freikompanien des Prinzen Conti bei Oppenheim; hierauf hielten sich die Franzosen nicht länger. Prinz Conti ging wieder über den Rhein bei Germersheim und Rheintürkheim; sein Gepäck fiel in die Hände der Feinde, die ihn auf dem Rückzug sehr beunruhigten. Er lagerte bei Worms hinter dem Osthofener Bach, zog sich von da nach Mutterstadt zurück und beendete so den für die französischen Waffen unrühmlichen Feldzug.

Der Rückzug Contis hatte die unmittelbare Folge, daß sich die Anhänglichkeit der Reichsfürsten an das österreichische Haus drastisch zeigte. Man erstaunt mit Recht, daß bei dem Hochmut und der Herrschsucht, womit dieses Haus über Deutschland regierte, sich noch so niedrige Sklaven fanden, die sich dem ihnen auferlegten Joch ruhig unterwarfen – und dennoch beseelte diese Gesinnung die Mehrzahl. Der König von England hatte das ganze Kurkollegium zu seiner Verfügung, er war Herr des Reichstages. Der Kurfürst von Mainz verdankte sein Glück dem Haus Österreich und war nur das Organ von dessen Willen.

Es ist ein alter Brauch, daß der Älteste im Kurkollegium die Kurfürsten zum Wahlreichstag einlädt. Nach Karls VII. Tod tat dies, seiner Pflicht gemäß, der Kurfürst von Mainz, und er ordnete die Eröffnung des Reichstages für den 1. Juni an. Freiherr von Erthal, dem diese Botschaft übertragen war, begab sich nach Prag und lud das Königreich Böhmen ebenso wie die anderen Kurfürsten ein, was der Entscheidung des letzten Wahltages, wonach die böhmische Stimme ruhen sollte, zuwiderlief.

Man hatte zu Anfang des Jahres 1745 sowohl in Wien als in Hannover gefürchtet, daß die Armee des Prinzen Conti die Anhänger des Großherzogs von Toskana in Frankfurt abhalten würde, ihm ihre Stimme zu geben, und hatte daher den Reichstag nach Erfurt berufen wollen; dies war ebensowohl dem Reichsgesetz als der Goldenen Bulle entgegen; die Feigheit der Franzosen ersparte aber der Königin von Ungarn die Gesetzesübertretung.

Der Reichstag versammelte sich also in Frankfurt am 1. Juni. Frankreich wollte den Großherzog ausgeschlossen wissen; aber da die Armee des Prinzen Conti, die diese Erklärung unterstützen sollte, verschwunden war, so war dies von seiten der Franzosen ein Eingeständnis ihrer Ohnmacht, wodurch die Verbündeten veranlaßt wurden, nicht weiter auf sie zu achten. Die Gesandten Brandenburgs und der Pfalz überreichten dem Reichstag eine Denkschrift, in der man die Prüfung dreier Punkte beantragte: 1. Sind die vom Kurfürsten von Mainz eingeladenen Gesandten zur Abgabe ihrer Stimmen berechtigt? 2. Befinden sich ihre Höfe im Zustand der nach der Goldenen Bulle erforderlichen Freiheit? 3. Haben nicht einige von ihnen durch Versprechungen oder Bestechung ihrer Freiheit entsagt?

Der erste Punkt bezog sich auf den Gesandten Böhmens, der nicht zugelassen werden durfte; der zweite auf den pfälzischen, dessen Sekretär von den Österreichern vor den Toren Frankfurts entführt worden war; und im dritten Fall befanden sich fast alle Kurfürsten.

Die beiden Gesandten protestierten schließlich gegen die Versammlung des Reichstages, der bis zur Abstellung obiger Beschwerden für unrechtmäßig gehalten werden müsse, und zogen sich zurück. Da ein falscher Schritt mehrere nach sich zieht, so legte jetzt die österreichische Kabale alle Schicklichkeit beiseite, und ohne den Einspruch zu beachten, wurde die Wahl für den 13. September festgesetzt. Die Gesandten Brandenburgs und der Pfalz begaben sich nach Hanau und erhoben ihre Einsprüche gegen diese unerlaubte und geteilte Versammlung, deren Beschlüsse und Taten als null und nichtig zu betrachten seien.

Der Großherzog wurde am 13. September zum großen Vergnügen des Königs von England und der Königin von Ungarn gewählt. Es kam nun darauf an, ob es dem König anstand, den neuen Kaiser einfach anzuerkennen oder mit ihm ganz und gar zu brechen und weder die Wahl noch den Gewählten für rechtmäßig zu achten. Der König hielt zwi-

schen diesen beiden Punkten die rechte Mitte. Er hüllte sich in tiefes Schweigen; und zwar erstens, weil er Frankreich nicht dazu bewegen konnte, alles umzustoßen, was in Frankfurt geschehen war, und weil zweitens eine unnötige Anerkennung des Kaisers so viel gewesen wäre wie die Aufopferung des Wertes, den man im Friedensschluß auf dieses gefällige Nachgeben legen konnte.

Die Königin von Ungarn erfreute sich bereits ruhig in Frankfurt des Schauspiels, eine Krone auf dem Haupt ihres Gemahls zu sehen, die ihm aufzusetzen soviel Mühe gekostet hatte. Sie ließ dem Kaiser die Vertretung des Reiches, behielt aber die Gewalt in ihren Händen; sie nahm es gar nicht übel, wenn bemerkt wurde, daß der Großherzog das Schattenbild dieser Würde, sie aber deren Seele sei. Sie zeigte während ihres Aufenthalts in Frankfurt zuviel Hochmut; sie behandelte die Fürsten wie ihre Untertanen; gegen den Prinzen Wilhelm von Hessen war sie mehr als unhöflich. Sie kündigte in ihren Reden öffentlich an, sie würde lieber ihren Rock als Schlesien verlieren; sie sagte vom König von Preußen, er besitze einige Fähigkeiten, die aber durch Wankelmut und Ungerechtigkeit verdunkelt würden.

Mittels geheimer Unterhändler hatte der König in Frankfurt einige Friedensvorschläge machen lassen, die aber alle verworfen wurden. Die Entschlossenheit der Kaiserin artete bisweilen in Eigensinn aus; sie war gleichsam trunken von der Kaiserwürde, die sie wieder an ihr Haus gebracht hatte. Nur mit schönen Aussichten beschäftigt, glaubte sie ihrer Größe etwas zu vergeben, wenn sie mit einem Fürsten, den sie der Empörung anklagte, als mit ihresgleichen unterhandelte. Zu diesem Motiv der Eitelkeit kamen noch ernstere Staatsrücksichten. Seit Ferdinand I. strebte das Haus Österreich danach, in Deutschland eine despotische Herrschaft auszuüben; nichts war dieser Absicht mehr zuwider, als daß die Macht eines Kurfürsten zunähme, daß ein König von Preußen, durch an sich gebrachtes Besitztum Kaiser Karls VI. gestärkt, die Freiheit des Deutschen Reiches zu

nachdrücklich gegen Österreich verfocht. Das waren die wahren Gründe, die den Wiener Hof abhielten, dem Vertrag von Hannover beizutreten.

Der König von Polen hatte andere Gründe. Sein Hauptaugenmerk war, die polnische Krone in seinem Haus zu erhalten, und um dies stärker zu sichern, hoffte er durch diesen Krieg Sachsen mit Polen über Schlesien in Verbindung zu bringen; er erstrebte das Glogauer Herzogtum oder womöglich noch mehr. Brühl, der glaubte, der König von Preußen sei in verzweifelter Lage, wollte keinen Ausgleich.

Die gut oder schlecht begründeten Hoffnungen dieser beiden Höfe bewirkten, daß der Vertrag von Hannover nicht ein Friedensschluß der drei kriegführenden Mächte wurde. Indessen hoffte der König von England doch, durch Beharrlichkeit die Kaiserin und den König von Polen für seine Ansichten zu gewinnen; die Versicherungen, die er deshalb dem König von Preußen gab, veranlaßten eine Einstellung des Feldzugs nach Sachsen. Es war unter diesen Umständen ohnehin nicht ratsam, die Angelegenheiten noch mehr, als sie es schon waren, zu verwickeln und einen neuen Krieg zu unternehmen. Diese Mäßigung im Verhalten des Königs konnte nur seine Feinde beschämen, die seine Schritte immer übel deuteten und ihm dadurch den Haß aller europäischen Fürsten zuzuziehen suchten.

Allein die gegen Sachsen ergriffenen Maßnahmen hinderten nicht eine kräftige Fortsetzung des Krieges gegen die Kaiserin-Königin. Derjenige irrt, der glaubt, einen Feind im Krieg durch Schonung anderen Sinnes zu machen – nur Siege bringen ihn zum Frieden; daher wurde General Nassau angewiesen, sich zu beeilen. Kosel leistete nur schwachen Widerstand. Er eröffnete die Laufgräben auf der unteren Oderseite; zufällig gerieten einige Häuser in Brand, und dadurch sah sich der Kommandant genötigt, sich am 6. September zu ergeben. Nassau machte 3000 Kroaten zu Gefangenen und verlor bei der Belagerung nur 45 Mann. Nach Wiederversorgung der Stadt ließ er 1200 Mann als Besatzung

zurück und marschierte mit seinem kleinen Heer auf Troppau. Von da aus brandschatzten seine streifenden Haufen einige Kreise Mährens; er hatte kleine Gefechte mit Ungarn, die alle zu seinem Vorteil und Ruhm ausfielen.

Doch wir müssen wieder nach Böhmen zurückkehren, wo wir die preußische Armee bei Chlum und die österreichische bei Königgrätz verlassen haben. Die Feinde versuchten zweimal die kleine Stadt Neustadt, wo Major Tauentzien befehligte, mit Gewalt zu nehmen, aber sie wurden jedesmal durch dessen Tapferkeit zurückgeworfen. Dieser Posten war sehr wichtig, weil er die Verbindung mit Schlesien sicherte. Der Prinz von Lothringen, der durch die erhaltene Verstärkung mehr gewonnen zu haben glaubte, als er durch den Abzug der Sachsen geschwächt worden war, ging über den Adlerbach und nahm sein Lager da, wo die Preußen vorher waren: zwischen Königgrätz und Kralova-Lhota. Die Preußen machten demgemäß ihre Bewegungen; sie brachten die Elbe vor ihre Front, ihren rechten Flügel nach Smirschitz und ihren linken nach Jaromircz. Du Moulin behielt seinen Posten in Skalitz, und General Lehwaldt besetzte die Höhe bei Pleß, an der Mündung der Mettau in die Elbe, so daß die Preußen beide Flüsse behaupteten.

Frankreichs Gesandter Valory hatte eine Wohnung in der Vorstadt von Jaromircz bezogen; man warnte ihn, es sei besser, sich in die Stadt zu begeben, aber er beachtete dies nicht. Ein österreichischer Freischarenführer namens Franquini, der mit dem Wirt des Marquis im Bunde war, versuchte ihn zu entführen; er schlich sich durch Scheunen und Gärten hinzu; allein aus Versehen nahm er den Sekretär statt des Gesandten mit. Dieser Schreiber namens Darget war vorsichtig genug, alle Briefe zu zerreißen; um seinen Herrn zu retten, gab er sich für Valory aus und erklärte Franquini die Wahrheit erst, als es nicht mehr möglich war, den Gesandten zu ergreifen.

Die preußische Armee war in ihrer Stellung unangreifbar. Gesetzt auch, der Prinz von Lothringen hätte mittels Brük-

Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen,
Gemahlin Kaiser Franz des I., Kupferstich von Kilian nach Meytens.

ken den Übergang über die Elbe bewerkstelligen wollen, so konnte der König ihm in den Rücken fallen und ihn von Königgrätz abschneiden. Franquini war der einzige, der hinsichtlich der Lebensmittel einige Besorgnis erregte; er hatte sich in einem Wald postiert, der im Volk das Königreich Silva hieß; dieses Gehölz steht in Verbindung mit den Straßen nach Braunau, Starkstadt und Trautenau. Von diesem Schlupfwinkel aus überfiel er die Transporte, die aus Schlesien kamen. Jeder Transport hatte eine kleine Schlacht zu liefern; man mußte oft Hilfe hinsenden. Dies ermüdete die Truppen, und man konnte ihnen nur mit dem Degen in der Faust Nahrung schaffen.

Die Kaiserin-Königin wurde indessen dieses zu keiner Entscheidung führenden Krieges überdrüssig. Vom König von England dringend ersucht, Frieden zu machen, wollte sie, bevor sie den Kampfplatz verließ, zumindest noch einmal das Glück versuchen und gab dem Prinzen von Lothringen den Befehl, anzugreifen und, wenn es mit Nutzen geschehen könnte, den Preußen eine Schlacht zu liefern. Um ihm in so einem wichtigen Unternehmen beizustehen, hatte sie ihm eine Art von Rat beigestellt, bestehend aus dem Herzog von Aremberg und dem Fürsten Lobkowitz. Sie sandte beide zur Armee, hoffte dadurch, für alles gesorgt zu haben und daß das Glück, das ihren Gemahl in Frankfurt gekrönt hatte, ihr auch in Böhmen Schlachten gewinnen werde.

Man erfuhr im Lager der Preußen bald, daß der Herzog von Aremberg und Fürst Lobkowitz zur Armee des Prinzen von Lothringen gestoßen waren, und erriet so ziemlich die Absichten der Kaiserin. Fürst Lobkowitz, ein Mann von heftigem und stürmischem Wesen, wollte fortwährend angreifen und zuschlagen. Er sandte täglich Husaren – oft ganz ungelegen – zum kleinen Krieg aus und ärgerte sich, wenn Nadasdy oder Franquini Verluste erlitten.

Der Prinz von Lothringen, der die Preußen aus drei Feldzügen kannte, hätte lieber einen Kleinkrieg geführt als den ihm aufgetragenen; er hätte sich gern darauf beschränkt, die

Lebensmittel zu erobern, den Feind bei langsamem Feuer zu vernichten und eine Menge kleiner Vorteile zu sammeln, die am Ende so viel betragen wie große Erfolge. Was den Herzog von Aremberg betrifft, so stimmte dieser altersschwache Mann gewöhnlich dem bei, der zuletzt seine Meinung gab.

Der König sah aus seinem Zelt, das auf einer Anhöhe stand, die feindlichen Generale alle Tage herankommen, um seine Stellung zu rekognoszieren. Man hätte sie für Astronomen halten können, denn sie beobachteten die Preußen mit großen Fernrohren. Dann berieten sie sich; aber sie vermochten nichts gegen ein Lager zu unternehmen, das zu vorteilhaft und zu stark war, um gestürmt zu werden.

Bald darauf versetzten die Feinde das Korps von General Lehwaldt in Unruhe; 1500 Panduren gingen bei Nacht über die Mettau und verschanzten sich auf einer Anhöhe nahe bei den Preußen; ein Schwarm leichter Truppen sollte ihnen folgen. Lehwaldt ließ ihnen dazu nicht Zeit; er marschierte auf sie mit zwei Bataillonen, jagte sie mit aufgepflanztem Bajonett aus ihrer Redoute, nahm ihnen 40 Mann Gefangene ab und ließ sie durch seine Husaren verfolgen. Die Mettau-Brücke brach während ihrer eiligen Flucht, und mehrere ertranken. Durch diese Tat Lehwaldts wurden die Österreicher gehindert, mit Franquini, der die preußischen Transporte nicht ins Lager gelangen lassen wollte, in Verbindung zu kommen.

Fürst Lobkowitz ließ sich durch das Mißlingen einiger Pläne nicht abschrecken; er machte immer neue und versuchte zum drittenmal, Neustadt zu überrumpeln. Die Stadt wurde am 7. September von 10 000 Mann berannt; der König erfuhr dies erst am 12. Er schickte sogleich Du Moulin und Winterfeldt der Stadt zu Hilfe. Winterfeldt schlug sich mit 300 Infanteristen vom Regiment Schwerin durch ein von 2000 Panduren verteidigtes Gehölz; die Ungarn verloren zwei Kanonen und wurden in eine Schlucht gejagt, die sich hinter ihrer Front befand. Beim Anrücken der Preußen

wurde die Belagerung von Neustadt aufgehoben. Tauentzien, eingeschlossen in einem unhaltbaren Nest, dessen Mauer an vielen Stellen geborsten war, hatte sich fünf Tage lang nach geöffneten Laufgräben gegen 10 000 Feinde gehalten, die ihn belagerten und ihm in den letzten zwei Tagen die Kanäle abgeschnitten hatten, durch die die Brunnen in der Stadt mit Wasser versehen wurden; die Mauern waren bereits durch zehn Geschütze zerschossen, und es war schon ein ansehnliches Stück davon eingestürzt. Wir haben Festungen gesehen, die von einem Vauban und einem Coehoorn erbaut waren und sich im Verhältnis nicht länger hielten. Es ist also nicht immer die Stärke der Werke, die die Festungen verteidigt, sondern vielmehr die Tapferkeit und Einsicht des befehligenden Offiziers. Neustadt war nicht mehr zu verteidigen, sobald das Wasser fehlte; aber durch Verlust dieses Postens ging die Sicherheit der Transporte mit verloren. Da indessen alle Fourage aus dieser Gegend aufgezehrt war, so war es angemessen, seine Stellung zu ändern, und man zerstörte die Mauern dieser Stadt.

Am 18. September ging die Armee bei Jaromircz über die Elbe und lagerte bei Chwalkowitz, ohne daß der Feind die geringste Bewegung machte, es zu hindern. Von diesem Punkt aus mußte General Polentz mit 1000 Mann Kavallerie und drei Bataillonen abgeschickt werden, um die Neumark und die Oder gegen ein Korps von 6000 Ulanen zu decken, die der König von Polen ausgehoben hatte und zu seinen anderen Truppen nach Sachsen ziehen wollte. Die übrigen gesonderten Korps stießen zur Armee, und Du Moulin deckte den linken Flügel.

An diesem Tag machte man in der österreichischen Armee ein Freudenfeuer, um die Wahl des Großherzogs zu feiern; der Name »kaiserliche Armee« erfreute deren Offiziere. Zwei Tage wurden unter Festlichkeiten zugebracht, und mit Wein wurde nicht gespart. Vielleicht wäre dies der rechte Zeitpunkt zum Angreifen gewesen; allein der König wollte nicht von seinem Kriegsplan abgehen; er beschloß daher,

sein Lager nach Staudenz zu verlegen. Die dahin führende Straße zieht sich durch ein von Gehölzen und Bergen des Silvawaldes begrenztes Tal. Franquini legte sich beim Dorf Liebenthal am Weg, wo die zweite Kolonne vorbei mußte, in einen Hinterhalt. Prinz Leopold, der diese anführte, schickte einige Bataillone ab, die das Gehölz durchstreiften, während Major Malachowski, an der Spitze einiger hundert Husaren die steilen Felsen hinanklimmend, der Infanterie beistand, jene Scharen aus dem Hinterhalt zu verjagen. Diese Tat – die schwerste Aufgabe für die Kavallerie – bedeckte Malachowski mit Ruhm, doch wurden ihm dabei 20 Mann getötet und 40 verwundet.

Die Armee kam erst spätabends auf den Lagerplatz bei Staudenz. Lehwaldt besetzte mit seinem Korps Starkstadt, und Du Moulin begab sich mit seiner Abteilung nach Trautenau, um die aus Schlesien kommenden Transporte zu decken. Auf diese Weise umfaßten die Preußen die ganze Kette der Berge an den Grenzen Schlesiens, von Trautenau bis Braunau. Diese Gegend wurde gänzlich ausfouragiert, und der Feind wäre nicht imstande gewesen, darin im Winter zu bestehen. Dies bildete also ein Hemmnis, wodurch Schlesien bis zum nächsten Frühling vor Streifereien gesichert wurde. Das Fouragieren war hier viel schwieriger als in der Ebene, weil der Boden, der das Lager umgab, durchschnitten und unwegsam war. Um nicht die Truppen zu großer Gefahr auszusetzen, mußte man Transporte von 3000 Reitern und 7000–8000 Mann Fußvolk haben, die die Fouragierer deckten; jedes Bund Stroh kostete Kämpfe; Morocz, Trenck, Nadasdy, Franquini waren alle Tage im Feld – kurz es war eine Schule des Kleinkrieges.

Von allen österreichischen Offizieren war Franquini derjenige, der am genauesten alle Wege von Böhmen nach Schlesien kannte. Er griff mit 4000 Panduren zwischen Schatzlar und Trautenau einen von 300 Infanteristen gedeckten Transport an, deren Anführer der Adjutant des Königs, der junge Möllendorff, war. Dieser hielt alle Angriffe des Feindes aus

und besetzte einen Friedhof, der das Defilee beherrschte, beschützte von da aus die Wagen und wehrte sich drei Stunden lang, bis Du Moulin zu seinem Beistand kam und ihn heraushieb. Die Feinde ließen 40 Tote auf dem Platz; der Transport erlitt nur einen unbedeutenden Verlust; es gelang Franquini bloß, etwa 30 Wagen auszuspannen und die Pferde mitzunehmen. Obgleich diese geringen Taten Kleinigkeiten sind, so machen sie doch der Nation und denen, die dabei mitwirkten, zu viel Ehre, als daß man der Vergessenheit übergeben dürfte, was einst ein Gegenstand des Nacheiferns werden könnte.

Alle Tage gab es neue Angriffe seitens des Feindes. Da die Einwohner auf seiner Seite waren, so erfuhr er, daß sich die Niederlage und die Bäckerei der Armee in Trautenau befanden, und dies genügte ihm, um die unglückliche Stadt an allen vier Ecken anzuzünden; in drei Stunden waren sämtliche Häuser in Asche verwandelt. Da man so vorsichtig gewesen war, die Mehltonnen in gut gewölbte Keller zu stellen, gingen nur einige Wagen mit Gepäck verloren, die die Flammen verzehrten. Diese unmenschliche Tat fiel auf ihre Urheber zurück, und die Kaiserin-Königin hatte, statt zu gewinnen, eine zerstörte Stadt mehr in Böhmen.

Diese Versuche waren nur Vorspiele dessen, was der Wiener Hof und seine Generale seit längerer Zeit auszuführen gedachten. Der Prinz von Lothringen sah, daß die Preußen sich anschickten, Böhmen zu verlassen; er zog ihnen nach und lagerte bei Königinhof, um sie aus der Nähe zu beobachten. Das Lager bei Staudenz war nicht streng nach den Regeln der Kriegskunst gewählt gewesen. Der König hatte durch Absendung mehrerer Detachements seine Armee geschwächt, und er hatte nicht genug Truppen bei sich, um den Raum, der besetzt werden mußte, zu füllen. Nassau war in Oberschlesien, Polentz in der Neumark, Du Moulin in Trautenau; er war, da Franquini auf Schatzlar Anschläge machte, genötigt, sich dorthin zu begeben, und wurde in Trautenau von Lehwaldt abgelöst. Nach Abgang aller dieser

Abteilungen blieben in der Armee, die der König befehligte, nur 18 000 Mann, die nicht reichten, den ganzen Raum einzunehmen, den die Natur nun einmal für eine zahlreichere Armee eingerichtet hatte. Dieses Lager beherrschte an verschiedenen Punkten die benachbarten Anhöhen, aber der rechte Flügel wurde ganz und gar von einem kleinen Berg beherrscht, der aus Mangel an Mannschaft nicht besetzt werden konnte; indessen hätte man auf diese Höhen Gardekavallerie und Husarenhaufen gestellt, um sie im Notfall zu besetzen. Die Kavallerie konnte sich jedoch der Gehölze, Hohlwege und Schluchten wegen nirgends über eine halbe Meile weit auf Entdeckung begeben; dagegen schickte der Feind alltäglich Streifscharen von 400–500 Mann aus, die um das preußische Lager herumstrichen; sie zogen hin und her längs des Silvawaldes, nach Marschendorf zu, wo Franquini sein kleines Lager hatte. Die österreichische Armee war nur um einen Marsch von der preußischen entfernt, was den König befürchten ließ, der Prinz von Lothringen könnte die Absicht haben, Trautenau vor ihm zu erreichen. Um dem Feind, der dadurch sein Korps von Schlesien abgeschnitten hätte, zuvorzukommen, beschloß der König, sich am folgenden Tag in Bewegung zu setzen. Um jedoch zuvor von den Bewegungen der Österreicher bessere Kenntnis zu haben, ließ er sogleich eine Abteilung von 2000 Mann zu Roß unter General Katzler abziehen, der beauftragt wurde, die Wege nach Arnau und Königinhof zu beobachten und Gefangene und Bauern aufzutreiben, um von dem, was im Lager des Prinzen von Lothringen vorging, Kunde zu haben.

Katzler rückte mit seiner Schar aus und befand sich, ohne es zu ahnen, zwischen zwei Kolonnen Österreichern, die sich in die Wälder geschlichen hatten, so daß er ihren Marsch nicht wahrnahm. Vor sich erblickte er eine große Menge leichter Truppen und ein Korps Kavallerie, das dem seinigen weit überlegen war. Hierauf wich er sogleich in bester Ordnung zurück und gab dem König Bericht von dem, was er

gesehen hatte; allein er hatte nicht viel gesehen. Die Truppen erhielten Befehl, am nächsten Morgen um 10 Uhr abzumarschieren.

Am 30. September frühmorgens um 4 Uhr, als der König die diensthabenden Generale bei sich hatte, um ihnen die Marschordnung vorzuschreiben, trat ein Offizier herein und sagte, daß die Vorposten der rechten Seite des Lagers eine lange Linie Kavallerie erblickten, und soviel man aus der Ausdehnung des Staubes schließen könne, müsse dies die ganze feindliche Armee sein; einige Offiziere berichteten gleich darauf, daß mehrere österreichische Korps sich der rechten Seite des Lagers gegenüber zu entwickeln anfingen. Auf diese Nachricht erhielten die Truppen sogleich Befehl, die Waffen zu ergreifen, und der König begab sich zu den Vorposten, um den Stand der Dinge mit eigenen Augen zu sehen und seinen Entschluß zu fassen.

Um sich einen richtigen Begriff von der Schlacht bei Soor zu machen, muß man sich genau das Terrain vorstellen, auf dem sie stattfand. In der Stellung, die die Armee während der Schlacht einnahm, lehnte sich der rechte Flügel an ein kleines Gehölz, das ein Grenadierbataillon bewachte, und das Dorf Burkersdorf befand sich an der rechten Seite, wenn man von Prausnitz auf Trautenau zugeht; es war nicht besetzt, weil es im Tal liegt und die Häuser verstreut stehen. Dieses Tal erstreckte sich von der Front bis ans Ende des rechten Flügels und schied das Lager von einer ziemlichen Anhöhe, die sich von dem Burkersdorfer Weg bis nach Prausnitz erstreckte und auf die man die Husaren und die Feldwachen gestellt hatte. Die Front der Armee war durch das Dorf Staudenz bedeckt, jenseits dessen sich Berge und Gehölz befanden, zum Königreich Silva gehörig. Der linke Flügel der kleinen Armee lehnte sich an einen ungangbaren Graben. Zwei Wege führten aus dem Lager nach Trautenau; einer, rechts vom Lager, wobei man Burkersdorf links ließ, ging durch einen kleinen Hohlweg und führte dann über eine glatte Ebene nach Trautenau; der andere ging an der

linken Seite durch ein Tal voll Schluchten, dann durch Rudersdorf, und führte mehr auf Fußsteigen als auf breitem Weg nach Trautenau.
Als der König bei seinen Vorposten ankam, sah er, wie die Österreicher anfingen, sich aufzustellen, und hielt es für gewagter, sich vor einer ihm so nahen Armee durch Bergpässe zurückzuziehen, als sie, ungeachtet seiner der Zahl nach bedeutend geringeren Streitkräfte, anzugreifen. Der Prinz von Lothringen hatte gewiß darauf gerechnet, daß der König sich zurückziehen würde, und demgemäß hatte er seine Dispositionen getroffen; er wollte mit dem Nachtrab das Gefecht beginnen, und dabei hätte er sicherlich gesiegt. Aber der König entschloß sich ohne Schwanken zum Angriff, weil es ruhmvoller war, sein Leben im tapferen Kampf zu verlieren, als auf einem Rückzug, der gewiß in schmähliche Flucht ausgeartet wäre, umzukommen.
Wie gefahrvoll es auch sei, in Gegenwart eines schon in Schlachtordnung stehenden Feindes seine Bewegungen zu machen, so kümmerten sich doch die Preußen wenig um die Regeln und machten eine Viertelschwenkung rechts, um dem Feind eine parallele Front entgegenzustellen. Diese mißliche Bewegung geschah mit unheimlicher Ordnung und Geschwindigkeit; aber die Preußen stellten sich nur in einem Treffen den Österreichern gegenüber, die drei Linien hoch standen; dazu geschah die Entwicklung unter dem Feuer aus 28 Kanonen, die die Feinde in zwei Batterien gestellt hatten, und einer großen Zahl Granaten, die sie zwischen die Reiterei warfen. Das alles brachte die Preußen nicht außer Fassung; kein Soldat schien sich zu fürchten, keiner verließ die Reihen. Wie sehr man aber auch eilte, sich zu formieren, so war der rechte Flügel doch eine halbe Stunde lang dem schweren Geschütz des Feindes ausgesetzt, ehe der linke gänzlich aus dem Lager herausgetreten war.
Hierauf erhielt Feldmarschall Buddenbrock Befehl, mit der Reiterei anzugreifen, und das tat er ohne Zögern. Die Österreicher hatten ihr Gelände schlecht gewählt. Die Kavallerie

hatte eine Art von Abgrund hinter sich; sie stand drei Linien hoch, denen jedoch dieses Terrain nicht die gehörigen Abstände zu geben gestattete; dieser betrug zwischen jeder kaum 20 Schritt. Sie schossen wie immer aus Karabinern, aber sie hatten nicht Zeit, den Degen in die Faust zu nehmen, da sie teils in den hinter ihnen befindlichen Abgrund gedrängt und teils auf ihre eigene Infanterie geworfen wurden. Das konnte nicht anders kommen; denn sobald die erste Linie zurückgeworfen war, mußte sie auf die zweite und diese auf die dritte stoßen, und es fehlte an Raum, wo diese Korps, die 50 Schwadronen ausmachten, sich wieder hätten formieren können.

Die erste Infanteriebrigade des rechten preußischen Flügels, durch diesen Erfolg ermuntert, griff die oben erwähnten österreichischen Batterien zu voreilig an; allein 28 Kanonen, mit Kartätschen geladen, lichteten in einem Augenblick die Reihen der Angreifer und brachten diese zum Weichen. Fünf Bataillone, die die Reserve bildeten, kamen noch zur rechten Zeit an; die Zurückgeworfenen ordneten sich wieder hinter diesen, und mit gemeinsamer Anstrengung nahmen diese zehn Bataillone die Batterie. Generalleutnant Bonin und Oberst Geist taten sich hierbei besonders hervor.

Jetzt sah man eine starke feindliche Kolonne, die rechts von ihnen kam und sich von den Anhöhen herabbewegte, um Burkersdorf zu besetzen; der König eilte ihnen zuvor, indem er ein Kalcksteinsches Bataillon im Dorf aufstellte. Die zu weit nach der linken Seite hin stehenden Häuser wurden in Brand gesteckt, um das Bataillon dadurch zu decken, während die Infanterie des linken Flügels sich hinten ordnete. Das Bataillon schoß pelotonweise auf den Feind – wie auf dem Exerzierplatz –, und die Kolonne ergriff die Flucht.

Nunmehr war die Reiterei des rechten Flügels der Preußen an ihrer Stelle unnütz. Der Abgrund, in den sie die Österreicher geworfen hatten, ging vom Trautenauer Weg, sich immer mehr verengend, bis an das Zentrum der Preußen, und zwar auf das Dorf Soor zu, das vor ihnen lag. Es blieben

daher nur die Buddenbrock-Kürassiere und einige Husaren da, um die Infanterie des zweiten Treffens zu verfolgen; aber die Regimenter Gensdarmes, Prinz von Preußen, Rothenburg und Kyau, zusammen 20 Schwadronen, wurden zum linken Flügel beordert, um diesen zu verstärken, während die Infanterie des rechten Flügels die feindliche in die Flanke nehmen und sie kämpfend vor sich hintreiben sollte, so daß sie auf den rechten Flügel der Kaiserlichen weichen müßte. Die im Zentrum des Treffens befindliche Garde griff jetzt unter Führung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig eine Anhöhe an, die die Feinde noch inne hatten. Sie war steil und waldig – aber dennoch wurde sie erobert. Dabei ergab der Zufall, daß Prinz Ludwig von Braunschweig sie gegen seinen Bruder verteidigte. Prinz Ferdinand zeichnete sich bei dieser Gelegenheit sehr aus.

Das Schlachtfeld war überall abwechselnd bald Anhöhe, bald Tiefe; dies brachte jeden Augenblick neue Kämpfe hervor, denn die Österreicher ordneten sich immer wieder auf den Anhöhen. Zu wiederholten Malen zurückgeworfen, gerieten sie jedoch in allgemeine Verwirrung, zogen sich zurück und ergriffen bald die Flucht. Das ganze Land war bedeckt von Soldaten, die ihre Reihen verlassen hatten; Fußvolk und Reiterei – alles war durcheinander.

Während die siegende preußische Armee in starkem Schritt die Besiegten verfolgte, umzingelten die auf dem linken Flügel stehenden Bornstedt-Kürassiere das Regiment Damnitz und ein Bataillon vom Regiment Kolowrat, nahmen 10 Fahnen und machten 1700 Gefangene. Die übrige Reiterei des linken Flügels konnte die österreichische nicht erreichen, da diese dem Kampf auswich und sich in ziemlich guter Ordnung in den Silvawald zurückzog. Beim Dorf Soor stellte der König die Verfolgung ein; dieses Dorf gibt der Schlacht ihren Namen. Dahinter liegt der mehrerwähnte Silva; dahinein durfte man dem Feind nicht nachsetzen, man hätte sich leicht und ohne Not in die Gefahr gebracht, alle erlangten Vorteile wieder einzubüßen. Es genügte, daß ein Korps von

18 000 Mann ein über 40 000 Mann starkes überwunden hatte. Außerdem war selbst, wenn man sich weiter gewagt hätte, nichts zu gewinnen.
Die Sieger verloren den Prinzen Albert von Braunschweig, den General Blankensee, die Obersten Buntsch, Bredow, Blanckenburg, Dohna, Ledebur; die Oberstleutnants der Garde Lange und Wedell und 1000 Soldaten – berühmte Opfer, die für das Wohl des Vaterlandes ihr Leben ließen. An Verwundeten zählte man 2000.

Die Besiegten verloren 22 Kanonen, 10 Fahnen, 2 Standarten und an Gefangenen 30 Offiziere und 2000 Gemeine. Prinz Leopold zeichnete sich in dieser Schlacht aus; besonders aber Feldmarschall Buddenbrock und General Goltz, die mit 12 Schwadronen deren 50 schlugen.
Wenn diese Schlacht weniger entscheidend war als die bei Hohenfriedberg, so lag das am Gelände, auf dem sie geliefert wurde. Ein in der Ebene fliehender Feind erleidet beträchtliche Verluste; wer aber in einem gebirgigen Land unterliegt, hat vor Reiterei, die ihn verfolgen kann, nichts zu fürchten; und wenn sich auch nur wenige wieder auf dem Kamm der Berge sammeln, so ist ihre Anzahl immer hinreichend, um die Verfolgung durch den Sieger zu hemmen.

Der Plan zur Schlacht – er sei vom Prinzen von Lothringen oder, wie andere wollen, von Franquini gemacht worden – war schön und richtig erdacht. Die Posten, die die Preußen hatten, waren ohne Zweifel schlecht, und sie verdienen den Vorwurf, nur ihre Front berücksichtigt, aber den rechten Flügel vernachlässigt zu haben, der in einer Tiefe stand, die von einem kaum 1000 Schritt entfernten Hügel beherrscht wurde. Aber verstanden auch die Österreicher das Ersinnen, so hatten sie doch nicht das Talent, ihn auszuführen; sie machten folgende Fehler: Der Prinz von Lothringen hätte seine Reiterei des linken Flügels vor die Trautenauer Straße, im Rücken des preußischen Lagers, stellen müssen; durch Versperrung jener Straße hätte die Armee des Königs keinen Raum gehabt, sich zu formieren, auch ihren rechten Flügel an nichts anlehnen können. Zudem konnte der Prinz von Lothringen sogleich bei seiner Ankunft auf dem Walplatz seine Reiterei losbrechen und mit verhängtem Zügel ins preußische Lager eindringen lassen. Der Soldat hätte nicht Zeit gehabt, die Waffen zu ergreifen, in die Reihe zu treten und sich zu verteidigen. Dann wäre der Sieg gewiß gewesen. Es heißt, der Herzog von Aremberg habe sich mit seiner Kolonne in der Nacht verirrt und sie gerade verkehrt mit dem Rücken zum Lager des Königs gestellt; das sieht dem Herzog von Aremberg sehr ähnlich, und dadurch soll auch der Prinz von Lothringen, der lange zu tun hatte, um diese Unordnung auszubügeln, viel Zeit verloren haben. Als aber die Preußen anfingen, sich auf dem Schlachtfeld zu zeigen, wer hinderte da den Prinzen von Lothringen, sie sogleich mit seiner Kavallerie angreifen zu lassen? Sein linker Flügel wäre von einer Höhe herab auf Truppen eingedrungen, die teils sich erst stellten, teils noch aus dem Lager zogen.

Der König soll übrigens ebenso wie sein Gegner Fehler gemacht haben. Man warf ihm vor, sich durch die Wahl eines schlechten Postens in die Notwendigkeit zu kämpfen versetzt zu haben, da doch ein geschickter General sich nur dann, wenn er es für zweckmäßig findet, in eine Schlacht

einlassen darf. Wenigstens hätte der König vom Marsch der Österreicher Kenntnis haben müssen. Er wandte gegen diese Beschuldigung ein, daß er sich, da der Feind ihm an leichten Truppen weit überlegen war, mit den 500 Husaren, die ihm nach Absendung so vieler Abteilungen noch übrigblieben, nicht zu weit hinauswagen durfte. Aber, versetzte man hingegen, es war nicht recht, so viele Abteilungen abzusenden und sich einer überlegenen Macht gegenüber so sehr zu schwächen. Hierauf dient zur Antwort, daß die Korps von Geßler und Polentz, das zum Fürsten von Anhalt stoßen sollte, ungefähr so stark war wie die vom Feind abgegangenen Sachsen; daß Nassau notwendigerweise ausgesandt werden mußte, um aus Schlesien Lebensmittel zu beziehen, die gänzlich gefehlt haben würden, wenn nicht die jenes Land durchschwärmenden Ungarn vertrieben worden wären. Die Korps von Du Moulin und Lehwaldt in die Bergpässe abzusenden, war unerläßlich, da man diese bewachen mußte, wenn man nicht vom Feind ausgehungert werden wollte. Man hatte nur so viele Pferde, als nötig waren, um mit jedem Transport Mehl für fünf Tage herbeizuschaffen. Wenn eine Zufuhr ausgeblieben wäre, hätte die Armee kein Brot und keine Nahrung gehabt.

Man behauptet auch, der König hätte sich lieber nach Schlesien zurückziehen müssen, anstatt in Böhmen eine Schlacht zu wagen; allein der König war der Ansicht, eine in Böhmen verlorene Schlacht wäre von geringeren Folgen gewesen als eine solche in Schlesien; außerdem hätte ein übereilter Rückzug jedenfalls den Krieg nach Schlesien hineingezogen. Hierzu kommt noch, daß die Preußen in Böhmen die Lebensmittel des Feindes aufzehrten, wogegen man in Schlesien die eigenen aufgezehrt hätte. Doch wir überlassen es dem Leser, diese Gründe gegeneinander abzuwägen und danach zu urteilen.

Den Sieg hatte man in dieser Schlacht nur der Beengtheit des Raumes, in dem der Prinz von Lothringen den König angriff, zuzuschreiben; diese raubte dem Feind den Vorteil

der überlegenen Zahl; die Preußen konnten ihm eine ebenso breite Front entgegenstellen. Die Menge der Soldaten nützte dem Prinzen von Lothringen nichts, weil seine drei Treffen, fast ohne Zwischenraum aneinandergedrängt, nicht Spielraum zum Kämpfen fanden und bei der ersten Unordnung dem Übel nicht mehr zu steuern war. Zum Glück für die Preußen machte die Tapferkeit der Truppen die Fehler ihrer Anführer wett und strafte die Feinde für die ihren.

Während beide Heere sich schlugen, plünderten die kaiserlichen Husaren das preußische Lager, da der linke Flügel und das Zentrum nicht Zeit gehabt hatten, die Zelte abzubrechen. Nadasdy und Trenck nützten diesen Vorteil. Der König und viele Offiziere verloren dadurch ihre Sachen; die Schreiber des Königs wurden sogar gefangengenommen, hatten aber Geistesgegenwart genug, alle ihre Papiere zu zerreißen. Wie kann man indessen an unbedeutende Dinge denken, wenn der Geist mit den wichtigsten Gegenständen, vor denen alle anderen zurücktreten müssen – dem Ruhm und dem Heil des Vaterlandes –, beschäftigt ist? Lehwaldt, den das Schlachtgetöse herbeirief, kam noch zur rechten Zeit, um die Sachen des rechten Flügels zu retten und den abscheulichen Grausamkeiten ein Ziel zu setzen, die die zügellosen und ungeregelten ungarischen Truppen an Kranken und Frauen, die im Lager geblieben waren, verübten. Solche Taten empören das menschliche Gefühl und bedekken diejenigen, die sie begehen und die sie unterstützen, mit Schande. Man muß es dem preußischen Soldaten zum Lob nachsagen, daß er tapfer ist, ohne grausam zu sein, und daß man ihn oft Beweise von Seelengröße geben sieht, wie man sie von Leuten aus niederem Stand nicht erwarten muß.

Es dürfte der Nachwelt auffallend erscheinen, daß eine Armee, die in zwei geordneten Schlachten gesiegt hatte, sich dennoch vor der besiegten zurückzieht und die errungenen Vorteile nicht weiter nützt. Allein die Berge, die Böhmen umschließen, die Pässe zwischen Böhmen und Schlesien, die Schwierigkeit, die Truppen zu ernähren, die Übermacht des

Feindes an leichten Truppen und endlich auch die geringere Zahl des Heeres lösen dieses Rätsel. Gesetzt, der König hätte in Böhmen sein Winterquartier nehmen wollen, so zeigten sich ihm folgende Schwierigkeiten: Das ganze Land war völlig ausfouragiert; man findet in dieser Gegend wenige und nur kleine, meist mit schlechten Mauern umgebene Städte; um der Sicherheit willen hätte man die Soldaten zusammendrängen müssen, und dies hätte leicht die Armee durch ansteckende Krankheiten aufgerieben; man hatte kaum Wagen für Getreide – wo sollte man noch welche hernehmen, um Futter für die Pferde herbeizuschaffen? Aber dadurch, daß der König Böhmen verließ, konnte er frische Pferde und Mannschaft ausheben, die Truppen kleiden, ihnen reichliche Nahrung geben und Ruhe verschaffen, um sie im Notfall im nächsten Frühling wieder gebrauchen zu können. Außerdem war es wahrscheinlich, daß die Kaiserin-Königin nach der Schlacht bei Soor sich geneigter finden würde, dem Vertrage von Hannover beizutreten.

Nachdem der König ehrenhalber fünf Tage auf dem Schlachtfeld bei Soor geblieben war, führte er seine Truppen nach Trautenau. Der Prinz von Lothringen war noch in Ertina, um bei Annäherung der Preußen nach Königgrätz umzukehren. Im Lager erfuhr man noch, daß Nassau am Tag der Schlacht bei Soor ein ungarisches Korps bei Leobschütz geschlagen und 170 Gefangene gemacht hatte. Auch Fouqué hatte Mittel gefunden, zwischen Grulich und Habelschwerdt 400 Husaren gefangenzunehmen, die nach Glatz abgeführt wurden. Warnery, der mit 300 Mann Kavallerie in Landshut stand, hatte vernommen, daß ein neues ungarisches Regiment Leopold Palffy nach Böhmisch-Friedland gezogen war; er umging und überfiel es und brachte 8 Offiziere und 140 Gemeine als Gefangene zurück. Wie aber ins Glück sich oft auch Unglück mischt, so war Major Chasot aus Du Moulins Korps nicht so glücklich in seiner Unternehmung auf Marschendorf; er wurde vom Feind angegriffen und geschlagen und verlor 80 Mann.

Sobald die Armee die Lebensmittel in der Umgebung von Trautenau verzehrt hatte, schickte sie sich an, über Schatzlar nach Schlesien zurückzukehren. Dieser Weg hat die mißlichsten von allen böhmischen Bergschluchten und Defileen; man mag vor- oder zurückgehen, so hat man alle mögliche Vorsicht anzuwenden, um die Truppen mit Sicherheit zu führen. Der kleine Trautenbach floß in Parallellinie hinter dem Lager des Königs; Felsen und Wälder bildeten das jenseitige Ufer. Am 14. Oktober zog das Gepäck unter guter Bedeckung voran, um den Marsch zu erleichtern. Am 15. stellte man fünf Bataillone auf die Berge, um den Rückzug der Armee zu beschützen und als Nachtrab zu dienen. Am 16. verließ die Armee das Lager und marschierte in zwei Kolonnen. Prinz Leopold, der die zur Linken über Trautenbach führte, gelangte nach Schlesien, ohne einen Feind gesehen zu haben. Die Kolonne rechts, die der König anführte, ließ die Kavallerie voranziehen; die Infanterie ging über den Bach, ehe Franquini, Nadasdy, Morocz u. a. vom Abzug der Preußen Nachricht hatten. Nunmehr eilten sie mit 7000 bis 8000 Mann herbei. Obgleich alle Höhen mit Infanterie besetzt waren, so nötigte doch der Fortgang des Marsches den Nachtrab, jene zu verlassen; die Panduren benützten dann die verlassenen Höhen, um von da auf den Nachtrab zu schießen. Dieses Schießen dauerte von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Sie töteten einen Hauptmann und 30 Mann und verwundeten gegen 80. Das ganze Du Moulinsche Korps war gebraucht worden, um das letzte Defilee, das durch ein Tal nach Schatzlar führt, zu decken. Dieses Korps hielt den Feind auf und verursachte ihm durch einen Angriff mittels der Kavallerie, wozu die kleine Ebene bei Schatzlar Raum gewährte, einen Verlust von 300 Mann. Der Feind wurde verstreut, und Du Moulin zog nach rechts, ging durch die Rehhornberge und kam ins Lager von der Straße her, die ihm der König vorgezeichnet hatte.

In Schatzlar blieb die Armee bis zum 19., an dem sie ihr Lager in Liebau, auf schlesischem Boden, nahm. Das Du

Moulinsche Korps erhielt die Bestimmung, einen Kordon die Grenzen entlang zu bilden. Die übrige Armee bezog Quartier zwischen Rohnstock und Schweidnitz. Sie konnte in sechs Stunden versammelt werden und war doch gemächlich untergebracht in der Menge von Städten und Dörfern dieser blühenden Gegend. Hier wartete der König die Trennung der österreichischen Armee ab, ehe er Winterquartier bezog. Nassau, der in Oberschlesien überwintern wollte, überfiel ein Korps Ungarn bei Hultschin und vertrieb den Feldmarschall Esterhazy von Oderberg. Die zu diesem Korps gehörigen Wartenberg-Husaren zeichneten sich ebenfalls aus. Sie schlugen das Regiment Sachsen-Gotha und nahmen ihnen eine Standarte und 111 Gefangene ab. Hierauf marschierte Nassau auf Poruba, und die Ungarn entflohen nach Teschen und von da auf Jablunka zu. Fouqué, der in Glatz nicht unnütz sein wollte, ließ 200 Husaren, die sich unvorsichtigerweise in Nachod eingeschlossen hatten, aufheben. Dieser geschickte Offizier zeigte während des ganzen Krieges Talent und Scharfblick. Wir führen nur an, daß seine Garnison in diesem Feldzug auf 40 Streifzügen den Feinden mehr als 800 Mann abnahm.

Am 24. Oktober erfuhr der König, daß der Prinz von Lothringen seine Armee in drei Korps geteilt hatte, und meinte, dies geschehe in der Absicht, sie dann weiter zu verteilen, weil die Jahreszeit nicht mehr Kriegsbewegungen zuließ. Daher überließ der König den Oberbefehl seiner Truppen dem Prinzen Leopold mit der Anweisung, sie nicht vor erhaltenem Befehl weiter auseinander zu verlegen. Der König reiste nach Berlin, wo seine Gegenwart nötig war; teils, um die Verhandlungen, die schlaff zu werden anfingen, wiederzubeleben, teils, um die Mittel zum nächsten Feldzug herbeizuschaffen, falls im Winter noch nicht Friede geschlossen werden könnte.

Die Revolution in Schottland zwingt den König von England, Hannover zu verlassen, und verzögert die Friedensverhandlungen Entdeckung eines Anschlags der Österreicher und Sachsen auf das Brandenburgische Widersprüche im Ministerrat · Feldzugsplan Der Fürst von Anhalt formiert seine Armee bei Halle Der König reist nach Schlesien · Lausitzer Feldzug Der Fürst von Anhalt zieht nach Meißen Schlacht bei Kesselsdorf · Einnahme Dresdens Friedensverhandlungen und Friedensschluß

Wenn im Jahre 1745 die Unterhandlungen der Preußen ebenso glücklich gewesen wären wie ihre Waffen, so hätten sie sich und ihren Feinden unnützes Blutvergießen ersparen können, und es wäre früher zum Frieden gekommen, aber mehrere unerwartete Ereignisse vereitelten die guten Absichten des Königs.

Kaum hatte der König von England – fast wider Willen – den Vertrag von Hannover unterzeichnet, als in Schottland eine Revolution ausbrach, die ihn nötigte, viel früher, als er gewollt hatte, nach London zurückzukehren. Ein junger Mann – der Sohn des Prätendenten – kam heimlich in Begleitung einiger Getreuer nach Schottland; er hielt sich dort auf einer Insel an der nördlichen Küste versteckt, um seinen Anhängern Zeit zu lassen, ihre Bauern zu sammeln und zu bewaffnen, die Bergschotten aufzuwiegeln und eine Miliz zu bilden, die wie eine Armee aussah. Mittels dieser Diversion bewaffnete Frankreich Engländer gegen Engländer, und ein in Schottland ohne Truppen und Beistand gelandetes Kind nötigte König Georg, seine Engländer, die Flandern beschützten, zurückzurufen, um seinen schwankenden Thron zu halten. Frankreich hatte diesen Plan sehr klug angelegt

und verdankte dieser Diversion alle späteren Eroberungen in Flandern und in Brabant.

Anfangs verachteten der König von England und seine Minister den jungen Karl Eduard Stuart mit seiner schwachen Partei und die aufkommende Empörung. In London nannte man dies den Einfall eines jakobitischen Priesters (des Kardinals Tencin) und den Ausflug eines jungen Springinsfeld. Aber dieser junge Springinsfeld schlug und vertrieb den General Cope, den die Regierung mit allen in der Eile zusammengebrachten Truppen gegen ihn ausgeschickt hatte. Dieser Schlag öffnete dem König die Augen und zeigte ihm, daß in einer aristokratischen Verfassung ein Funke eine große Feuersbrunst hervorbringen könne. Die schottischen Angelegenheiten nahmen die ganze Aufmerksamkeit seines Staatsrats in Anspruch; die Unterhandlungen in auswärtigen Angelegenheiten blieben liegen; die Verbündeten Englands, die glaubten, es sei in größter Verlegenheit, verloren vor diesem ihre Achtung. Verdrießlich war jetzt, daß der Vertrag von Hannover bekannt zu werden begann; Österreicher und Sachsen hatten ihn veröffentlicht, und dies konnte auf Frankreich übel einwirken, den noch einzigen Bundesgenossen Preußens. Die Diversion des jungen Eduard in Schottland wurde auf diese Weise auch für die Königin von Ungarn günstig, da sie diese in die Lage versetzte, gegen den Rat des Königs von England, auf den man jetzt in Wien nicht achtete, alles mögliche gegen den König von Preußen aufzubieten.

Der König, der sich in Berlin befand, erschöpfte alle Mittel, um Geld zur Fortsetzung des Krieges aufzubringen. Die Einkünfte Schlesiens waren nicht wie in Friedenszeiten eingegangen; zwei Drittel blieben aus. Geldmittel mußten herbeigeschafft werden, und dies war sehr schwierig. Die Verlegenheit war groß, die Gefahren, die die Feinde dem Staat bereiteten, waren noch furchtbarer. Kunde davon erhielt der König auf folgende Weise: Seit der Vermählung des Thronfolgers von Schweden mit Prinzessin Ulrike, der Schwester

des Königs, hielten es die Schweden zum Teil mit Preußen. Rudenskjöld und Wulfvenstierna – schwedische Gesandte, jener am Berliner, dieser am Dresdener Hof – waren besonders dem König persönlich zugetan. Wulfvenstierna war ein Freund Brühls und spielte öfter mit dem Minister. In seiner Gegenwart war Brühl nicht so vorsichtig, wie es einem Premierminister, der die Geheimnisse seines Herrn bewahrt, zukommt. Wulfvenstierna entdeckte sehr leicht, daß der Plan des Wiener und des Dresdener Hofes dahin ging, die Armee des Prinzen von Lothringen durch Sachsen zu schikken, von wo sie, vereint mit den sächsischen Truppen, während des Winters gerade auf Berlin marschieren sollte. Er teilte dies Rudenskjöld mit, der den König am 11. November, an welchem Tag er gerade die Siegeszeichen von Hohenfriedberg und Soor in den Kirchen aufhängte, davon benachrichtigte. Er fügte hinzu, der Plan sei von Brühl entworfen, von Bartenstein verbessert, von Rutowski erweitert und durch Saul nach Frankfurt an die Königin von Ungarn geschickt worden. Brühl sei überzeugt, man werde Preußen mit diesem Schlag zerschmettern, und die sichere Hoffnung hierauf habe die Höfe von Wien und Dresden abgehalten, dem Vertrag von Hannover beizutreten; man habe auch die zu erobernden preußischen Länder so verteilt, daß der König von Polen die Bistümer Magdeburg und Halberstadt sowie das Gebiet von Halle und die Kaiserin Schlesien zurückerhalten solle. Er machte den König auch mit der Ursache des Hasses, den Brühl gegen ihn hegte, bekannt: Er hatte sich durch ein vom König erlassenes Manifest und besonders durch folgende Stellen beleidigt gefunden:

»Mittlerweile, da solche Schandtaten in Schlesien vorgingen und der Himmel als ein gerechter Rächer die Täter auf eine so eklatante, so handgreifliche und so strenge Weise davor züchtigte, ließ man sich zu Dresden mit kühnen Gebärden vernehmen, Sachsen hätte keinen Krieg mit Preußen und der Herzog von Sachsen-Weißenfels hätte nebst den Kriegsvöl-

kern nicht Seiner königlichen Majestät in Preußen Erblande, sondern nur dero neue Akquisitionen angegriffen. Mit dergleichen lächerlichen Räsonnements suchte das Dresdener Ministerium der Sache eine Farbe anzustreichen, als ob verächtliche scholastische Distinktionen und elende grammatische Subtilitäten statt hinlänglicher Gründe dienen, das sächsische unrechtmäßige Verfahren zu rechtfertigen. Es kostet gewiß wenig Mühe, den Ungrund dieser bodenlosen Schlüsse an den Tag zu legen« usw.

Ferner erboste er sich über folgende Stelle: »Ob nun wohl hierdurch Seiner königlichen Majestät Geduld und Mäßigung auf das äußerste getrieben zu sein schien, so haben doch Höchstdieselben aus Mitleid gegen eine benachbarte unglückliche Nation, die an den Ihro zugefügten Beleidigungen keinen Teil hat, und in Erwägung der unvermeidlichen Kalamitäten, die der Krieg nach sich zu ziehen pflegt, die gerechten Wirkungen ihrer Empfindungen noch eine Zeitlang aufgeschoben, um zur Aussöhnung mit dem Dresdener Hof neue Versuche zu tun. Da dieser aber solche gänzlich ausgeschlagen hat, so läßt sich daraus nicht anders urteilen, als daß die sächsischen Minister durch eine schändliche Untreue den König mißbraucht haben. Die beweglichsten Vorstellungen und die vorteilhaftesten Angebote sind ganz umsonst verschwendet worden.«

Man kann nicht leugnen, daß in diesen Stellen Brühl scharf angegriffen wurde und niemand dies verkennen konnte, denn die im Plural genannten Minister waren eher seine Gehilfen als seinesgleichen. Der Bericht erschien um so wahrer, als der König sowohl den Charakter des Grafen Brühl wie den Hochmut der Kaiserin-Königin kannte. Wenn der Plan der Sachsen für Preußen gefahrdrohend war, so war er nicht minder gewagt für Sachsen; allein Leidenschaft und Rachsucht blenden die Menschen so sehr, daß sie, um sich Genugtuung zu verschaffen, imstande sind, alles zu wagen.

Diese starke Krisis erforderte nunmehr augenblickliche Abhilfe; die Armee des Fürsten von Anhalt erhielt Befehl, sich sogleich bei Halle zusammenzuziehen. Da es jetzt darauf ankam, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, hielt es der König nicht unter seiner Würde, einen Rat zu berufen, die Stimme der Erfahrung zu vernehmen und das zu tun, was sich unter den Ansichten seiner Ratgeber als das Klügste ergeben würde. Wem die Angelegenheiten einer Nation anvertraut sind, der darf nichts verabsäumen, was deren Wohl fördern kann.

Der Fürst von Anhalt war einer der ersten, denen der König Brühls Plan eröffnete. Dieser Fürst gehörte zu denen, die für ihre Meinung mit allzu großer Eigenliebe eingenommen sind und immer nein sagen, wenn andere bejahen. Er schien die Leichtigkeit, mit der man der Beschuldigung Brühls Glauben beimaß, zu bemitleiden und meinte, es sei ganz widernatürlich, daß ein Minister des Königs von Polen und geborener Sachse aus bloßem Übermut vier Armeen in die Staaten seines Herrn hereinziehen und diese der unvermeidlichen Vernichtung preisgeben würde. Der König zeigte ihm einen Brief, der besagte, daß General Grünne mit seinem Korps binnen zwei Tagen in Gera ankommen würde, um sich den Sachsen in Leipzig anzuschließen. Er zeigte ihm verschiedene Briefe aus Schlesien, die außer Zweifel setzten, daß die Sachsen in der Lausitz große Magazine für die Truppen des Prinzen von Lothringen sammelten, die man in Kürze dort erwartete; er erklärte ihm endlich, daß er ihm den Befehl über die Truppen anvertraue, die bei Halle zusammengezogen würden. Der Fürst von Anhalt beharrte bei seinem Unglauben; dennoch las man auf seinem Gesicht, daß er sich geschmeichelt fühlte, an der Spitze eines Armeekorps zu stehen, wodurch er seinen alten Ruhm wieder auffrischen könnte.

Graf Podewils trat einen Augenblick später ein. Der König fand ihn ebenso ungläubig wie den Fürsten von Anhalt; nicht so sehr aus Widerspruchsgeist, als aus Zaghaftigkeit; er

hatte nämlich einiges Kapital in Leipzig angelegt, das er zu verlieren fürchtete. Sonst unbestechlich, suchte er doch aus Schwachheit den ihm unangenehmen Gedanken eines Bruchs mit Sachsen von sich zu weisen, und andere für ebenso furchtsam haltend, wie er es war, glaubte er nicht, daß Brühl eines so kühnen Unternehmens fähig wäre. Kurz, man schwatzte in dieser schönen Beratung über die Wahrheit oder Unwahrheit der Tatsache, und keiner dachte daran, dem Übel, das hereinzubrechen drohte, zu steuern. Der König mußte sein Ansehen geltend machen, damit der Fürst von Anhalt Anstalten zur Ernährung des Heeres bei Halle träfe und Graf Podewils die Depeschen für die auswärtigen Höfe ausfertigte, um diese von den Anschlägen Sachsens und dem Entschluß des Königs, diesen vorzubeugen, in Kenntnis zu setzen.

Und als wenn die Verwirrung noch nicht groß genug gewesen wäre, kamen noch neue Verlegenheiten hinzu. Der russische Gesandte erklärte dem König im Namen der Kaiserin, sie hoffe, der König werde das Kurfürstentum Sachsen nicht bekriegen, weil ein solcher Schritt sie nötigen würde, dem König von Polen ihr Kontingent zu stellen, wie sie durch ihre mit diesem bestehende Allianz verpflichtet sei. Der König ließ ihr erwidern, es sei seine Absicht, mit allen Nachbarn in Frieden zu leben, aber wenn einer von ihnen für seine Länder gefährliche Anschläge ausbrüte, könne keine Macht Europas ihn abhalten, sich zu wehren und seine Feinde zu beschämen.

Alle Briefe aus Sachsen und Schlesien bestätigten unterdessen die Nachrichten Rudenskjölds. Um die Bewegungen des Prinzen von Lothringen genauer zu erfahren, bildete der König ein aus Kavallerie, Infanterie und Husaren gemischtes Korps, mit dem Winterfeldt nach Friedland an der Grenze Böhmens und der Lausitz vorrücken sollte, mit dem Befehl, falls der Prinz von Lothringen in die Lausitz einrücken würde, ihm längs des Queis, der an der schlesischen Grenze hinfließt, seitwärts nachzuziehen. Des Königs Plan war, von

zwei Seiten zugleich über die Sachsen herzufallen. Die schlesische Armee sollte gegen die des Prinzen von Lothringen agieren und sie womöglich in ihren Quartieren in der Lausitz überfallen oder bekämpfen und nach Böhmen zurücktreiben.

Bei der Gefahr, die ganz Berlin in Sorge versetzte, zeigte der König die möglichste Haltung, um die Leute zu beruhigen. Sein Entschluß war gefaßt; die Erklärung der Russen kümmerte ihn nicht, denn diese Macht konnte erst nach sechs Monaten in Bewegung kommen, und das war länger, als hinreichte, um über das Schicksal Preußens und Sachsens zu entscheiden. Es war nun einmal so weit gekommen, daß nur zwischen Sieg und Untergang die Wahl blieb. Der König war besorgt wegen der Ungläubigkeit und der Langsamkeit des Fürsten von Anhalt; er fürchtete auch, Grünnes Korps, das 7000 Mann stark war, könnte gerade auf Berlin losrükken. Um die Hauptstadt so gut als möglich zu beschützen, blieb General Hacke mit einer Besatzung von 5000 Mann zurück; aber da diese Stadt zwei Meilen im Umfang hat, war es nicht möglich, sie zu verteidigen; daher mußte Hacke dem Feind entgegenziehen und ihn bekämpfen, ehe er herankam. Diese Maßnahme war zwar ungenügend, aber es fehlten die Mittel für eine bessere. Man traf Anstalten, um nötigenfalls die königliche Familie, die Archive, die Büros, die Landeskollegien nach Stettin in Sicherheit zu bringen, wenn das Glück den preußischen Waffen den Rücken kehrte. Der König schrieb einen rührenden Brief an den König von Frankreich, worin er ihm eine lebhafte Schilderung seiner Lage machte und ihn inständig um vertragsmäßigen Beistand bat.

Es ist schwer zu erraten, weshalb der Fürst von Anhalt durchaus dem König abzuraten suchte, den Oberbefehl über die schlesische Armee wieder zu übernehmen; er trieb aber seine Gegenvorstellungen so weit, daß schließlich der König zu ihm sagte, er sei entschlossen, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, und der Fürst von Anhalt möge, wenn

er eine eigene Armee hätte, das Kommando nach besserer Einsicht vergeben. Hierauf erhielt dieser Befehl, sich nach Halle zu begeben, und der König reiste am 16. November nach Schlesien. Berlin war in Bestürzung, die Sachsen voller Hoffnung und Europa in gespannter Erwartung über den Ausgang dieses Winterfeldzugs.

Am 17. traf der König in Liegnitz ein. Er traf dort den Prinzen Leopold und General Goltz, der die Lebensmittel unter Aufsicht hatte. Briefe des Generals Winterfeldt, die gleichzeitig anlangten, berichteten, daß 6000 Sachsen, die den Vortrab des Prinzen von Lothringen bildeten, über Zittau in die Lausitz eingerückt seien und die österreichischen Truppen ihnen sogleich folgten. Erbprinz Leopold wurde von allen Kriegsbewegungen, die der König im Plan hatte, unterrichtet. Die schlesische Armee zählte 30 000 Mann – lauter ausgewählte, sieggewohnte Soldaten; durch vier Wochen Rast neu gestärkt, waren sie zu jeder Unternehmung bereit. Indessen mußten, ehe man Schlesien verließ, noch Vorkehrungen getroffen werden. Schweidnitz, wo Magazine lagen, durfte, da die Stadt nicht befestigt war, nicht ohne Schutz gelassen werden; General Nassau mußte daher aus Oberschlesien kommen und nach Landshut gehen, um dem Korps von Hohen-Ems entgegenzutreten, der von seinem Hof Befehl hatte, in der Gegend von Hirschberg in Niederschlesien einzufallen.

Die Lage des Königs war jetzt ähnlich der vor der Schlacht bei Hohenfriedberg. Er bediente sich derselben List, um die Feinde auf dieselbe Weise in die Falle zu locken: Man tat, als sollten die Grenzen Sachsens gewissenhaft geachtet werden und als beschränke man seine Aufmerksamkeit lediglich darauf, früher nach Krossen zu kommen als der Prinz von Lothringen. Um diese Meinung zu bestätigen, ließ Winterfeldt einige Husaren, die in der Lausitz Ausschreitungen begangen hatten, bestrafen. Die Straßen nach Krossen wurden instandgesetzt, Lebensmittel wurden auf dem Weg dahin gesammelt, so daß die Bauern, die immer zuerst

getäuscht werden müssen, ganz gewiß glaubten, es sei nichts weiter im Gange. Winterfeldt besetzte Naumburg am Queis und machte bekannt, er sei nur da, um längs des Flusses dem Feind zur Seite zu bleiben und vor ihm nach Krossen zu gelangen.

Der Prinz von Lothringen, der den angenehmen Gedanken hegte, daß die Preußen in ihren Winterquartieren ausruhten und mutlos wären und er nichts weiter als ein ihn beobachtendes Korps von 3000 Mann zu fürchten habe, ließ sich in eine gefährliche Sicherheit wiegen, und so gelang dieselbe Kriegslist abermals. Mißtrauen ist notwendig zur wahren Sicherheit, und ein kluger Anführer darf nie seinen Feind verachten, sondern muß dessen Schritte bewachen und seine Bewegungen danach einrichten. Um so sehr als möglich den Österreichern alle Nachrichten über die Bewegungen der Armee zu entziehen, ließ der König drei Flüsse, die er vor sich hatte, besetzen: den Queis durch Winterfeldt, die Neiße durch leichte Truppen und den Bober durch andere Abteilungen. Alles, was aus der Lausitz kam, hatte freien Durchzug, aber es war niemandem gestattet, über diese Flüsse nach Sachsen zu gehen, so daß man Nachrichten erhielt, aber keine zum Feind gelangen ließ.

Infolge der über den Feind eingezogenen Nachrichten rückte bald darauf die Armee vor und quartierte sich am Queis ein. Der König hatte sein Hauptquartier am 22. November in Hohlstein und befand sich nur eine Meile von Naumburg. Man ließ eiligst vier Brücken über den Fluß schlagen, um schnell in vier Kolonnen hinübergehen zu können. Der König hatte die Absicht, sich von den Kaiserlichen überholen zu lassen, ihnen in den Rücken zu fallen, ihre Lebensmittelzufuhr abzuschneiden und sie zur Schlacht oder zur schmählichen Flucht nach der böhmischen Grenze hin zu zwingen. Um diesen einmal gefaßten Plan aber gehörig zu verfolgen, vermied man, Streifscharen in die Lausitz zu schicken, und konnte nur durch Spione Nachrichten erlangen, was nie so zuverlässig ist wie Berichte der Trup-

pen. Zudem war dieser Zug von solcher Wichtigkeit, daß es mehr darauf ankam, mit Sicherheit zu Werke zu gehen, als zu glänzen.

Winterfeldt, der von des Königs Absichten in Kenntnis gesetzt war, berichtete ihm, die Feinde rückten in Kantonierungen vor, breiteten sich aber so sehr aus, daß ihr linker Flügel an Lauban und ihr rechter bis an Görlitz reichte; er fügte hinzu, sie würden morgen weiterziehen, wie seine Spione meldeten, und er halte es jetzt an der Zeit, zu handeln. Hierauf marschierte die Armee am 23. November in vier Kolonnen, jede von einem Generalleutnant befehligt. Alle Kolonnen sollten in Naumburg zusammentreffen; dort erteilte der König ihnen weitere Befehle. Am Morgen stieg ein Nebel auf, der das Gute hatte, daß er dem Feind jede Bewegung der Armee verdeckte.

Bei Naumburg führt eine steinerne Brücke über den Queis, und an deren Seite gibt es zwei seichte Stellen für die Reiterei. Man schlug eiligst noch eine Brücke für die zweite Kolonne Infanterie. Nachdem all dies in Ordnung war, begaben sich die Führer der Kolonnen, nämlich die Generale, nach Naumburg und erhielten Befehl, sogleich über den Queis zu gehen. Man gab ihnen Wegweiser mit, um sie nach Katholisch-Hennersdorf zu führen. Sie erhielten ferner die Weisung, einander gegenseitig beizustehen, wenn etwa eine Kolonne auf den Feind stieße und noch Reiterei oder Fußvolk zur Unterstützung brauche, denn es fehlte an genauen Angaben über die Standorte der Armee des Prinzen von Lothringen, so daß Einzelheiten nicht bestimmt werden konnten.

Als eben die Kolonne über den Queis gegangen war, sank der Nebel. Rechts und links war Kavallerie, die beiden mittleren Kolonnen bestanden aus Infanterie. Jeder Kolonne zog ein Husarenregiment voraus, um die Generale beizeiten von dem, was vorging, in Kenntnis zu setzen. Der König stand an der Spitze der ersten Infanteriekolonne; zum Wegweiser hatten sie einen Müllerburschen, der sie an einen Sumpf

führte, wo das Vieh im Sommer weidete und der im Winter nicht passierbar war. Es kostete Mühe, da herauszukommen, doch fand man nach vielem Suchen einen Weg längs einem Gehölz, auf dem man weiterkam.

Während die Truppen dahinzogen, begaben sich die Ziethen-Husaren nach Katholisch-Hennersdorf und benachrichtigten, dieses sei nur zwei Bataillonen und sechs Schwadronen Sachsen besetzt; sie fügten hinzu, sie wollten den Feind so lange beschäftigen, daß die Kolonnen Zeit gewännen, anzukommen. Sogleich mußten zwei Kürassierregimenter der vierten Kolonne, die am nächsten war, vorrücken, und Rochow nahm die Regimenter Gessler und Bornstedt mit. Polentz wurde mit drei Grenadierbataillonen hinbeordert, um sie zu unterstützen. Es war ebendieser sogenannte Sumpf, den man für unwegsam hielt, was die Sachsen täuschte, sie hatten nach dieser Seite zu keine Wachen, und man konnte sie daher überfallen.

Das Dorf Katholisch-Hennersdorf ist eine halbe Meile lang. Das Treffen begann um vier Uhr an der Ostseite und endete um sechs Uhr am anderen Ende im Westen. Polentz fiel den Sachsen in den Rücken, Rochow griff sie von vorn und Winterfeldt von der Seite an. Die Regimenter Sachsen-Gotha, Dallwitz und der größte Teil des Regiments O'Byrn wurden gefangengenommen. General Buchner, Oberst O'Byrn und dreißig Offiziere befanden sich unter ihnen. Insgesamt verloren die Sachsen 6 Kanonen, 1100 Mann, 2 Paar Pauken, 2 Standarten und 3 Fahnen. Ihre Sachen fielen den Husaren in die Hände, die diese kleine Belohnung wohl verdient hatten.

Die Armee lagerte bei Katholisch-Hennersdorf, und den Truppen wurde angekündigt, daß man sie zwar einige Tage anstrengen werde, dies jedoch nur, um ihnen Schlachten zu ersparen. Obgleich die Hälfte der Armee keine Zelte hatte und mehrere Regimenter nur in leinenen Beinkleidern waren, fügten sie sich doch in alles, was die Not jetzt von ihnen forderte. Dieser glückliche Anfang ließ ahnen, daß der-

Prinz von Lothringen rückte gegen die Preußen und traf sie
wurde. Man nahm nun nur vor, die Bewegung, die die
Aufstellung eines neuen Standquartiers in seiner Armee her-
vorbringen mußte, zu nutzen, um sie sogleich auf dem Fuß
zu folgen und keine Zeit zur Erholung zu lassen.
Am folgenden Tag, dem 24., war das Wetter so rauh und der
Sturm so stark, daß man nur langsam vorrücken konnte.
Man lagerte unter dem Dorf Leopoldshain, und zur gröbe-
ren Sicherheit wurden 15 Bataillone im Dorf gelegt. Die
Kundschafter versicherten, der Feind ziehe sich überall
zurück, man hörte auf dem Weg nichts als Wagen ohne
Pferde, umgeworfene Schanzkörbe, zurückgelassene Pulver-
wagen – kurz, lauter Beweise einer Flucht. Die in großer
Menge ankommenden Überläufer meldeten, in ihren Trup-
pen herrsche die größte Unordnung, weil man ihnen in den
letzten zwei Tagen eine Menge verschiedene und einander
widersprechende Befehle gegeben habe.
Indessen vernahm man aber am 25. Nachmittags, daß der
Prinz von Lothringen seine Armee bei Schlan, eine Meile
vom Lager des Königs entfernt, versammelt habe. Der
König marschierte auch den Tag über dahin, er hatte
zugleich auf, um die Feinde anzugreifen. Als er auf Cerin
marschierte, berichteten ihm die Späher, die Feinde wären
voll abgezogen und nähmen ihren Weg nach Kolin. Die
preußische Armee lagerte bei Cerin, welche Stadt sie
ergab, 60 Offiziere und 250 Mann wurden Kriegsgefangene.
Unter den Offizieren waren Kranke und einige die bei
Kaunitzisch-Hieronymi verwundet, auch hatten gestern
Nacht in Cerin fand man ein Magazin, das viel dazu bei-
trug, diesen Feldzug zu erleichtern.
Am 26. rückte die Armee weiter zum Kloster Radowenz,
und man legte die Truppen in Quartiere. Böhm und Winter-
feldt erhielten Befehl, mit 10 Schwadronen und 10 Bataillo-
nen an einen Flüßchen, das Nebla genannt wird, vorzuge-
hen. Diese Bewegung, die den Feind bedrohte, von Kolin
abgeschnitten zu werden, hatte zur Folge, daß der Prinz von

Lothringen sein Lager bei Ostritz verließ, um vor den Preußen nach Zittau zu gelangen. Da dieser Rückzug sehr übereilt vor sich ging, so machten die preußischen Husaren große Beute an Gepäck der Österreicher.
Der König rückte am 27. auf Ostritz vor und schickte Winterfeldt nach Zittau ab; der Nachtrab des Prinzen von Lothringen zog eben durch diese Stadt. Winterfeldt fiel ihn an und machte 350 Gefangene. Die Feinde verloren ihr ganzes Gepäck und steckten selbst ihre Wagen in Brand, damit sie nicht den Verfolgern in die Hände fielen. Dieser Feldzug dauerte nur fünf Tage. Die Österreicher büßten dabei Magazine und Gepäck ein und zogen um 5000 Mann verringert wieder nach Böhmen zurück.
Die Preußen ließen 10 Bataillone und 20 Schwadronen in der Umgebung von Zittau, um diesen wichtigen Posten zu bewachen, und Winterfeldt mußte mit 5 Bataillonen und 5 Schwadronen nach Schlesien zurückkehren, um Hohen-Ems in die Flanke zu fallen, während General Nassau sich anschickte, ihn von vorn anzugreifen. Dieses Unternehmen wurde so glücklich ausgeführt, daß sich in weniger als 24 Stunden kein Österreicher mehr in Schlesien befand. Die Philipert-Dragoner wurden von den Wartenberg-Husaren aufs Haupt geschlagen und gaben dem Prinzen von Lothringen nichts nach; weder in der Eile des Rückzugs noch im Verlust an Gepäck.
Die preußischen Truppen, die sich in der Lausitz befanden, wurden in der Gegend von Görlitz einquartiert und erholten sich dort; nur Lehwaldt wurde mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen auf Bautzen detachiert und hatte Befehl, sich zur Elbe hin zu bewegen und durch einen Scheinangriff auf Dresden die Bewegungen des Fürsten von Anhalt zu erleichtern. Oberst Brandis, der mit 2 Bataillonen in Krossen geblieben war, besetzte Guben und nahm den Sachsen ein starkes Magazin weg.
Während dieses Einfalls in die Lausitz erhielt man keine Nachricht vom Fürsten von Anhalt, aber die Sachsen ver-

breiteten das Gerücht, Grünne wäre in Torgau über die Elbe gegangen und marschiere auf Berlin. Dieses Gerücht verursachte bereits Bedenken, als ein Offizier aus Halle ankam, um mitzuteilen, daß der Fürst von Anhalt am 30. November ausgerückt sei, die Sachsen in ihrer Verschanzung bei Leipzig habe angreifen wollen, diese aber verlassen gefunden habe; daß Leipzig sich ergeben habe und die Sachsen nach Dresden flüchteten. Der König sandte den Offizier sogleich zurück, um dem Fürsten von Anhalt aufzutragen, so schnell als möglich Meißen zu gewinnen, und er benachrichtigte ihn zugleich, daß Lehwaldt dort seine Ankunft erwarte, um zu ihm zu stoßen. Als man in Dresden erfuhr, daß der Prinz von Lothringen so schnell abgefertigt worden war, herrschte dort eine so große Bestürzung, daß das Grünnesche Korps sogleich Befehl erhielt, umzukehren, und Graf Rutowski eiligst seine Armee zur Deckung Dresdens zurückführen mußte.

Während der Fürst von Anhalt auf Meißen marschierte und das Heer des Königs ruhig erwartete, benutzte der König diese Zeit, um die so oft abgebrochenen, jetzt noch weniger als je gelegen scheinenden Unterhandlungen mit Sachsen wieder anzuknüpfen. Er schrieb deshalb an Villiers (s. Anhang 1), den englischen Gesandten am Dresdener Hof, und erklärte ihm, daß er, ungeachtet der von den Sachsen ihm so offenkundig bewiesenen Feindseligkeit und der seinerseits errungenen Vorteile, in dem einmal gefaßten Entschluß beharre, die Mäßigung den gewaltsamen Mitteln vorzuziehen. Er biete daher dem König von Polen Frieden an, wolle alles Geschehene vergessen und verlange nur, den Vertrag von Hannover der Aussöhnung zugrunde zu legen.

Dieser Weg wurde nur nach reiflicher Überlegung eingeschlagen, weil man, wenn die Waffen glücklich sind, wohl Frieden machen kann, aber, wenn man im Nachteil ist, der Feind selten geneigt ist, sich auszusöhnen. Der Friede konnte das Blut so vieler tapferer Offiziere schonen, die es, um den Sieg zu erringen, opfern mußten. Es war dabei zu

erwägen, daß, wie glücklich auch der Krieg in Sachsen abliefe, er immer eine Feuersbrunst in des Nachbars Haus war, die leicht auf das eigene übergreifen konnte; auch mußte der Krieg so bald als möglich beendet werden, damit Rußland sich nicht einmischte. Von Frankreich hatte der König nichts zu erhoffen, und wenn man diesen Unruhen nicht noch im Winter ein Ziel setzte, stand zu befürchten, daß die Königin von Ungarn ihre Rheinarmee, die unbeschäftigt war, zur böhmischen hinrufen würde, wodurch sie eine starke Überlegenheit gewinnen mußte. Zudem hatte seit dem Tod Karls VII. der Anlaß zum Krieg aufgehört. Hierzu kam noch, daß durch die schlechte Ernte das Getreide selten und teuer war und daß die Geldmittel erschöpft waren. Der Friede allein konnte daher allen Übeln abhelfen.

Man findet es vielleicht auffallend, daß der König sich in den vorgeschlagenen Friedensbedingungen so gemäßigt zeigte; allein man muß nur bedenken, daß er sich in einer Lage befand, die ihn nötigte, alle seine Schritte genau zu berechnen und nichts leichtsinnig zu wagen. Erstens blieb er den in seinen Manifesten von 1744 und 1745 angekündigten uneigennützigen Absichten treu; wenn er dem König von Polen eine Abtretung abgezwungen hätte, so hätte er dessen Angelegenheit mit den österreichischen verwickelt und somit eine Einigung beider stärker begründet, während die gesunde Politik erforderte, daß er sich bemühe, sie zu trennen. Zweitens war Europa schon eifersüchtig genug auf die Eroberung Schlesiens; diese Eindrücke mußten also verwischt, nicht verstärkt werden. Überdies war es der kürzeste Weg zum Frieden, wenn die Besitzungen wieder auf den Stand gebracht wurden, wie sie vor dem letzten Krieg waren. Da die vorgeschlagenen Bedingungen weder hart noch lästig waren, so konnten sie einen um so dauerhafteren Frieden gründen, als sie keinen Keim zur Zwietracht oder Eifersucht enthielten.

Diese Ansichten dienten zur Richtschnur, und man wird in der Folge wahrnehmen, daß der König – ungeachtet der

Erfolge, die seine Unternehmungen begleiteten, nicht davon abwich. Wer hätte denken sollen, daß solche einfachen Vorschläge nicht vom König von Polen günstig aufgenommen würden? Und dennoch erfolgte das Gegenteil; Graf Brühl hatte nur sein Projekt im Kopf. Er hatte den Prinzen von Lothringen wieder in Sachsen einrücken lassen, um dessen Armee mit der Rutowskischen und dem Korps des Grafen von Grünne zu vereinigen. Stolz auf seine Kriegesmacht, beschloß er nun, das Schicksal seines Königs und das Heil seines Landes durch eine Schlacht zu entscheiden, und opferte so die den meisten Menschen heiligen Angelegenheiten seiner persönlichen Rachsucht.

Villiers begab sich an den Dresdener Hof mit der Miene eines Mannes, der eine gute Nachricht ankündigt. Er bat um Audienz und fügte zu den Vorschlägen, zu denen er beauftragt war, die dringendsten Ermahnungen, um König August zu bewegen, den Leiden vorzubeugen, die seine Völker und ihn selbst bedrohten. Der König antwortete ihm trocken, er werde schon wissen, was er zu tun habe. Brühl sprach sich dem englischen Gesandten gegenüber deutlicher aus. Er sprach in sehr hohem Ton von dem starken Beistand, den er von Rußland erwarte, prahlte gewaltig mit den großen Hilfsquellen Sachsens und erklärte ihm zum Schluß, er werde aus Rücksicht für den König von England Villiers einen Aufsatz überreichen, der die Bedingungen enthalten solle, unter denen der König von Polen Frieden zu machen gesonnen sei.

Am folgenden Tag, dem 1. Dezember, reiste der König von Polen nach Prag und seine beiden ältesten Söhne fuhren nach Nürnberg. Welch ein Widerspruch von Hochmut und Schwachheit! Nach der Abreise des Hofes übergab einer der sächsischen Räte Villiers den Aufsatz, der im wesentlichen folgendes enthielt: Der König von Polen wolle dem Vertrag von Hannover beitreten unter der Bedingung, daß die Preußen augenblicklich alle Feindseligkeiten einstellten, keine Kontributionen forderten, die erhaltenen zurückzahlten,

ohne Aufschub Sachsen räumten und allen bisher angerichteten oder auf dem Rückzug noch von den Truppen etwa anzurichtenden Schaden bezahlten. Villiers ahnte nichts Gutes von einem Frieden, dessen Bedingungen von Sachsen mit solchem Hochmut vorgeschrieben wurden. Er schickte dem König den Aufsatz, versicherte ihn der besten Gesinnungen des Königs von England und setzte hinzu, er stehe für die Erklärungen der sächsischen Minister nicht ein. Das war genug gesagt.

Gleichzeitig erhielt der König die Nachricht, daß der Prinz von Lothringen bei Leitmeritz über die Elbe gegangen sei und auf Dresden marschiere. Kombinierte man die Bewegung dieser Armee mit der eilfertigen Flucht des Königs von Polen und seiner Kinder, so zeigte sich klar, daß Brühl den Frieden nicht wollte. Um besser imstande zu sein, die Pläne solcher unversöhnlichen Feinde zu vernichten, verlegte der König sein Hauptquartier nach Bautzen, und Lehwaldt begab sich nach Königsbrück, eine Meile von Meißen entfernt.

Unterdessen erwiderte der König Villiers (s. Anhang 2), er habe den Grafen Podewils zu sich beschieden, um alles, was zum Frieden beitragen könne, zu erleichtern, und schmeichle sich, der König von Polen werde ebenfalls einen seiner Minister schicken, um das heilsame Werk zustande zu bringen und mittels Unterzeichnung der Präliminarien den Feindseligkeiten ein Ende zu machen. Was Fourage und Kontributionen betreffe, wofür Entschädigungen gefordert würden, so könnte der König ebensogut den Schaden, den die sächsischen Truppen in Schlesien angerichtet hätten, in Rechnung bringen; das beste aber sei, diesen Artikel gänzlich zu streichen. Der König setzte hinzu, er hoffe, daß Rußland und Holland den abzuschließenden Friedensvertrag wohl verbürgen würden, und klagte über die Abreise des Königs von Polen als einen nicht sehr freundlichen Schritt, der nach seiner Denkart beleidigend wäre und für die eingeleiteten Verhandlungen nichts Gutes ahnen ließe.

Brühl hatte seinen Herrn nach Prag begleitet, um ihn in seiner Gewalt zu haben und ihn die Kriegsleiden nicht sehen und die Stimme des seufzenden Vaterlandes nicht hören zu lassen. Er wollte ihn durch den Beistand Österreichs in dem Entschluß, den Krieg fortzusetzen, erhalten. So opferte Brühl alles für den Vorteil der Königin von Ungarn auf.

Jetzt sah der König von Preußen ein, daß er nur als Sieger unterhandeln dürfe; es war Zeit, die Kriegsbewegungen kräftig wieder anzufangen. Die Lausitz war erobert, alles hing nun von den Unternehmungen ab, die die Armee des Fürsten von Anhalt ausführen könnte. Acht Tage waren verstrichen, seitdem der König von ihm Briefe erhalten hatte. Die Ungewißheit hierüber machte ihn um so verlegener, als keine Zeit zu verlieren war, um mit ihm in Übereinstimmung handeln zu können. Die Meißener Brücke war von größter Wichtigkeit; man mußte sich ihrer bemächtigen, ehe der Feind sie zertrümmerte; aber Lehwaldt konnte sich ohne Hilfe des Fürsten von Anhalt nicht der Stadt bemächtigen, die am linken Elbufer liegt. In Ermangelung der Nachrichten berechnete der König die Märsche des Fürsten und fand, daß er spätestens am 8. oder 9. Dezember bei Meißen ankommen könne. Lehwaldt begab sich um diese Zeit dahin. Der Fürst von Anhalt kam nicht an; durch das auf dem Fluß treibende Eis wurde Lehwaldt gehindert, mittels Pontons eine Brücke zu schlagen – all dies hielt das Unternehmen sehr auf.

Villiers, der in Prag war, schickte an den König einen Kurier ab, dessen Depeschen besagten, der König von Polen werde keinen bevollmächtigten Minister senden; er erwarte vielmehr zahlreiche Hilfstruppen seiner Verbündeten, mit denen er im Brandenburgischen den von den Preußen in Sachsen angerichteten Schaden rächen wolle; er selbst habe geglaubt, Dresden verlassen zu müssen, da er im offenen Krieg noch weniger Schonung als in den vorangegangenen schriftlichen Erörterungen zu erwarten hätte. Man sieht, daß dies letztere mehr auf Brühl als auf den König zielt.

Der König erwiderte Villiers (s. Anhang 3), er wundere sich sehr über den Hochmut und die Unbeugsamkeit des Königs von Polen; er könne, obwohl nicht feindselig gegen ihn gesinnt, doch unmöglich in einem Land eine Armee von 80 000 Mann ernähren, ohne daß dies dem Land bedeutenden Nachteil zufüge, und die Feinde würden, wenn ihnen das Glück so günstig gewesen wäre, wie es ihnen widerwärtig war, nicht solche Mäßigung im Brandenburgischen bewiesen haben, wie der König in Sachsen zeige; sie würden vielmehr, wie Beispiele in Schlesien beweisen, alles geplündert, verbrannt und vernichtet haben. Wenn aber der König von Polen den Krieg wolle, so werde man ihn lebhafter als je gegen ihn führen.

Am 9. kamen Depeschen, aus Torgau datiert, vom Fürsten von Anhalt an. Er meldete, daß er in dieser Stadt 200 Gefangene gemacht habe, und schob die Langsamkeit seines Marsches auf die Schwierigkeiten, Lebensmittel und Wagen herbeizuschaffen. Das waren aber nur Vorwände, um seine Saumseligkeit zu entschuldigen: Er brauchte neun Tage, um neun Meilen zurückzulegen! Sein Verhalten war um so weniger zu entschuldigen, als er in Halle ein Magazin zu seiner Verfügung hatte, in Leipzig den Feinden eines abnahm und keinen Feind vor sich hatte, es ihm folglich an Futter, Lebensmitteln, Pferden und Lieferungen vom Land nicht fehlen konnte. Seine Langsamkeit war nur seinem Widerspruchsgeist und seinem hohen Alter zuzuschreiben. Er hätte es nicht ungern gesehen, wenn der Einfall in die Lausitz als eine glückliche Tollkühnheit eines jungen Mannes betrachtet worden wäre. Er gab sich das Aussehen des Vorsichtigen und Weisen, der durch lange Erfahrung einen Gegensatz gegen das Feuer, mit dem der König seine Kriegstaten verübte, bilden müßte.

Der Fürst von Anhalt wurde für seine Verzögerung nicht gepriesen. Der König schrieb ihm, diese werde dem Dienst, den er leisten solle, sehr schaden, denn dadurch würden die Österreicher Zeit gewinnen, zu den Sachsen zu stoßen und

Leopold, Fürst von Anhalt Dessau, preuss. Feldmarschall.
Gemälde von Pesne im Besitz Sr. Majestät des Kaisers

die Meißener Brücke zu zerstören, was dann die Vereinigung beider Heere unmöglich mache. Er forderte ihn auf, sich zu beeilen, um so schleunig wie möglich da zu sein. Der Fürst von Anhalt versprach in seiner Antwort, am 12. Dezember bei Meißen einzutreffen. Hierauf zog der König alle Standquartiere zusammen und ließ nur vier Bataillone und einige Husaren in Zittau, ein Bataillon in Görlitz und zwei in Bautzen. Alle Truppen versammelten sich am 13. bei Kamenz, mit Ausnahme Lehwaldts, der Meißen schon gegenüberstand. Der Fürst von Anhalt langte am 12. an, aber die sächsische Besatzung hatte sich bereits durch ein Nebentor davongemacht und war zur Hauptarmee gestoßen.

Während die Infanterie des Fürsten in Meißen einrückte, zog die Reiterei, die durch einen Hohlweg mußte, nur Mann für Mann. Die beiden letzten Regimenter, nämlich die Roëllschen und die Holstein-Dragoner, stiegen ab, um zu warten, bis sie an der Reihe wären. Dies bemerkte Sybilski, schlich sich mit seinen Sachsen in ein dichtes Gehölz, überfiel von da aus die preußischen Dragoner und nahm ihnen 2 Paar Pauken, 3 Standarten und 180 Gefangene ab. Andere Schwadronen saßen auf und vertrieben den Feind; allein die Schmach war angetan, und die Hilfe kam zu spät. Es kostete den General Roëll, der krank war und der Kolonne nachfuhr, das Leben. Freilich war es übermäßig kalt, und die Reiterei hatte 12 Stunden zu Pferd zugebracht; allein es war ein Fehler, an einem Gehölz vorbeizuziehen, ohne es vorher rekognosziert zu haben. Die geringsten Fehler im Krieg bestrafen sich, denn der Feind verzeiht nicht.

Der 12. verging mit der Instandsetzung der Elbbrücke, und am 13. stieß General Lehwaldt zum Fürsten von Anhalt. Wegen dieser Meißener Brücke war man so sehr in Sorge gewesen, und die Sachsen hätten sie zerstören sollen; allein das sächsische Ministerium, das die Generale beherrschte, sah nicht ein, wie eine Brücke dazu dienen könne, ein Land zu verlieren. Die Brücke war zum Teil aus Quadersteinen

erbaut und hatte 150 000 Taler gekostet, daher konnte man sich nicht entschließen, sie zu zerstören. Der Staatsrat bestand aus einer Mischung von Gelehrten und Emporkömmlingen. Hennicke, der den Vorsitz führte, ein Mann, der vom Lakaien durch Glück zum Minister emporgestiegen war, verband mit dem Talent eines Finanziers die Kunst, die Untertanen methodisch auszupressen. Seine Sparsamkeit verschaffte die Mittel für den großen Aufwand des Königs und für die Verschwendungen seines Günstlings. Dadurch regierte er Sachsen als Unterbeamter des Grafen Brühl. Von ihm gingen alle Armeebefehle aus; er lenkte die Kriegsoperationen, und seine Unfähigkeit war schuld an den groben Fehlern der sächsischen Generale in diesem Winterfeldzug.

Die Armee des Königs langte am 14. in Königsbrück an, und während er den Fürsten von Anhalt anspornte, kam der Herrscher noch am gleichen Tag in Neustadt an, wo trotz der strengen Kälte die Truppen ein Lager beziehen mußten. Der Prinz von Lothringen war mit seiner Armee am 13. in Dresden eingetroffen. Hennicke, der alles ordnete, legte die Quartiere der Österreicher so weit auseinander, daß sie 24 Stunden brauchten, um sich zu versammeln. Der Prinz von Lothringen machte geeignete Vorstellungen, um diese Anordnungen zu ändern, aber Hennicke, der gewohnt war, den Pächtern und Einnehmern Gesetze vorzuschreiben, beachtete diese nicht. Der Prinz von Lothringen, der vorhersah, daß Graf Rutowski angegriffen werde, bat diesen, ihn beizeiten in Kenntnis zu setzen, wenn er seiner bedürfe, da er Zeit brauche, um seine verstreuten Truppen zu sammeln; allein der Graf erwiderte, er bedürfe keines Beistands, er sei auf seinem Posten stark genug, und die Preußen würden sicherlich nicht die Keckheit haben, ihn anzugreifen. Seit der Schlacht von Fontenoy, die der Graf von Sachsen durch die Überlegenheit seiner Artillerie gewonnen hatte, sah man viele Generale dieselbe Methode befolgen. Die Stellung der Österreicher in der Schlacht bei Soor war danach

gewählt, und der Posten des Grafen Rutowski bei Kesselsdorf hatte dieselbe Gestalt wie der bei Fontenoy. Der Unterschied zwischen dem Grafen von Sachsen und seinen Nachahmern bewirkte auch einen Unterschied im Erfolg.

Die beiden preußischen Armeen machten sich auf; die des Fürsten von Anhalt rückte auf den Feind zu, die des Königs zog hin, um über die Meißener Elbbrücke zu gehen. Der König ließ 14 Bataillone in die Stadt einrücken, die übrige Infanterie und Kavallerie wurde am rechten Elbufer einquartiert, so daß erforderlichenfalls der König seine Truppen zusammenziehen und dem Fürsten von Anhalt zu Hilfe kommen oder, wenn etwa die Österreicher bei Dresden über die Elbe gegangen wären, ihnen von dieser Seite die Spitze bieten konnte.

Bei seiner Ankunft in Meißen erhielt er einen Brief von Villiers, in dem dieser meldete, daß die Zerrüttung der Angelegenheiten Augusts III. und der Drang der Umstände diesen endlich bestimmt hätten, zu einem Ausgleich die Hand zu bieten; demgemäß sollte Saul, Brühls Merkur, mit Instruktionen und Vollmachten für die Minister nach Dresden reisen, damit sie mit den preußischen Ministern an der Herstellung des Friedens arbeiten könnten. Die Königin von Ungarn werde ebenfalls beitreten, wenn einige Punkte des Vertrages ermäßigt würden. Er, Villiers, werde sich baldigst nach Dresden begeben, um nötigenfalls den Parteien als Vermittler zu dienen und ihre Aussöhnung zu erleichtern.

Kaum hatte der König diesen Brief zu Ende gelesen, als man ihm berichtete, daß nach Dresden zu der ganze Himmel in Flammen stehe und man einen fürchterlichen Kanonendonner vernehme. Der König vermutete sogleich, der Fürst von Anhalt sei im Kampf mit den Feinden. Auf der Stelle erhielt die Kavallerie Befehl, zu satteln, die Infanterie, die Waffen zu ergreifen, und der König eilte mit 100 Husaren auf den Weg nach Dresden. Er schickte streifende Scharen nach allen Richtungen; eine davon brachte ihm sechs Flüchtlinge vom Sybilskischen Korps, die versicherten, die Sachsen seien

geschlagen. Die Sache gewann einigen Glauben, da man keinen Preußen erblickte, was doch der Fall sein mußte, wenn es schlecht stünde. Allein die einbrechende Nacht nötigte den König, nach Meißen zurückzukehren, um sich nicht Gefahren auszusetzen; er begnügte sich mit der Wahrscheinlichkeit, daß der Fürst gesiegt habe. Wenn das Glück diesem nicht günstig gewesen wäre, so beschloß der König, alle seine Truppen auf die Höhen von Meißen zu versammeln, den geschlagenen Truppen entgegenzuziehen, diese ins zweite und seine Armee ins erste Treffen zu stellen, die Feinde anzugreifen und – es koste, was es wolle – zu besiegen.

Der Fürst von Anhalt ersparte ihm diese Mühe. Am selben Abend kam ein Offizier seiner Armee an und brachte dem König Bericht von folgenden Umständen aus jener ruhmvollen Schlacht.

Der Fürst von Anhalt war am 15. früh aufgebrochen und über Wilsdruff gerade auf Dresden losgerückt. Jenseits Wilsdruff stießen seine Husaren auf einen Haufen Ulanen, die sie bis Kesselsdorf vor sich hintrieben. Hier gewahrten sie die ganze sächsische Armee, in Schlachtordnung aufgestellt, und meldeten dies sogleich dem Fürsten von Anhalt. Ein tiefer Graben, dessen Boden an vielen Stellen sumpfig war, deckte die Front der Feinde; dessen größte Tiefe ist der Elbe zugewandt, dann wird er immer ebener nach Kesselsdorf zu und verliert sich gänzlich beim Tharandter Gehölz. Die Sachsen lehnten ihren linken Flügel an Kesselsdorf; da war, wie gesagt, der Boden ganz eben. Das Dorf wurde von allen Grenadieren ihrer Armee und dem Regiment Rutowski verteidigt; eine Batterie von 24 groben Geschützen schmetterte alles nieder, was sich näherte. Das Grünnesche Korps war im rechten Flügel dieser Armee, die sich an Pennrich unweit der Elbe anlehnte. Dieser Ort war der Felsen und Abgründe wegen, die den Zugang versagen, unangreifbar. Vor der Schlacht war die sächsische Reiterei links von Kesselsdorf mit der übrigen Armee in Reih und Glied aufgestellt und

deren linke Seite nach Tharandt zu. Man weiß nicht, weshalb Graf Rutowski ihre Stellung änderte und ins dritte Treffen hinter seine Infanterie brachte.

Als der Fürst von Anhalt mit der Spitze seiner Armee anlangte, bemerkte er sogleich, daß der Erfolg der Schlacht von der Einnahme des Dorfes Kesselsdorf abhinge, und traf seine Anstalten, um es zu nehmen. Er stellte zuerst seine Truppen den feindlichen gegenüber auf; die Infanterie, die auf das Dorf losrücken sollte, wurde in drei Reihen gestellt, und die Boninschen Dragoner bildeten die vierte. Sobald die Truppen so geordnet waren, griffen drei Grenadierbataillone und drei Bataillone vom Regiment Anhalt das Dorf von vorn an; Lehwaldt nahm es von der Seite. Allein die 24 mit Kartätschen geladenen Kanonen, die sächsischen Grenadiere und das Regiment Rutowski warfen die Angreifenden zurück. Der zweite Angriff war nicht glücklicher, denn das Feuer war zu heftig. Jetzt aber kam das Regiment Rutowski aus dem Dorf, um die Preußen zu verfolgen; es trat also vor seine Batterien und hinderte diese zu schießen. Diesen Augenblick nützte der Fürst von Anhalt und befahl dem Oberst Lüderitz, der die Dragoner befehligte, anzugreifen. Dieser stürmte mit Ungestüm auf die Sachsen los; was Widerstand leistete, wurde niedergehauen, alle übrigen gefangengenommen. Gleichzeitig nahm die Infanterie das Dorf ein, indem sie von allen Seiten eindrang, und eroberte die Batterie, die den Posten so furchtbar gemacht hatte. General Lehwaldt vollendete diesen Sieg dadurch, daß er alle Truppen, die das Dorf verteidigten, zwang, die Waffen zu strecken.

Der Fürst von Anhalt nützte als geschickter Anführer diesen ersten Vorteil und gewann alsbald die linke Flanke der Feinde; die Kavallerie seines rechten Flügels warf mit einem einzigen Anlauf die sächsische über den Haufen und sprengte sie dermaßen, daß sie nicht wieder aneinanderschließen konnte. In größter Eile ergriffen alle die Flucht, um den Truppen zu entkommen, die gewohnt waren, Ord-

nung zu halten und nicht auseinanderzulaufen. Der linke Flügel der Preußen, den Prinz Moritz befehligte, wechselte Kanonenschüsse mit dem Feind, bis Kesselsdorf gewonnen war; dann aber marschierte er, begierig, den Ruhm dieser Schlacht zu teilen, gerade auf die Sachsen los, ohne die Hindernisse zu beachten. Felsen, die man erklimmen mußte, Schneemassen, die den Boden schlüpfrig machten, die Schwierigkeit, Feinde, die für den heimischen Herd fechten, anzugreifen und zurückzudrängen – all dies wurde kühn überwunden, und alles wich vor dem Mut der Sieger. Die Sachsen und die Österreicher wurden von den steilen Felsen bei Pennrich vertrieben. Die Preußen konnten weder die Bataillone noch selbst die Pelotons in Reihe und Glied erhal-

ten, so steil waren die zu erkletternden Anhöhen; sie wurden einzeln von der feindlichen Reiterei angegriffen. Wären die Sachsen tapfer gewesen, so hätten sie ganz gewiß die preußische Infanterie in die Pfanne gehauen; allein die Kavallerie griff so nachdruckslos an und wurde so schlecht unterstützt, daß sie nach einigen Salven der Preußen verschwand und das Schlachtfeld den Siegern überließ. Während des ganzen Kampfes konnte die Kavallerie des linken Flügels der Preußen wegen der unwegsamen Abgründe, die sie von den Feinden schieden, gar nicht vorrücken. Der Fürst von Anhalt schickte sie zur Verfolgung der Flüchtlinge aus, während Geßler noch eine beträchtliche Zahl gefangennahm.

In dieser Schlacht gab der Fürst von Anhalt große Beweise seiner Erfahrenheit und Fähigkeit. Generale, Offiziere, Soldaten – alle taten sich hervor. Das Glück rechtfertigte ihre Kühnheit. Auf seiten der Sachsen blieben 3000 Tote auf dem Platz; gefangengenommen wurden 215 Offiziere und 6500 Soldaten; sie verloren außerdem 5 Fahnen, 3 Standarten, ein Paar Pauken und 48 Kanonen. Auf seiten der Preußen waren 41 Offiziere und 1621 Soldaten gefallen und doppelt so viele verwundet.

Wenn wir die in dieser Schlacht von beiden Seiten gemachten Fehler ins Auge fassen, so finden wir zuerst, daß General Rutowski auf seinem Posten nur den rechten Flügel gehörig gesichert hatte; den linken ließ er frei, denn man konnte Kesselsdorf umgehen. Hätten die Preußen sich mehr rechts gehalten, so konnte der Fürst von Anhalt das Dorf gänzlich umgehen und es mit geringeren Opfern nehmen; allein er war eben erst angelangt und hatte nicht Zeit, das Terrain zu rekognoszieren, was als hinlängliche Entschuldigung dient. Der größte Fehler der Sachsen war ohne Zweifel, daß sie aus dem Dorf gingen; denn dadurch hinderten sie ihre Kanonen, ihr bestes Verteidigungsmittel, gegen die Preußen tätig zu sein. Ein anderer Fehler von nicht geringerer Bedeutung war, daß die von Kesselsdorf bis Pennrich aufgestellte Infan-

rene nicht am Rand der Berge stand, sondern mehr als 100 Schritt rückwärts, so daß sie den Zugang vom Abgrund herauf nicht mit den kleinen Waffen abwehren und sie erreichen ließen, indem sie sich darauf beschränkten, erst dann zu schießen, als ihr Feind die größte Schwierigkeit überwunden hatte. Allein solche Bemerkungen lassen sich an allen menschlichen Handlungen machen; jeder begeht Fehler, weil keiner vollkommen ist, und wenn wir die in dieser Schlacht vorgefallenen hier erwägen, so geschieht es bloß, daß man in der Folge wenigstens daraus lerne, nicht so grobe Fehler wie die Sachsen zu begehen.

Graf Rutowski und seine ganze Armee kamen in vollem Lauf nach Dresden, sie fanden dort den Prinzen von Lothringen beschäftigt, seine verstreut gelegenen Truppen zu sammeln. Er bot dem Grafen an, am nächsten Tag mit ihm gemeinschaftlich die Preußen anzugreifen, allein der Sachse hatte davon genug. Er schrie zu seiner Entschuldi-

gang an, daß seine Infanterie fast aufgerieben wäre, daß er 10 000 Mann verloren habe, daß es ihm an Waffen und Munition mangle, daß die Soldaten sich noch nicht von ihrem Schrecken erholt hätten. Er fügte hinzu, der König von Preußen stehe im Begriff, zum Fürsten von Anhalt zu stoßen: Dresden sei weder mit Mund- noch Kriegsvorrat versehen, und um die Trümmer der Schlacht bei Kesselsdorf zu retten, müsse man nach Zehista, einem Dorf in den Bergen an der böhmischen Grenze, ziehen. Dieser Plan wurde ausgeführt. Die Sachsen räumten Dresden und ließen nur Miliz darin. Am 16. lagerten sie bei Königstein und schickten ihre Reiterei nach Böhmen, weil sie diese auf sächsischem Gebiet nicht mehr zu ernähren vermochten. Die Armee des Königs rückte am 16. bis Wilsdruff vor; am 17. bildeten seine Truppen die erste Linie und gingen über den Plauenschen Bach.

Der glückliche Erfolg dieses Feldzuges ließ die Langsamkeit, die der Fürst von Anhalt anfangs an den Tag gelegt hatte, vergessen; die Schlacht bei Kesselsdorf hatte über diesen Fehler einen schönen Schleier geworfen. Der König sagte ihm viel Schmeichelhaftes über den Ruhm, den er sich erworben hatte, und sparte nichts, was seiner Eitelkeit gefallen konnte. Der Fürst führte den König auf das Schlachtfeld. Man war weniger erstaunt über die von den Truppen bewältigten, wiewohl sehr großen Schwierigkeiten und über die bedeutende Anzahl der Gefangenen als darüber, daß man das Gefilde von Dresdener Einwohnern bedeckt sah, die ruhig den Preußen entgegenkamen.

Als der König 1744 durch Sachsen zog, hatte der Herzog von Weißenfels 10 Bataillone nach Dresden gelegt; man errichtete damals Batterien, warf Schanzen in den Straßen auf, pflanzte überall, wo ein Pfahl in die Erde gesteckt werden konnte, Palisaden auf, und kein Preuße wagte in diese Hauptstadt einzutreten; 1745 dagegen, als der König mit 80 000 Mann ins Land einrückte und die sächsischen Truppen geschlagen worden waren, ließ man die Tore Dresdens

offen, und die jüngeren Mitglieder des königlichen Hauses, die Minister, der oberste Rat des Landes – alles ergab sich auf Gnade und Ungnade. Das sind die Widersprüche, die sich im Menschen finden, wenn er nicht systematisch verfährt und die Regierenden nicht mit Verstand handeln. Sehr wahrscheinlich war dieses völlige Preisgeben die Wirkung des Mangels an Vorräten, der verworrenen Beratungen und der Bestürzung, in der sich die vornehmsten Minister des Königs von Polen befanden. Die Prinzen konnten sich retten und die Minister nicht minder; sie hatten nur vier Meilen bis Böhmen. Noch mehr muß man darüber erstaunen, daß die Sachsen, da sie doch Dresden aufgeben wollten, 6000 Mann Miliz hineinlegten, deren sie sich zur Ergänzung ihrer Truppen hätten bedienen können.

Bald darauf ließ der König die Vorstadt Dresdens besetzen; der Kommandant wurde aufgefordert, sich zu ergeben. Er antwortete, Dresden sei nicht zum Kriegführen geeignet, und die Minister sandten ein Schreiben, das als eine Art Kapitulation gelten konnte. Der König ordnete die Bedingungen nach Gutdünken. Am 18. rückten die Preußen in die Stadt ein. Die Miliz wurde entwaffnet und diente dazu, die Truppen vollzählig zu machen. Man bekam hier 415 Offiziere und 1500 Soldaten, die bei Kesselsdorf verwundet worden waren. Der König nahm sein Hauptquartier mit dem Generalstab beider Armeen in Dresden.

Überall wurden über die Absichten des Königs, diese Hauptstadt betreffend, die gehässigsten Gerüchte ausgesprengt. Es hieß, der Fürst von Anhalt habe verlangt, daß seine Truppen Dresden plündern sollten, weil ihnen vor der Schlacht die Plünderung dieser Stadt zur Aufmunterung versprochen worden sei. Solche Verleumdungen konnten nur bei dem Hang der Leute zur Leichtgläubigkeit Eingang finden. Niemals hätte der Fürst von Anhalt es gewagt, dem König einen so barbarischen Antrag zu machen. Zudem kann man nur undisziplinierten Truppen so etwas versprechen, nicht aber Preußen, die für die Ehre und für den

Ruhm kämpfen. Der Grund ihrer Siege darf nur in dem Ehrgefühl ihrer Offiziere und dem Gehorsam der Truppen gesucht werden.

Kaum war der König in Dresden angelangt, als er den Kindern des Königs von Polen einen Besuch abstattete, um ihre Sorgen zu beschwichtigen und sie gänzlich zu beruhigen. Er suchte ihr Unglück zu mildern, indem er ihnen sorgfältig alle ihnen gebührende Ehren erweisen ließ; selbst die Schloßwache wurde ihnen zu Befehl gestellt. Der König

schrieb hierauf an Villiers (s. Anhang 4), er sei verwundert gewesen, am Schlachttag Friedensvorschläge zu erhalten, habe sich aber, um die Verhandlungen abzukürzen, selbst nach Dresden begeben; das Glück, das ihn begünstigt habe, setze ihn in den Stand, das schlechte Betragen, die Doppelzüngigkeit und Treulosigkeit, deren sich Graf Brühl in allen seinen Unterhandlungen bedient habe, ernstlich zu ahnden; indessen wolle er, weit entfernt von so niederer Denkart, dem König von Polen – aber zum letztenmal – seine Freundschaft anbieten; er hoffe, daß die Herren von Bülow und von Rex ihre Vollmachten empfangen hätten, damit man ohne weitern Aufschub mit ihnen abschließen könne. Schließlich werde er nicht von den Verbindlichkeiten, die er

im Vertrag von Hannover dem König von England gegenüber übernommen habe, abgehen; er seinerseits werde, keinesfalls durch das Glück geblendet, seine Ansprüche weder steigern noch sie verringern, und die Königin von Ungarn dürfe also nicht erwarten, seinen Entschluß ändern zu können. Zuletzt ersuchte der König Villiers, ihm die letzten Worte des Königs von Polen genau zu berichten, damit dem Abschluß des Friedensvertrages in Deutschland und im Norden keine neuen Hindernisse in den Weg gelegt würden. Bald darauf ließ der König alle sächsischen Minister zu sich berufen; er wiederholte ihnen alles, was geschehen war, setzte ihnen seine Gesinnung und die gemäßigten Friedensbedingungen, die er seinen Feinden anböte, auseinander. Es gelang ihm, sie zu überzeugen, daß diese Bedingungen von der Art wären, wie sie sie selber nur wünschen oder vorschreiben könnten, und daß ihr König nichts Besseres tun könne, als diese zu unterschreiben.

Überdies wurden Vorkehrungen getroffen, daß die Truppen strenge Manneszucht beachteten. Der König zeigte in seinem Tun die möglichste Sanftmut, damit das benachbarte und unglückliche Land die Geißel des Krieges, an dem das Volk unschuldig war, nur schwach empfände. Um der Sitte zu genügen, wurde in der Kirche ein Tedeum gesungen, während die Artillerie der Stadt drei Salven gab, und abends wurde die Oper »Arminius« aufgeführt.

Diese kleinen Dinge verdienen ihre Erwähnung nur wegen der Anekdoten, die sie veranlaßten. Alles, sogar die Oper, war in Brühls Händen ein Mittel, um auf seinen Herrn einzuwirken. Er hatte bei Gelegenheit der Ungnade Sulkowskis und der angeblichen Verbrechen, die der König ihm verzieh, »La clemenza di Tito« aufführen lassen. »Arminius« wurde während des letzten Krieges gespielt, um auf den Beistand anzuspielen, den August III. der Königin von Ungarn gegen Franzosen und Preußen gab, die man beschuldigte, alles unterdrücken zu wollen. Die schmeichelnden Lobeserhebungen der italienischen Poesie, durch den Zauber der

Musik erhöht und ausströmend aus der weichen Kehle der Kastraten, überzeugten den König von Polen, er sei ein Muster der Fürsten und Vorbild der Menschheit. Die Sänger ließen einen Chor aus der Oper aus, den sie in Gegenwart der Preußen nicht vorzutragen wagten, weil die Worte gerade auf die jüngsten Vorfälle in Sachsen angewandt werden konnten, nämlich diese:

Sulle rovine altrui
Alzar non pensi il soglio,
Colui che al sol'orgoglio
Riduce ogni virtù*.

Die Chöre in den Opern waren bei August eben das, was die Prologe zu denen Ludwigs XIV. waren.
Während in Dresden das Tedeum und Opern gesungen wurden, kam der mit Ungeduld erwartete Villiers aus Prag an und brachte Vollmachten und alle nötigen Beglaubigungen für die sächsischen Minister mit, um den Frieden abzuschließen. Ihm folgte Graf Friedrich Harrach, der in gleichem Auftrag von der Kaiserin-Königin kam.
Als man alles in Dresden vorbereitete, um die Unruhen Deutschlands zu stillen, erhielt der König auf den rührenden Brief, den er von Berlin aus an Ludwig XV. geschrieben hatte, um ihn um Beistand zu bitten, die folgende Antwort. Sie war von seinen Ministern entworfen und vom König nur abgeschrieben worden und lautete:

Mein Herr Bruder!

Ew. Majestät bestätigen mir in Ihrem Schreiben vom 15. November, was ich bereits vom Vertrag von Hannover vom 26. August erfahren hatte. Ich konnte mich über den – ohne mir die geringste Anzeige zu machen – mit

* Auf anderer Umsturz baue der nicht seinen Thron, der bloß in kecken Übermut all seine Tugend setzt.

einem mir feindlichen Fürsten verhandelten, geschlossenen, unterzeichneten und ratifizierten Vertrag nur wundern. Ich bin darüber nicht erstaunt, daß Ew. Majestät sich nicht zu gewaltsamen Maßregeln oder zu einer unmittelbaren und förmlichen Verbindung gegen mich entschließen konnten; meine Feinde müßten Ew. Majestät Gesinnung besser kennen. Es ist eine Beleidigung mehr, Ihnen solchen unwürdigen Antrag gemacht zu haben. Ich rechnete auf Ihre Diversion. Ich habe deren zwei gemacht, nämlich in Flandern und in Italien; ich beschäftigte am Rhein das stärkste Armeekorps der Königin von Ungarn. Meine Opfer und Anstrengungen haben den besten Erfolg gehabt. Ew. Majestät haben die Folgen davon durch den ohne mein Wissen abgeschlossenen Vertrag sehr beeinträchtigt. Hätte die Königin diesen mit unterschrieben, so würde sich ihre ganze böhmische Armee plötzlich gegen mich gekehrt haben; das sind keine Mittel zum Frieden. Ich bin darum nicht minder in Angst über Ihre eigene Gefahr und bin höchst ungeduldig, Sie in Sicherheit zu wissen; Ihre Ruhe wird auch mich erfreuen. Sie sind jetzt stark und der Schrecken unserer Feinde und haben ansehnliche und rühmliche Vorteile über diese errungen; dazu ist auch der Winter, der die Kriegsbewegungen hemmt, Ihr Schutz. Wer weiß Ew. Majestät besser zu raten als Sie selber? Sie müssen nur den Eingebungen Ihrer Einsicht, Ihrer Erfahrung und besonders Ihrer Ehre folgen. Was den Beistand meinerseits anbelangt, der nur in Subsidien und Diversionen bestehen kann, so habe ich alles getan, was mir möglich ist, und werde ferner alles tun, was den Erfolg am besten sichert. Ich vermehre meine Truppen, verabsäume nichts, beeile alles, was den nächsten Feldzug kräftig fördern kann. Wenn Ew. Majestät Pläne haben, die geeignet sind, meine Unternehmungen zu fördern, so ersuche ich Sie, mir solche zu eröffnen, und werde stets gern mit Ew. Majestät im Einverständnis bleiben etc.

Beim ersten Anblick erscheint dieser Brief sanft und artig; aber wenn man die mißlichen Umstände, in denen sich damals der König von Preußen befand, und die vorangegangenen verschiedenen Unterhandlungen mit Frankreich erwägt, so entdeckt man einen um so ungeziemenderen, ironischen Ton, als man gar nicht übereingekommen war, die im Vertrag von Versailles gegenseitig eingegangenen Verpflichtungen mittels Sticheleien zu erfüllen. Entkleidet vom überflüssigen Wortkram, besagt der Brief in Wirklichkeit folgendes: »Es tut mir sehr leid, daß Sie den Vertrag von Hannover geschlossen haben, ohne es mir anzuzeigen, denn wenn die Königin von Ungarn beiträte, so käme der Prinz von Lothringen wieder in das Elsaß. Sehen Sie denn nicht ein, daß der Krieg, den ich in Italien und Flandern führe, eine Diversion ist, die ich zu Ihren Gunsten unternehme? Denn mir liegt nichts daran, ob ich Flandern erobere, und die Einsetzung meines Schwiegersohnes Don Philipp in Italien ist mir gleichgültig. Conti versteht es so gut, die Hauptmacht der Königin von Ungarn in Deutschland im Zaum zu halten, daß er über den Rhein zurückgegangen ist und jeden, der will, einen Kaiser ernennen läßt; daß Traun einen General Grünne nach Sachsen absenden konnte und vielleicht auch noch mit den übrigen Truppen nachkommen kann, falls die Königin von Ungarn ihn gegen Sie zu gebrauchen für gut findet. Ich habe in diesem Feldzug Großes geleistet; es ist auch von Ihnen die Rede gewesen. Ich bedaure die gefährliche Lage, in die Sie aus Liebe zu mir geraten sind; man erwirbt Ruhm nur, wenn man sich für Frankreich aufopfert. Beweisen Sie nur Ausdauer und dulden Sie weiter; machen Sie es wie meine anderen Bundesgenossen, die ich wirklich im Stich ließ, aber denen ich, wenn sie ihrer Besitzungen beraubt wurden, Almosen gab. Gehen Sie mit Ihrem Witz zu Rate und befragen Ihre Anmaßung, die sich bisweilen erkühnt hat, mir Ratschläge zu geben; Sie sind gewiß gewandt genug, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Zudem wird der Winterfrost Ihre Feinde starr machen, und

sie werden Sie nicht bekämpfen können. Wenn Ihnen aber doch ein Unglück zustoßen sollte, so verspreche ich Ihnen, daß die französische Akademie auf Ihr von Feinden zerstörtes Reich eine Leichenrede halten soll. Ihr Name soll in das Martyrologium eingetragen werden, da, wo die Namen der Enthusiasten und der Verbündeten stehen, die sich für Frankreich aufgeopfert haben. Sie sehen, daß ich Diversionen gemacht habe; ich habe Ihnen auch bis eine Million Franken als Subsidien angeboten. Erwarten Sie recht viel von dem Feldzug, den ich nächsten Sommer unternehmen werde, und rechnen Sie darauf, daß ich mit Ihnen in allem einverstanden sein werde, wenn Sie meinem Willen blind folgen und sich überall nach dem, was meinem Interesse gemäß ist, bequemen.«

Sobald die Friedensverhandlungen weit genug vorgerückt waren, daß man den Abschluß mit Sicherheit erwarten durfte, antwortete der König dem König von Frankreich durch ein Schreiben, dessen Inhalt wir wörtlich hierher setzen, weil der in Rede stehende Gegenstand ebenso wichtig als zarter Natur ist.

Mein Herr Bruder!

Nach dem Brief, den ich an Ew. Majestät am 15. November schrieb, durfte ich von Ihrer Seite tätigen Beistand erwarten. Ich will die Gründe nicht untersuchen, die Sie haben mögen, Ihre Bundesgenossen der Laune des Schicksals zu überlassen. Diesmal hat die Tapferkeit meiner Truppen allein mich aus der mißlichen Lage gerissen, in der ich mich befand. Wenn mich die Übermacht meiner Feinde überwältigt hätte, so hätte Ew. Majestät sich begnügt, mich zu bedauern, und Rettung hätte ich nicht gefunden. Wie kann aber ein Bündnis bestehen, wenn die kontrahierenden Teile nicht gemeinschaftlich und eifrig zur gemeinsamen Erhaltung hinwirken? Ew. Majestät geben mir die Weisung, mir selbst zu raten; ich tue dies,

weil Sie es für angemessen finden. Die Vernunft gebietet es mir, einen Krieg zu beendigen, dessen Ursache nicht mehr vorhanden ist, nachdem die österreichischen Truppen nicht mehr in Elsaß stehen und der Kaiser gestorben ist. Alle ferneren Schlachten wären nur vergebliches Blutvergießen. Die Vernunft mahnt mich, an meine eigene Sicherheit zu denken und die große Rüstung der Russen, die von Kurland her mein Königreich bedroht, die Armee des Herrn von Traun am Rhein, die leicht wieder nach Sachsen zurückkommen kann, ferner die Unbeständigkeit des Glücks und endlich den Umstand, daß ich in meinen Verhältnissen seitens meiner Bundesgenossen keine Hilfe zu erwarten habe, in Erwägung zu ziehen. Die Österreicher und die Sachsen schicken eben Minister hierher, um über den Frieden zu verhandeln; ich habe keine andere Wahl, als zu unterzeichnen. Wenn ich somit meine Pflichten gegenüber dem Land, das ich regiere, und gegenüber meiner Familie erfüllt habe, so wird keine Sache mir stärker am Herzen liegen, als Ew. Majestät nützlich sein zu können. Möchte es mir gelingen, der Urheber des allgemeinen Friedens zu werden! Ew. Majestät mögen Ihre Ansichten keinem anvertrauen, der Ihnen treuer wäre als ich und der mit größerem Eifer an Herstellung der Eintracht und des guten Einvernehmens zwischen Mächten arbeitete, die durch lange Zwistigkeiten einander Feinde geworden sind. Ich ersuche Sie, mir Ihre Freundschaft, die mir immer kostbar sein wird, zu erhalten und sich überzeugt zu halten, daß ich bin etc.

Auf diese Weise empfahl man sich artig und führte so triftige Gründe an, daß die Franzosen nichts dagegen einzuwenden vermochten.

Indessen standen die Österreicher und Sachsen noch in der Gegend von Pirna; man mußte sie weiter zurückdrängen, um ruhig am Frieden zu arbeiten. Daher wurde Oberst Retzow mit fünf Bataillonen und einiger Reiterei nach Freiberg

abgeschickt; die Besorgnisse, die er von dieser Seite erregte, beschleunigten den Rückzug der Verbündeten nach Böhmen. Die sächsischen Truppen beliefen sich kaum auf 15 000 Mann. Der seiner Einkünfte beraubte König von Polen hatte kein Geld mehr, seine Truppen zu bezahlen. Er konnte nicht warten, bis sich im Frühling die Russen in Bewegung setzten; er fühlte die Nichtigkeit dieses Beistands – kurz der Drang der Umstände nötigte ihn, den Frieden zu unterzeichnen.

Währenddessen traf Graf Harrach in Dresden ein. Er glaubte, der König würde nach Art der Österreicher, stolz auf seinen Sieg, übermäßige Ansprüche machen; aber bald eines anderen überzeugt, dankte er sogar dem König für das Entgegenkommen, das er bei den Verhandlungen bewies. Der König antwortete ihm nämlich, da die Ursache des Krieges durch Karls VII. Tod aufgehört habe, hege er seitdem dieselbe Gesinnung, die er heute habe. Harrach ließ eine Andeutung zu einer Unterredung des Königs mit der Königin von Ungarn fallen; man wich dem aber aus, da dergleichen Besprechungen sich als unnütz erwiesen hatten und sogar üble Folgen erzeugten. Aber das der Ablehnung beigemischte Lob für die Königin schien den Grafen zu befriedigen.

Der Friede wurde am 25. Dezember 1745 unterzeichnet. Der Beitritt der Königin von Ungarn zum Vertrag von Hannover war nichts weiter als eine reine und einfache Erneuerung des Breslauer Friedens. Die Sachsen versprachen, den Feinden des Königs niemals den Durchzug durch ihr Land – unter welchem Vorwande es auch sei – zu bewilligen. Man einigte sich, den Zoll von Fürstenberg für einige Ländereien gleichen Wertes zu tauschen. Der König von Polen verbürgte sich für die Zahlung einer Kontribution von 1 Million Taler, zu der das Kurfürstentum Sachsen verurteilt wurde, und verzichtete im selben Artikel auf jede Entschädigung der Kriegskosten. Der König von Preußen versprach dagegen, vom Tag der Unterzeichnung an alle Kontributionen

einzustellen, augenblicklich seine Truppen aus Sachsen abzuziehen – mit Ausnahme von Meißen, wo sich das Krankenhaus der Preußen befand, das bis zur Genesung der Verwundeten zugestanden wurde.

So endete nun der Zweite Schlesische Krieg, der 16 Monate gedauert hatte und von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt worden war. Die Sachsen hatten dabei ihren ganzen Haß gegen Preußen und ihren Neid auf die Vergrößerung dieser benachbarten Macht offenbart; die Österreicher kämpften um das Reich und um den Einfluß auf die Reichsangelegenheiten, da sie fürchteten, die Russen könnten einen zu großen Einfluß auf diese erlangen; Preußen aber war den schlimmsten Gefahren ausgesetzt und siegte endlich nur durch die Ordnung und heldenmütige Tapferkeit seiner Truppen.
Dieser Krieg veranlaßte keine großen Umwälzungen, die das Schicksal der Staaten ändern, aber er verhinderte das Eintreten solcher Revolutionen dadurch, daß er den Prinzen von Lothringen nötigte, das Elsaß zu verlassen. Der Tod Karls VII. war ein Umstand, den man nicht vorhersehen konnte. Er störte den Plan, die Kaiserwürde dem neuen österreichischen Haus für immer zu entreißen. Wenn man daher die Sachen ihrem wahren Wert nach abwägt, verursachte dieser Krieg gewissermaßen unnützes Blutvergießen, und die hintereinander errungenen Siege dienten nur dazu, Preußen den Besitz Schlesiens zu sichern. Betrachtet man diesen Krieg nur in bezug auf Zu- und Abnahme der Kräfte der kriegführenden Mächte, so ergibt sich, daß er die Preußen acht Millionen Taler kostete und, als der Friede unterzeichnet wurde, sie nur noch 150 000 zur Verfügung hatten, um den Krieg fortzusetzen. Die Preußen nahmen den Feinden in beiden Feldzügen 45 664 Gefangene ab; nämlich 12 000 in Prag, 1750 in kleinen Streifereien, 250 in Gefechten des Generals Lehwaldt bei Plomnitz und Reinerz, 7136 in der Schlacht bei Hohenfriedberg, 3000 bei der Einnahme von

Kosel, 5000 durch General Nassau bei verschiedenen Gelegenheiten, 250 durch die Zietenschen Husaren, 2030 in der Schlacht bei Soor, 400 durch die Truppen des Markgrafen Karl in Oberschlesien, 427 durch die Ausfälle der Glatzer Besatzung, 1342 durch General Winterfeldt, 271 durch Major Warnery, 1392 in Katholisch-Hennersdorf, 6658 in der Schlacht bei Kesselsdorf und 3758 bei der Einnahme von Dresden.

Die Österreicher machten folgende Gefangene: Das Regiment Kreytzen bei Budweis (1400 Mann); ein Bataillon Pioniere bei Tabor (700) und noch 400 Kranke von der Armee; 300 Mann beim Abzug aus Prag; 300 in Kosel und 1340 in verschiedenen kleinen Gefechten – zusammen 4440, eine weit geringere Zahl als diejenige, die die Österreicher eingebüßt hatten.

Am meisten litten in diesem Krieg Oberschlesien wie auch einige Teile von Niederschlesien, die an Böhmen grenzen: die Kreise Hirschberg, Striegau und Landshut. Das waren aber nur Leiden, die eine gute Verwaltung bald wiedergutmacht. Böhmen und Sachsen litten gleichmäßig am Aufenthalt der großen Armeen; doch wurde dort nichts gänzlich zerstört. Die Königin von Ungarn sah sich genötigt, all ihren Kredit aufzubieten, um Mittel zur Fortsetzung des Krieges herbeizuschaffen; sie bezog zwar Subsidien von England, aber diese reichten nicht aus, die Summen zu ersetzen, die die Operationen ihrer Armee in Flandern, am Rhein, in Italien, Böhmen und Sachsen gekostet hatten.

Den König von Polen kostete der Krieg mehr als fünf Millionen Taler. Er bezahlte seine Schulden in Papiergeld und druckte dafür neues Papier, denn Brühl verstand die Kunst, seinen Gebieter methodisch zugrunde zu richten.

Der König von Preußen widmete seine Aufmerksamkeit zunächst der Wiederherstellung seiner Armee. Er ergänzte sie größtenteils durch österreichische oder sächsische Gefangene, die er aussuchen konnte. Auf diese Weise wurden seine Truppen auf Kosten der fremden Mächte vervollstän-

digt, und das Vaterland hatte nur 7000 Mann zu stellen, um die Verluste, die so viele blutige Schlachten verursacht hatten, zu ersetzen. Seitdem sich in Europa die Kriegskunst vervollkommnet, seitdem die Staatsklugheit ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Mächten herzustellen verstanden hat, verursachen die größten Unternehmungen in ihren Folgen selten solche Wirkungen, wie man erwarten würde. Das Gleichgewicht der Kräfte und der Wechsel der Verluste und Siege bewirken, daß sich selbst nach dem erbittertsten Kampf die Feinde am Ende ungefähr in demselben Zustand befinden, in dem sie zuvor waren. Die Erschöpfung der Finanzen erzeugt endlich den Frieden, der eher das Werk der Menschlichkeit als des Zwangs sein sollte.
Wenn also das Ansehen und der Ruhm der Waffen einige Opfer verdienen, so ist Preußen für die Opfer dieses zweiten Krieges durch jene hinlänglich belohnt worden; das ist aber auch sein ganzer Gewinn, und dieser Schatten erweckte ihm noch Neider.

Briefe des Königs an Herrn von Villiers

1. Antwort auf dessen Schreiben vom 30. November aus dem Hauptquartier zu Görlitz, vom 1. Dezember 1745

Mein Herr!

Ich glaube, daß England und ganz Europa von meiner Mäßigung überzeugt sein müssen. Wenn der König von Polen mich nicht durch sein übles Benehmen genötigt hätte, in sein Land einzurücken, so wäre ich niemals dahin gekommen; jedoch bin ich, ungeachtet aller Vorteile, die ich, wie ganz Europa sieht, über meine Feinde errungen habe, immer noch zum Ausgleich bereit. Allein, da ich aus Erfahrung nur allzu gut weiß, wie der Hof zu Dresden alle günstigen Gelegenheiten zu nützen pflegt, kann ich die Feindseligkeiten nicht eher einstellen lassen noch meine Truppen aus diesem Land zurückziehen, bis der König von Polen dem Vergleich von Hannover schlechthin und ohne Vorbehalt beigetreten ist. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich mit der größten Ungeduld die Nachricht davon erwarte und von dem Augenblick an, da ich diese empfangen werde, meine Maßnahmen danach zu treffen gesonnen bin.

Sie selbst sehen wohl ein, daß dasjenige, was Sie mir schreiben, nicht hinreicht, um den glücklichen Fortschritt eines siegreichen Heeres aufzuhalten, und daß der Dresdener Hof dadurch, daß er auf Verfügung seitens des Wiener Hofes warten will, sich nur eine Hintertür offenzuhalten gedenkt. Wenn ich meinerseits nur irgend mehr Aufrichtigkeit wahrnehme und wenn Sie mir im Namen des Königs von England für die Folgen einstehen wollen, so bin ich gern bereit, alle freundlichen Vorschläge, die Sie zur Herstellung eines festen und dauerhaften Friedens machen wollen, anzunehmen. Ich

verlange von Ihnen hierauf nur eine bestimmte Antwort, und dann soll der König von Polen sehen, daß ich nichts sehnlicher wünsche als das Wohl seiner Untertanen und die Errichtung einer dauernden Freundschaft mit meinen Nachbarn. Es wird lediglich von ihm abhängen, diese Freundschaft in Zukunft zu erhalten und davon mehr Nutzen zu haben als von der seiner anderen Bundesgenossen. Ich ersuche Sie, diese Angelegenheit mit Ihrer mir bekannten Gewandtheit und Aufrichtigkeit zu ordnen, was mit der Absicht Ihres Königs, den Frieden in Deutschland herzustellen und einen Krieg zweier Nachbarn, der für beide Teile nur nachteilig und verderblich ist, beizulegen, ganz und gar übereinstimmt. Seien Sie versichert, daß das Schicksal Sachsens von Ihrer Unterhandlung abhängt. Ich bin etc.

2. Antwort auf dessen Schreiben vom 4. Dezember; aus dem Hauptquartier zu Bautzen, am 5. Dezember

Mein Herr!

Ich weiß nicht, wer von uns beiden – ich oder die Sachsen – Ihnen für die Herstellung des Friedens Ursache zu danken haben wird. Wenn ich meinen Nachbarn Leid antue, so geschieht es sicherlich gegen meine Neigung. Ich bin zu diesem äußersten Schritt gezwungen; dennoch verschaffe ich dem König von Polen alle mögliche Erleichterung, um aus dieser mißlichen Lage zu kommen. Um also diesem unheilvollen Krieg ein Ziel zu setzen, wird der König von Polen einem seiner Minister ohne Aufschub die nötigen Vollmachten erteilen müssen, und ich sende Ihnen hierbei dafür einen Paß. Ich habe meinem Kabinettsminister, dem Grafen von Podewils, Befehl gesandt, sich ungesäumt hierher zu begeben. Dann wird der Vergleich gehörig entworfen werden können, und sobald ihn der König von Polen genehmigt

haben wird, will ich sein Land und seine Festungen räumen und die Feindseligkeiten einstellen. Was den Artikel der Einstellung der Kontributionen und des Ersatzes für verursachten Schaden anbetrifft, so können jene nicht eher aufhören, bis der König von Polen die von seinen Ministern aufgesetzten Präliminarartikel bestätigt hat; für den Verlust aber, den seine Untertanen erlitten haben, kann ich ebensowenig entschädigen, als er oder die Königin von Ungarn mir den Schaden, den sie mir in Schlesien zugefügt haben und noch zufügen, ersetzen werden.

Es wird mir sehr erfreulich sein, wenn Sie, mein Herr, den von seinem Herrn bevollmächtigten sächsischen Minister begleiten wollen. Dies wird mir das Vergnügen gewähren, einen Mann zu sprechen, den ich sehr hochachte und der, von den echten Gesinnungen, wie sie ein Minister haben muß, erfüllt, die Fackel der Zwietracht und des Krieges löscht und den Völkern Frieden und Ruhe verschafft. Ich glaube auch, daß Sie keine Zeit verlieren dürfen, um von Ihrem Hof die wegen der Gewährleistung Großbritanniens nötigen Vollmachten zu erlangen und Sorge zu tragen, daß auch Herr von Bestushew und der holländische Minister sich danach richten. Ich betrachte diesen Friedensschluß als die Grundlegung zur Herstellung der Ruhe in Deutschland. Die Königin von Ungarn wird diesem sofort beitreten oder doch nicht sehr lange Anstand nehmen.

Übrigens habe ich mit schmerzlicher Empfindung vernommen, daß der König von Polen seine Hauptstadt verlassen hat. Er mißkennt hierin meine Denkart ganz und gar. Ich habe ihn jederzeit persönlich hochgeschätzt, und selbst in der ärgsten Kriegswut würde man doch seinem Stand und seiner Familie die schuldige Ehrerbietung immer bewiesen haben. Sie können den König meiner freundlichen und aufrichtigen Gesinnung versichern und daß es bloß von ihm abhängt, daß unsere beiden Höfe künftig stets einander eng befreundet bleiben. Ich ersuche sie, sich der Achtung versichert zu halten, mit der etc.

3. Antwort auf dessen Schreiben vom 9. Dezember; aus demselben Hauptquartier, vom 11. Dezember

Mein Herr!

Ich kann den Eifer und die Tätigkeit, die Sie zeigen, um dem König von Polen Worte des Friedens und der Aussöhnung vorzubringen, nicht genug rühmen. Sosehr ich aber Ursache habe, mit Ihrem Verfahren zufrieden zu sein, ebensosehr bin ich erstaunt, daß wir – weder Sie mit Ihren fortgesetzten Bemühungen noch ich mit so großer Mäßigung bei allen Vorteilen des Glücks – den unversöhnlichen Geist des Dresdener Hofes nicht zu bewegen vermögen. Wahrlich, man hätte sich kaum vorstellen können, daß ein Hof, der sich für gezwungen hält, seine Hauptstadt zu verlassen, noch schwere Bedingungen würde vorschreiben wollen, zumal, wenn man aufrichtig nur Freundschaft und Frieden von ihm fordert. Noch steht es beim König von Polen, den Frieden zu erlangen, wann er will. Ich hingegen folge den Regeln der Kriegführung und wiederhole Ihnen hiermit nochmals, was ich schon in meinem vorigen Schreiben gesagt habe: daß mit dem Tag, an dem der König von Polen den Vertrag unterzeichnet haben wird, die Feindseligkeiten und Brandschatzungen aufhören sollen. Wäre das Waffenglück meinen Feinden günstig gewesen, so weiß ich nicht, ob man dabei stehengeblieben wäre, in meinen Ländern Kontributionen einzutreiben, und nicht vielmehr alles mit Feuer und Schwert verheert und von mir ganze Provinzen zum Opfer verlangt hätte. Sie werden gestehen, daß mein Verfahren viel glimpflicher ist und daß ich, nachdem ich das Glück gehabt habe, die gefährlichen Anschläge, die die Höfe in Wien und Dresden gegen mich geschmiedet haben, zu vereiteln, dennoch in allen Beziehungen nur das in Europa allgemein übliche Kriegsrecht ausübe. Ist es dem König von Polen ernst, seine Erbländer dem Verderben zu entziehen, so ist meines Erachtens das sicherste Mittel, um diesem vorzubeugen, den

Frieden anzunehmen, den ich ihm so bereitwillig anbiete. Denn jedermann muß ohne Haß und Erbitterung einräumen, daß eine Armee von 80 000 Mann in einem Land wie Sachsen dieses notwendig mit der Zeit verwüsten muß. Meine Hände sind unschuldig an allem Unheil, das kommen wird, und ich rufe den Himmel und ganz Europa zu Zeugen, daß, wenn der König von Polen in seiner Unversöhnlichkeit beharrt, niemand es mir verargen wird, wenn ich zu den äußersten Mitteln schreite. Aus Menschenliebe mögen Sie, mein Herr, alles aufbieten, um zu vermitteln, daß zwei benachbarte Höfe sich nicht zugrunde richten. Seien Sie das Organ meiner Gesinnung, so wie in Ihren Händen bereits meine Angelegenheiten liegen, und retten Sie Sachsen aus seinem gegenwärtigen Elend und dem Unheil, von dem es noch bedroht wird. Ich bin etc.

Nachschrift:

Der Graf von Podewils ist seit gestern hier. Er wird noch verweilen, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, das sächsische Ministerium zu gerechteren und billigeren Gesinnungen zu bewegen. Der König von Polen möge also meine gegenwärtige Stimmung nützen und mich nicht zum Äußersten treiben.

Ich werde Ihnen morgen meine Bemerkungen zum Aufsatz des Grafen Brühl senden; Sie mögen davon nach Gutdünken Gebrauch machen. Finden Sie diese minder geeignet, die Gemüter zu besänftigen als aufzuregen, so bleibt es Ihnen anheimgestellt, sie dem Hof nicht zu eröffnen.

Inzwischen reise ich ab, um die Kriegsbewegungen mit neuer Tätigkeit zu leiten und meine Sicherheit zu begründen; sei es durch gänzliche Vernichtung meiner Feinde oder durch Erzwingung eines billigen Friedens. Wie es aber auch kommen möge, so werde ich Ihnen für Ihr treffliches Verfahren stets verbunden bleiben, und wenn ich Ihnen an Ihrem Hof irgend nützlich sein kann, so werde ich meinen ganzen Einfluß mit Wärme anwenden, um Ihnen zu beweisen, daß Sie nicht einem Undankbaren dienen.

4. Antwort auf dessen Schreiben aus Prag vom 13. Dezember; Dresden, den 19. Dezember 1745

Mein Herr!

Ich war nicht wenig erstaunt, an einem Schlachttag Friedensvorschläge zu erhalten, und wurde durch die Rückkehr des Prinzen Karl von Lothringen nach Sachsen vom Mangel an Aufrichtigkeit der sächsischen Minister hinlänglich überführt. Das Glück, das meiner Sache beigestanden ist, hat mich in die Lage versetzt, diese Verfahrensart nachdrücklich zu rügen. Allein weit entfernt von solcher Gesinnung, biete ich dem König von Polen hiermit zum letztenmal meine Freundschaft an. Mein Glück blendet mich nicht, und obgleich ich Ursache hätte, durch meine Verhältnisse übermütig zu sein, so bleibe ich doch der Gesinnung treu, den Frieden dem Krieg vorzuziehen. Ich erwarte, daß Herr von Bülow und Herr von Rex ihre Vollmachten erhalten, damit der Graf Podewils, der diesen Abend oder morgen hier eintrifft, mit ihnen sogleich die Konferenzen beginnen könne.

Übrigens kann ich Ihnen meine Verwunderung nicht verhehlen, daß ein englischer Minister mir raten könne, von einem Vertrag, den ich mit dem König, seinem Herrn, geschlossen habe und für den Großbritannien Gewähr leistet, abzugehen. Sie sollen eher mich und meine ganze Armee zugrunde gehen sehen, als daß ich auch nur das mindeste von jenem Vertrag nachließe. Wenn also die Königin von Ungarn endlich Frieden schließen will, so will ich ihn – jedoch nur nach Inhalt des Vertrages von Hannover – unterzeichnen, und wenn sie dies gänzlich zurückweist, so werde ich berechtigt sein, meine Forderungen gegen sie zu erhöhen.

Bringen Sie mir daher die letzten Entschließungen des Königs von Polen, damit ich weiß, ob er den gänzlichen Untergang seines Landes dessen Erhaltung, die Eingebun-

gen des Hasses denen der Freundschaft vorziehe oder, mit anderen Worten, ob er lieber das schreckliche Feuer dieses Krieges wieder anschüren als mit seinen Nachbarn Frieden haben und Deutschlands Ruhe fördern wolle. Ich bin etc.

Zu Menzels Illustrationen

Seite 19 Prinz Eugen, Bleistiftzeichnung

Seite 72 Friedrich sieht seine Vorfahren mahnend aus den Grüften steigen

Seite 85 Friedrich, in der Gestalt eines Kentauren, bietet der Amazone Maria Theresia die Hand zur Versöhnung, ehe er die Feindseligkeiten eröffnet

Seite 146 Jugendbildnis der Königin Maria Theresia

Seite 165 Kardinal Fleury, der schwächliche Leiter der französischen Politik

Seite 196 Bau an den preußischen Festungen während der Friedenszeit

Seite 286 Die Preußen werden in den böhmischen Wäldern von den Österreichern überfallen. Der bei dem Waffenversteck lauernde Mönch deutet den Einfluß des österreichischen Klerus

Seite 294 Kaiser Karl VII.

Seite 325 Moritz von Sachsen, Marschall von Frankreich

Seite 335 Ein Dragoner des Regiments Bayreuth vor den Trophäen von Hohenfriedberg

Seite 398 Beerdigung der Toten von Kesselsdorf

INHALT

Vorrede · Seite 5

Erstes Kapitel · Einleitung · Seite 17

Zustand Preußens bei Friedrich Wilhelms Tod · Charakter der europäischen Fürsten, ihrer Minister und Generale Begriff ihrer Kräfte, Mittel und Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten Zustand der Wissenschaften und schönen Künste · Ursachen des Krieges gegen Österreich

Zweites Kapitel · Seite 73

Gründe zum Krieg gegen die Königin von Ungarn nach dem Tod Kaiser Karls VI. · Winterfeldzug in Schlesien 1740

Drittes Kapitel · Seite 97

Feldzug von 1741 · Friedensverhandlungen · Huldigung Breslaus · Rückkehr nach Berlin

Viertes Kapitel · Seite 133

Politische Gründe zum Waffenstillstand · Krieg der Franzosen und Bayern in Böhmen · Spanien erklärt sich gegen Österreich · Reichstag · Staatsumwälzung in Rußland · Verschiedene Unterhandlungen

Fünftes Kapitel · Seite 147

Einfall der Österreicher in Bayern Abreise des Königs · Vorgänge in Dresden, Prag und Olmütz · Pfütschners Unterhandlung Feldzug in Mähren, Österreich und Ungarn · Unterhandlungen Gianninis · Einschließung Brunns · Der König verläßt Mähren und geht zur böhmischen Armee nach Chrudim · Was in Mähren nach seiner Abreise vorging · Ministerwechsel in London · Fruchtlose Unterhandlungen in Chrudim, die den Entschluß hervorbringen, die Österreicher durch eine Schlacht zum Frieden zu veranlassen

Sechstes Kapitel · Seite 167

Begebenheiten vor der Schlacht bei Chotusitz · Schlachtplan · Schlacht bei Sahay · Belle-Isle kommt ins preußische Lager und reist nach Sachsen ab · Breslauer Friede

Siebentes Kapitel · Seite 181

Der Friede · Mitteilung an die Verbündeten · Krieg in Italien · Vereinigung der Hannoveraner mit den Engländern in Flandern · Krieg in Finnland · Übergabe von Friedrichshamm · Berufung des Herzogs von Holstein zum schwedischen Thronfolger · Maillebois rückt in Böhmen und Bayern ein · Unterhandlungen der Franzosen und Engländer in Berlin und andere Begebenheiten bis 1743

Achtes Kapitel · Seite 197

Begebenheiten der Jahre 1743 und 1744 und alles, was vor dem preußischen Krieg vorfiel

Neuntes Kapitel · Seite 227

Unterhandlungen im Jahre 1744 und Vorgänge bis zum Krieg Preußens gegen Österreich

Zehntes Kapitel · Seite 246

Feldzüge in Italien, Flandern und am Rhein, und endlich Feldzug des Königs

Elftes Kapitel · Seite 287

Die Österreicher fallen in Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz ein; sie werden vom Fürsten von Anhalt und dem General Lehwaldt zurückgeworfen · Unterhandlungen in Frankreich · Tod Karls VII. · Umtriebe der Franzosen in Sachsen · Neue Unterhandlungen mit den Franzosen · Friedensverhandlungen mit England · Schwierigkeiten, die dagegen aus dem Warschauer Vertrag entstehen · England verspricht seine Vermittlung · Vorbereitungen zum Feldzug · Der König geht nach Schlesien · Der junge Kurfürst von Bayern macht im Jahre 1745 in Füssen Frieden mit Österreich

Zwölftes Kapitel · Seite 309

Feldzug in Italien · Feldzug in Flandern · Vorfälle am Rhein · Begebenheiten vor den Kriegsoperationen des Jahres 1745

Dreizehntes Kapitel · Seite 326

Schlacht bei Hohenfriedberg · Einmarsch in Böhmen; was da vorging · Schlacht bei Soor · Rückkehr der Truppen nach Schlesien

Vierzehntes Kapitel · Seite 370

Revolution in Schottland, die den König von England zwingt, Hannover zu verlassen, und die Friedensverhandlungen verzögert · Entdeckung eines Anschlags der Österreicher und Sachsen auf das Brandenburgische · Widersprüche im Ministerrat · Feldzugsplan · Der Fürst von Anhalt zieht seine Armee bei Halle zusammen · Der König reist nach Schlesien · Lausitzer Feldzug Der Fürst von Anhalt zieht nach Meißen · Schlacht bei Kesselsdorf · Einnahme Dresdens · Friedensverhandlungen und Friedensschluß

Anhang · Seite 412

Briefe des Königs an Herrn von Villiers

8-2-4-1-2

In ähnlicher Ausstattung liegen vor:

Friedrich der Große
Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg

Voltaire
Romane und Erzählungen

Winckelmann
Geschichte der Kunst des Altertums

Diderot
Die indiskreten Kleinode

Carl Justi
Diego Velazquez
und sein Jahrhundert

Das malerische und romantische Deutschland
Sächsische Schweiz
Schwaben
Franken
Thüringen
Der Harz
Riesengebirge
Tirol und Steiermark
Die Donau
Der Rhein
Nordsee und Ostsee

Ludwig Braunfels
Die Mainufer

Verlag Lothar Borowsky

Da dieses Werk für die Nachwelt bestimmt ist, so fühle ich mich frei von dem Zwang, die Lebenden zu berücksichtigen und eine gewisse, mit der offenen Wahrheit nicht verträgliche Schonung zu beachten; ich werde ohne Rückhalt und ganz laut aussprechen können, was man im stillen denkt. Die Fürsten werde ich schildern, wie sie sind, ohne Vorliebe für die, die meine Verbündeten, und ohne Haß gegen die, die meine Feinde waren; von mir selbst werde ich nur sprechen, wenn es durchaus nötig ist, und man wird mir erlauben, von mir nach Cäsars Beispiel – um nicht tadelnswerte Eigenliebe zu zeigen – in der dritten Person zu reden. Die Nachwelt richtet uns, und wenn wir klug sind, kommen wir ihr durch strenge Selbstbeurteilung zuvor.